Als die ersten Katholikinnen und Katholiken im 19. Jahrhundert in die reformierte Gegend Brugg-Windisch zuwanderten, war ein tolerantes Zusammenleben unvorstellbar. Die katholische Minderheit lebte und feierte getrennt von der reformierten Mehrheit.

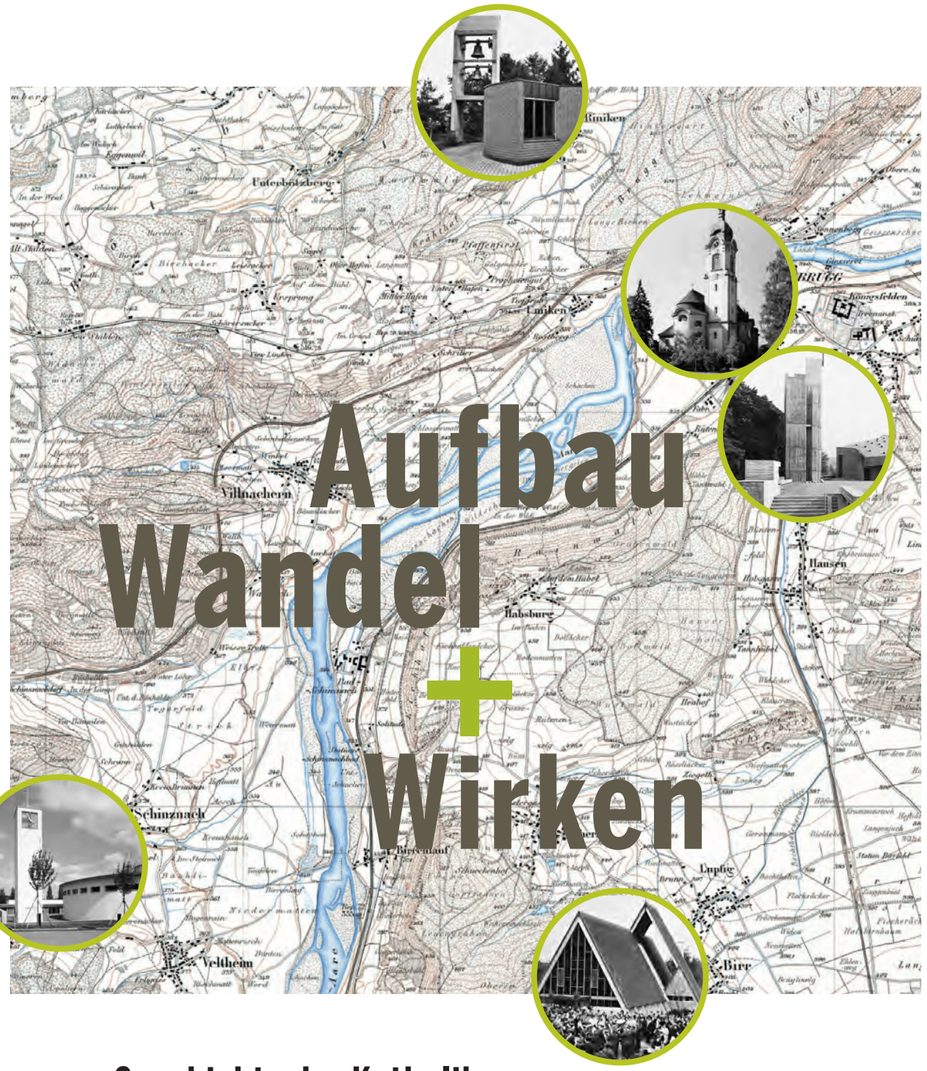
Seither hat sich vieles getan. Die Geschichte der Katholiken des Bezirks Brugg zeigt, wie sich der ehemals reformiert geprägte Bezirk zu einem konfessionell gemischten entwickelte. Es ist die Geschichte eines eindrücklichen gesellschaftlichen Wandels von der Diaspora zur Ökumene, vom Ankommen in einer neuen Heimat, die aktiv mitgestaltet wird. Aufbau, Wandel und Wirken kennzeichnen die Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg. Als Minderheit entwickelten sie sich zu selbstbewussten Akteuren in Gesellschaft, Wirtschaft, Militär, Politik, Kultur und Bildung.

Das Buch ist eine Fundgrube an Geschichten über Menschen aus Windisch, Brugg, dem Schenkenbergertal, dem Bözberggebiet und dem Birrfeld. Oft besassen sie Pioniercharakter innerhalb der römisch-katholischen Kirche: im Umgang mit Laien und mit Frauen in der Seelsorge, im Eintreten für die Ökumene und im Engagement für die Jugend und die Länder des Südens.

ISBN 978-3-033-0588-0

Astrid Baldinger Fuchs
Max Baumann, Titus J. Meier

Aufbau, Wandel + Wirken
Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg



Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg

Astrid Baldinger Fuchs,
Max Baumann, Titus J. Meier

00_Buchumschlag_Aufbau_Wandel_Wirken.indd Alle Seiten
26.10.16 09:07

Aufbau, Wandel + Wirken

Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg

Aufbau, Wandel und Wirken: Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg, 2. Aufl. 2018 ©Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg

Aufbau Wandel + Wirken

Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg

Astrid Baldinger Fuchs,
Max Baumann, Titus J. Meier

Herausgeberin:
Römisch-Katholische Kirchgemeinde Brugg

Aufbau, Wandel und Wirken: Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg, 2. Aufl. 2018 ©Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg

Herausgeberin
Römisch-Katholische Kirchgemeinde Brugg

Steuerungsausschuss «Projekt Kirchengeschichte»
Seelsorgerin Dorothee Fischer, Kirchenpfleger Wilhelm Knecht und Hans Schilling

Impressum
Lektorat: Max Baumann, Stilli; Karin Müller, Binningen
Fachlektorat: Urban Fink, Luzern
Korrektorat: web-text.ch, Esther Sophia Bühler
Gestaltung und Satz: Silvana Pasquier-Pauli, Gümligen
Lithos: Beat Fuchs, Effingerhof AG, Brugg
Druck: Effingerhof AG, Brugg
Vertrieb: Römisch-Katholische Kirchgemeinde Brugg, Stapferstrasse 17, 5200 Brugg
© 2016 Römisch-Katholische Kirchgemeinde Brugg

Buchumschlag
Vorderseite: Siegfriedkarte von 1904, Reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA160249);
Bilder der fünf Kirchenzentren
Rückseite: Italienische Gastarbeiter der Firma G+F in Brugg, Centro in Lauffohr,
Kinder am Jubiläumsfest 50 Jahre Pauluskirche

ISBN 978-3-033-05888-0
www.kathbrugg.ch

Inhalt

Grusswort von Bischof Felix Gmür 7
Grusswort von Luc Humbel, Präsident der Landeskirche 8
Vorwort der Autoren 9

Ursprung und Anfänge der Pfarrei und der Kirchgemeinde Brugg · *Max Baumann* **10**

Albert Hausheer: Zwei Priestertage in der Diaspora 36
Olga Knecht: Eine katholische Kindheit 54

Leben in der Pfarrei St. Nikolaus · *Titus J. Meier* **58**

Wilhelm Knecht: Wie Dominosteine führte das eine zum anderen 96

Von der Diaspora zur Ökumene · *Titus J. Meier* **100**

Stephan Leimgruber: Glaube ist heute ein Lebensentwurf mündiger Menschen 118

Wachstum und Regionalisierung · *Astrid Baldinger Fuchs* **122**

Eugen Vogel: Ein Traum ging in Erfüllung 150

Öffnung und Integration · *Astrid Baldinger Fuchs* **156**

Josef Elser: Das Gewissen ist wichtiger als die Lehrmeinung 172

Ohne Laien keine Kirche · *Astrid Baldinger Fuchs* **176**

Martin Vögtli: Ein einmalig ökumenisches Verhältnis 194

Frauen übernehmen Leitungspositionen · *Astrid Baldinger Fuchs* **198**

Rita Bausch: Eine eigenständige Denkerin und Pionierin 212

Von der lateinischen Messe zum Wortgottesdienst · *Astrid Baldinger Fuchs* **218**

Rita Strebel: Der Wandel in der Kirche war enorm 232

Glaube wird individuell · *Astrid Baldinger Fuchs* **236**

Gerda Sonderegger: In allem ist Glaube 252

Kirchenarchitektur und Kunst · *Astrid Baldinger Fuchs* **256**

Isidor Hodel: Kirche ist veränderbar 272

Weichenstellung · *Christoph Sterkman · Simon Meier · Pater Solomon Okezie Obasi* **277**

Grussworte, Dank, Sponsoren-Statements, Akzente 282
Anhang: Personenverzeichnis, Abkürzungen, Quellen, Literatur, Bildnachweis, Autoren 302

Hans Kamber: Einem Exkommunizierten gaben sie kein Geld 314
Katharina Heierli: Wir wurden immer selbstständiger 316
Kurt Rüegg: Wir sind die Kirche! 318
Franz Xaver Amrein: Zehn Leben genügten nicht, um das Evangelium auszuloten 322

Menschen prägen die Geschichte

Bischof Felix Gmür

Grusswort

Liebe Leserin, lieber Leser
Mit dem vorliegenden Buch halten Sie «konkrete» Geschichte in Ihren Händen. Sie werden darin unter anderem nachverfolgen können, wie in der Kirchgemeinde Brugg aus eins zwei werden konnten, schliesslich fünf, die sich letztlich in einem wiederfinden. Wundergeschichten? Ja, vielleicht hat es die dafür auch gebraucht – zumindest ein glaubendes Vertrauen daran. Im vorliegenden Buch jedoch wird die historische Geschichte zur Sprache kommen. Sie zeigt auf, wie aus einer Kirchgemeinde und einer Pfarrei zwei Pfarreien mit fünf Kirchenzentren entstehen, die sich wiederum zu in einem gemeinsamen Pastoralraum zusammenschliessen. Mit Freude habe ich dem grossen Errichtungsfest für den Pastoralraum Region Brugg-Windisch am 30. Oktober 2016 in Windisch vorstehen können.
Für den ganzen Pastoralraum wünsche ich mir, dass die grossen Stärken dieser Kirchgemeinde, von der Sie beim Stöbern durch dieses Buch viel mitbekommen werden, zum Tragen kommen mögen. Ich denke da an die starke Eigenprägung der unterschiedlichen Zentren, an die Vielfalt der Nationen, die der Kirchgemeinde angehören, an die starke Gewichtung der Ökumene, an das innovative Betreiben einer Kindertagesstätte, an das Engagement zum Aufbau des kirchlichen Sozialdienstes und an vieles mehr.
Lieber Leser, liebe Leserin, vielleicht sind Sie ein Teil der Geschichte dieser Kirchgemeinde. Vielleicht werden Sie im Innern des Buches sogar erwähnt oder kennen eine interviewte Person. Es sind immer Menschen, die Geschichte ausmachen und prägen. Ich danke allen, die sich für das Gelingen ihrer Kirche vor Ort einsetzen. Sie schreiben mit ihrem Einsatz und Engagement immer wieder weiter an der Geschichte der Kirche und dem, was ihr ureigenes Wesen ausmacht als Ort der Begegnung von Gott und Mensch.
Ich wünsche Ihnen eine frohe und anregende Lektüre.

Mit segensreichen Grüssen

Bischof Felix Gmür

Eine Kirchgemeinde mit Ausstrahlung

Luc Humbel

Grusswort

Mit dem Begriff «aggiornamento» hat Papst Johannes XXIII. den Sinn und Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils in ein Wort gefasst und damit die notwendige Öffnung und Erneuerung der römisch-katholischen Kirche zum Programm gemacht. Weil die Kirchgemeinde Brugg mit den Pfarreien Brugg und Windisch das «aggiornamento» seit Jahren lebt, bin ich gerne Teil dieser Gemeinschaft.

Meines Erachtens zeigt sich die Kirchgemeinde Brugg besonders im glaubwürdigen diakonischen Handeln fortschrittlich. So engagierte sie sich beispielsweise mit dem «Tatzelwurm» in der familienergänzenden Kinderbetreuung schon zu Zeiten, als diese Notwendigkeit noch nicht sonderlich anerkannt war. Dann wird nebst der ökumenisch verantworteten «Wegbegleitung» den Menschen am Rande der Gesellschaft mit Rat und Tat zur Seite gestanden: mit dem Sozialdienst, der mittlerweile zu einem Kirchlich Regionalen Sozialdienst ausgebaut wurde. Rasch und unbürokratisch wird unterstützt und befähigt – mitten im Alltag das Evangelium gelebt.

Ebenfalls Pioniergeist beweist die Kirchgemeinde Brugg im Zusammenschluss mit der Kirchlichen Wohnbaugenossenschaft «Faires Wohnen» Aargau. Gemeinsam werden im Birrfeld Pfarreiräume und soziale Wohnungen mit Mehrwert projektiert. Ein solches Engagement ist auch deshalb von grosser Bedeutung, weil die christliche Sozialisierung abgenommen hat. Auf diese Weise glaubwürdig Kirche sein, überzeugt nicht nur die engagierten Pfarreimitglieder. Durch die Bereitschaft, immer wieder neue Wege zu beschreiten, erweist sich die Kirchgemeinde Brugg als wichtige Repräsentantin der Landeskirche, als Leuchtturm der Römisch-Katholischen Kirche im Aargau.

Nun wird das «aggiornamento» mit der Gründung des Pastoralraums auf Pfarreiebene vollzogen. Ein solcher Meilenstein lädt ein, zurückzuschauen, die eigene Geschichte zu reflektieren und durch sie ermutigt und gestärkt vorwärtszugehen. Ich freue mich darauf, in die vorliegende Geschichte der Kirchgemeinde Brugg einzutauchen und gleichzeitig auf viele wegweisende Projekte der Zukunft.

Luc Humbel

Präsident des Römisch-Katholischen Kirchenrates des Kantons Aargau, Präsident der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz

Vorwort

Ein starker Wandel

Titus J. Meier,
Astrid Baldinger Fuchs
Max Baumann

Seit längerer Zeit beschäftigte das Thema einer Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg immer wieder Einzelpersonen und kleinere Gruppen. Schliesslich beantragte die Kirchenpflege der Kirchgemeindeversammlung einen Kredit zur Neuordnung der Quellen in den verschiedenen Archiven. 2014 stimmte die Kirchgemeinde der Aufarbeitung des Materials zu einem Buch zu. Man stellte ein kleines Forscher- und Verfasserteam, bestehend aus einer Autorin und zwei Autoren, zusammen, ebenso einen Ausschuss zur Begleitung der Gruppe.

Der Zeitpunkt war insofern günstig, als neben dem schriftlichen Bestand an Protokollen, Jahresberichten, Rechnungsbüchern, «Pfarrblättern» und weiteren Akten noch zahlreiche Zeitzeugen leben, welche die Entwicklung der beiden Pfarreien und der Seelsorgebezirke hautnah miterlebt hatten und in Interviews, die hier publiziert sind, darüber berichten. Als Glücksfall erwies sich ferner eine Dokumentation, in welcher Hans Käch, Brugg, während Jahrzehnten Zeitungsartikel, Fotos und Dias zusammengetragen hatte.

Aus all diesem Material zeigte sich, dass die Entwicklung beider Pfarreien im 20. Jahrhundert auf dem Engagement von Zuzügerinnen und Zuzügern beruhte, welche in die ursprünglich reformierten Lande zuwanderten und sich hier mit etlicher Mühe und grossem Einsatz allmählich eine gesellschaftlich anerkannte Position erkämpften. Die Gründung einer Missionsstation, später einer Pfarrei, brachte diesbezüglich einen nachhaltigen Wendepunkt. Die katholische Minderheit des 19. Jahrhunderts hatte sich noch mangels ordentlicher Seelsorge von der Kirche weitgehend entfremdet.

Andererseits zeigte die Entwicklung in den letzten beiden Jahrhunderten auch die grossen Veränderungen im Leben der Kirche. Diesen starken Wandel möchten die Verfasser der heutigen Generation in der Region Brugg nahebringen. Das Buch soll zugleich exemplarisch das Leben von Katholiken in der Diaspora nachzeichnen.

Astrid Baldinger Fuchs
Max Baumann
Titus J. Meier

Die Geschichte der Katholiken des Bezirks Brugg im 20. Jahrhundert steht im grösseren Zusammenhang der überregionalen kirchlichen Entwicklung. Die Wurzeln reichen ins christliche Mittelalter zurück, wurden jedoch durch die Reformation zum Teil unterbrochen. Erst im 19. Jahrhundert wanderten wieder Katholiken in die Region zu.

Beschränkter Platz: Bis 1952 war die Kirche St. Nikolaus gegen Osten durch das Bruggergut eingeklemmt.

[Ursprung und Anfänge von Pfarrei und Kirchgemeinde Brugg]

Kirchliche Lehre und Brauchtum vor der abendländischen Reformation

In der christlichen Kirche des Mittelalters gab es keine unterschiedlichen Konfessionen. Die Religion war in der Schweiz einheitlich katholisch. Im Zentrum des religiösen Lebens stand die Messe mit der Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi. Handelnd waren vor allem die Priester, welche durch eine spezielle Weihe einen eigenen Stand bildeten und sich klar von den Laien abgrenzten. Neben der Messe waren sie vor allem für die Erteilung des Segens und die Spendung der Sakramente wie Taufe, Eheschliessung und Krankensalbung zuständig, darunter die Beichte zur Lossprechung von begangenen Sünden. Aufgrund der Bibel und der kirchlichen Tradition hielten die Priester Predigten und unterrichteten das Volk. Die Pfarrei als lokale Gemeinschaft von Priestern und Laien war Glied der Gesamtkirche, welche hierarchisch aufgebaut war und durch den Papst in Rom, die regionalen Bischöfe (in Brugg jene von Konstanz) und die Gemeindepfarrer geleitet wurde. Eine besondere Form religiöser Lebensgestaltung führten Mönche und Nonnen in Klöstern – in unmittelbarer Nähe im Doppelkloster Königsfelden.

Bis ins Hochmittelalter gehörte Brugg kirchlich zu Windisch, bildete aber spätestens seit dem 13. Jahrhundert eine eigene Pfarrei mit der Pfarrkirche St. Nikolaus und eigenen Priestern. Dazu gab es Kirchen in Rein, Mandach, Schinznach-Dorf, Veltheim, Umiken, Mönthal und auf Bözberg.

Die Gotteshäuser waren mit Reliquien, Bildern und Statuen vor allem zur Verehrung von Jesus, der Gottesmutter Maria und den Heiligen ausgestaltet und verbreiteten – mit Weihwasser, Weihrauch und lateinischen Gesängen – eine spezielle, fromme Stimmung.

Die Gläubigen der Region nahmen am reichen religiösen Brauchtum des damaligen kirchlichen Lebens teil: Sie versammelten sich zum obligatorischen Gottesdienstbesuch und zum Rosenkranzgebet, feierten Jahrzeitmessen zum Gedenken an Verstorbene, beteiligten sich an Prozessionen und Wallfahrten, büssten ihre Sünden durch periodisches Fasten und riefen die Heiligen um Hilfe an. Die Kirche vertrat eine strenge Morallehre mit vielfältigen Geboten und Verboten.

Wer diese übertrat, konnte sich durch Busse, Beichte und Ablass von begangener Schuld und Sündenstrafe durch einen Priester befreien lassen. Die Moral war aber nicht freudlos; sie berücksichtigte das Bedürfnis der Menschen nach bescheidenem Vergnügen und Befreiung vom oft drückenden Alltag. Sie duldete zeitweilig fröhliche Bräuche wie Fasnacht und Chilbi, damit die Gläubigen danach umso williger zu ernsthafterer Lebensführung und zu Verzicht bereit waren.
Allerdings hatten Missstände verschiedenster Art eingerissen, finanzielle Ausbeutung und wenig tugendhafter Lebenswandel zumal von Priestern. Die Epoche gegen Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts war jedoch von besonders intensiver Frömmigkeit breiter Bevölkerungskreise geprägt. Der Ruf nach Erneuerung wurde laut, im Klerus aber zu wenig ernst genommen. So kam es zur Reformation, in Deutschland angeführt durch Martin Luther, in der Schweiz durch Huldrych Zwingli und besonders geprägt durch Johannes Calvin.

Die Reformation

Zentrale Inhalte bisheriger Religiosität wurden mit der Reformation über Bord geworfen, die kirchliche Tradition abgelehnt und das reine Wort Gottes aus der Bibel ins Zentrum der Gottesdienste gestellt. Was sich in der Heiligen Schrift nicht ausdrücklich fand, wurde abgeschafft: Beichte und Ablass, Messe gemäss herkömmlicher Lehre, klösterliche Lebensform, Heiligenverehrung, lateinische Gottesdienste, Jahrzeitmessen, Rosenkranzgebet. In den Kirchen wurden Reliquien, Bilder und Statuen ausgeräumt, zum Teil in einem fanatischen Eifer verbrannt und auf diese Weise wertvolle Kunstwerke zerstört.
In der Alten Eidgenossenschaft gingen die Meinungen über diese religiöse Erneuerung diametral auseinander. Die Innerschweiz und das Tessin hielten an den bisherigen Glaubensformen fest. Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und die Stadt St. Gallen forderten Reformen. So entstanden zwei Konfessionen, die reformierte und die katholische.
In den meisten Kantonen entschied die jeweilige Obrigkeit über die konfessionelle Zugehörigkeit der Untertanen. In Bern war es der Grosse Rat, welcher nach manchen internen Auseinandersetzungen 1528 den «neuen Glauben» einführte. Er hob das Kloster Königsfelden auf, vertrieb Nonnen und Mönche, beschlagnahmte die reichen Klostergüter und Kapitalien. In den Gebäuden richtete er einerseits den Sitz des Landvogts («Hofmeisterei»), andererseits ein Spital für Geisteskranke und ein Altersheim ein. In den Städten und auf der Landschaft fanden formell Volksabstimmungen statt, jene in Brugg

1 Max Banholzer, Geschichte der Stadt Brugg im 15. und 16. Jahrhundert, Aarau 1961, S. 187–211. Max Banholzer, glauben, zweifeln, deuten, in: Brugg erleben, Band 2, Baden 2005, S. 657–688.

Der Windischer Kirchhügel über der Reuss. Dieses Gotteshaus reicht ins Mittelalter, also in die Zeit vor der Reformation, zurück, war also einst katholisch gewesen. Windisch hatte die Mutterpfarrei dieser Gegend gebildet.

am 1. März 1528, einem Sonntag. Die Abgeordneten Berns traten vor die Bürger, verlasen die Reformationsordnung und liessen keinen Zweifel darüber offen, dass die Gnädigen Herren Zustimmung erwarteten. Doch die Brugger lehnten sie mit einer Mehrheit von fünf Stimmen ab. Die Bauern der Umgebung stimmten zu, weil sie sich von der Reformation fälschlicherweise die Aufhebung der Zehnten und anderer Abgaben erhofften. Die altgläubigen Bürger fühlten sich isoliert und bedroht. Zwei Tage danach erschienen erneut einflussreiche Berner in Brugg. Sie hielten den Altgläubigen vor, ihr Widerstand bedeute nichts weniger als Auflehnung gegen die Autorität der Gnädigen Herren und sei daher eine grosse Gefahr für das Städtchen. Der massive Druck wirkte. «Mit weinenden Augen» gaben die Altgläubigen nach. Sie durften eine letzte lateinische Messe abhalten. Dann entfernten sie Bilder und Statuen und brachten sie in die Spitalkapelle. Von dort verschwanden sie bei Nacht und Nebel, vermutlich nach Beromünster. Ein gewaltsamer Bildersturm fand demnach in Brugg nicht statt.[1]

Zwischen den alt- und den neugläubigen eidgenössischen Orten (Kantone) kam es in der Folge zu zwei Religionskriegen. In der Entscheidungsschlacht bei Kappel ZH siegten die katholischen Truppen; Reformator Huldrych Zwingli fiel. Der Kappeler Landfrieden fiel da-

her zum Vorteil der Katholiken aus. Jeder Ort (Kanton) durfte seine Konfession selbst bestimmen. Brugg als Untertanenstädtchen und der ganze Berner Aargau blieben reformiert. Wieder katholisch wurde das Freiamt (ebenso das damals noch österreichische Fricktal). In der benachbarten Grafschaft Baden waren beide Konfessionen zugelassen; Birmenstorf blieb katholisch, während sich in Gebenstorf die Gläubigen mehrheitlich dem reformierten Glauben zuneigten; dort wohnte auch der reformierte Pfarrer. Die Kirchen in beiden Dörfern nutzten sie gemeinsam.

Im Berner Aargau – damit auch in Brugg – wurde in der Folge die reformierte Lebensart durchgesetzt. Der Rat in Bern übernahm die Kompetenzen der bisherigen Bischöfe und übte fortan die weltliche und geistliche Macht aus. Die Pfarrer wurden Staatsbeamte. Mithilfe von Sittengesetzen reglementierten die Gnädigen Herren den Alltag ihrer Untertanen und stärkten dadurch ihre Macht. Die moralischen Vorschriften wurden bedeutend strenger als in der katholischen Zeit. Die Gottesdienste, bei denen auch die staatlichen Gesetze verlesen wurden, beruhten vor allem auf der Verkündigung der Bibel. Die Tagesgestaltung bestand aus Beten, Arbeiten und Schlafen. Lebensgenuss galt als verderblich. Wallfahrten, Prozessionen, Heiligenverehrung, Rosenkranzgebete, Jahrzeitmessen wurden abgeschafft, Tanzen, Fasnacht und Chilbi galten als teuflisch und waren strengstens verboten. Der Gläubige konnte sein schlechtes Gewissen nicht mehr in der Beichte entlasten.

Dafür gab es in jeder Kirchgemeinde ein Sitten- oder Chorgericht. Die Mitglieder mussten ihre Mitbürger tags und nachts beobachten, ja ausspionieren und die Verstösse melden. Angeklagte mussten sonntags vor den Chorrichtern antreten und ihr Tun rechtfertigen. Als mildeste Sanktion mussten sie eine Strafpredigt und ernstliche Ermahnungen über sich ergehen lassen, schwerwiegendere Taten wurden mit Geldbussen oder Einkerkerung in den Kirchturm geahndet. – Wie weit sich diese Sittengesetze im Alltag durchsetzen liessen, ist nicht bekannt. Die Chorgerichtsprotokolle sind jedenfalls voll von solchen Übertretungen.[2]

So stand auch die Region Brugg zwischen den konfessionellen Blöcken. Wirtschaftliche, geschäftliche Beziehungen zwischen Katholisch und Reformiert wurden zwar geduldet, nicht aber persönliche oder gar intime. Mischehen waren verpönt, ja gesetzlich verboten. Kein Katholik durfte sich auf Dauer im reformierten «Gebiet» niederlassen, ohne zu konvertieren, und umgekehrt. Die konfessionellen Grenzen waren in diesem Sinne absolut undurchlässig. Man war sich dadurch gegenseitig fremd und misstraute dem Andersgläubigen.

2 Max Baumann, leben, lernen, feiern, in: Brugg erleben, Band 2, S. 429–441. Max Baumann, Spielräume und Gestaltung der «freien Zeit» im Ancien Régime, in: Hans-Jörg Gilomen u. a., Freizeit und Vergnügen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert, Zürich 2005, S. 117–129.

Niederlassungs- und Glaubensfreiheit

Als Folge der Französischen Revolution von 1789 brach 1798 die Helvetische Revolution aus. Im Aargau wurde die jahrhundertealte Herrschaft Berns innerhalb weniger Wochen hinweggefegt. Auch in Brugg herrschte zeitweilig eine revolutionäre Stimmung.

In der Folge wurde der Aargau in den helvetischen Einheitsstaat eingegliedert. Schon die erste helvetische Verfassung sicherte den Bürgern Grund- und Menschenrechte zu, darunter die Religions- und die Niederlassungsfreiheit. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit schaffte den Anspruch der Regierungen – hier des Rates von Bern –, die Religion den Bürgerinnen und Bürgern vorzuschreiben, ab. Die Sittengesetze, welche den Lebenswandel der bisherigen Untertanen reglementierten, wurden aufgehoben, ebenso die Chorgerichte. Ausserdem garantierte die helvetische Verfassung den Schweizerbürgern die Berechtigung, in jedem Kanton Wohnsitz zu nehmen. Diese und andere Grundrechte übernahm der Kanton Aargau nach seiner Gründung 1803 in seine Kantonsverfassung, und darin blieben sie – mit einigen Einschränkungen – bis zum heutigen Tag.

Für die Stadt und den Bezirk Brugg bedeutete dies, dass das bisher rein reformierte Gebiet fortan auch fremden Katholiken offenstand. Keine Behörde durfte Zuzügern die Niederlassung verweigern und ihnen die Konfession vorschreiben. So konnten katholische Schweizerinnen und Schweizer ihren Lebensunterhalt fortan im reformierten Brugg und seiner Umgebung suchen. Katholiken durften in der Ausübung ihres Glaubens nicht mehr eingeschränkt werden. Dadurch konnte der Katholizismus allmählich (wieder!) in diese reformierten Lande eindringen.

Der Zuzug von Katholiken in den reformierten Bezirk Brugg

Die ersten katholischen Männer, Frauen und Kinder kamen nach Königsfelden. Der Kanton Aargau eröffnete dort in den Gebäuden des ehemaligen Klosters und der bernischen Landvogtei sein erstes Kantonsspital, und zwar für körperlich und psychisch Kranke. Andererseits wiesen Armenbehörden leidende Bürgerinnen und Bürger zu Badekuren ins Bad Schinznach ein. Den katholischen Patienten fehlten innerhalb des Bezirks Gottesdienste und seelsorgerliche Betreuung. Vereinzelt zogen auch Katholiken ins Städtchen Brugg; sie fanden dort Arbeit als Handwerker, Hausknechte und Mägde.

Wo fanden diese Andersgläubigen in der Nähe eine Kirche ihres Glaubens, wo Priester wirkten und auch Gottesdienste anboten? Geografisch am nächsten befanden sich die Gotteshäuser in Birmenstorf und Gebenstorf. Es handelte sich um eine sogenannte Wech-

Kirchliches Zentrum von Birmenstorf. Hinten die alte, paritätische Pfarrkirche, abgebrochen 1937. Links das behäbige Pfarrhaus. Der Birmenstorfer Pfarrer war bis 1898 auch zuständig für die meisten Katholiken des Bezirks Brugg, bis 1907 auch für jene von Windisch. Ihre Taufen, Heiraten und Sterbefälle wurden in die dortigen Register eingetragen. Rechts bei der Kirche das «Sigerstengüetli».

selpfründe, indem der Birmenstorfer Pfarrer an einem Sonntag in Birmenstorf, am folgenden in Gebenstorf Messe las. Für das gläubige Volk bedeutete dies alle zwei Wochen einen Marsch ins jeweilige Nachbardorf. Der Wirkungskreis des Pfarrherrn umfasste auch das Dörfchen Wil, war also sehr weitläufig, zumal er alle Orte zu Fuss erreichen musste. Trotzdem liess er sich – vielleicht vom Spitalarzt, vielleicht auch von Angestellten oder von Angehörigen von Patienten – dazu bewegen, zusätzlich den Weg nach Königsfelden unter die Füsse zu nehmen, um Krankenbesuche zu machen. Diese Tätigkeit gehörte nicht zu seinem Pflichtenheft, war also freiwillig. Als Anerkennung liess ihm die kantonale Armenkommission, die für das Spital zuständig war, alljährlich 2 Saum (320 Liter) Wein übergeben. Als diese Gabe einmal ausfiel und von der Armenkommission reklamiert wurde, bewilligte die Regierung 1817 ein jährliches Honorar von 50 Franken. Mit diesem Lohn galt sie die folgenden Funktionen des Pfarrers ab: Spendung von Trost an die Patienten am Krankenbett, «Einwirkung» auf Gemütskranke, Abnahme von Beichten, Versehen von Sterbenden mit den Sakramenten und die Beerdigung von Toten, die man auf dem Friedhof von Königsfelden beisetzte. Messen, Predigten und regelmässige Besuche waren nicht vorgesehen.

Die kantonale Armenkommission befriedigte diese Lösung keineswegs. Sie überzeugte die Regierung davon, dass in der Anstalt Königsfelden das Bedürfnis nach regelmässigen Krankenbesuchen bestehe. In Bezug auf psychische Patienten («Irre») versprachen sich Arzt und Personal zusätzlich, dass der Geistliche sie in ihren Wahnvorstellungen «belehre» und sie in ihren Irrwegen («überspannte religiöse Begriffe») «ableite».

Am 31. Januar 1820 erliess die Regierung eine diesbezügliche Verordnung. Damit schuf sie die rechtliche Grundlage für eine ständige, regelmässige Seelsorge, und zwar für beide Konfessionen. Den reformierten und katholischen Pfarrern in Windisch und Birmenstorf übertrug sie die folgenden Aufgaben: Sie sollten die Klinik inskünftig wenigstens zweimal monatlich besuchen, um «Körper- und Gemütskranken Trost und Ermunterung zuzusprechen». Zusätzlich hatten sie diese «in allgemeinen Versammlungen oder einzeln in der Religion zu unterrichten und ihnen Vorträge zu halten, die der Lage und der Individualität dieser Personen angemessen sind». Erneut verpflichtete die Regierung die beiden Pfarrer, darauf hinzuwirken, dass «Schwermütige und in ihren religiösen Begriffen verwirrte Personen aufgeheitert und ihre Vorstellungen berichtigt werden». Sie sollten sich sorgfältig über jeden Patienten informieren, um dem Arzt die «Behandlung der Kranken zu erleichtern». Die Armenkommission verlangte regelmässige Berichte und Vorschläge. Von Lohn war nicht mehr die Rede. Die Regierung als Wahlinstanz wollte diesen Spezialauftrag bei den folgenden Bestätigungen in das allgemeine Pflichtenheft integrieren.

Alte, paritätische Kirche von Gebenstorf, abgebrochen 1889. Doppelpfarrei mit Birmenstorf. Im 19. Jahrhundert sollten die Katholiken der Region Brugg den Gottesdienst hier besuchen, wenn die Klosterkirche für sie gesperrt war.

Diese erweiterte Aufgabe als eigentlicher Spitalseelsorger akzeptierte der neue Birmenstorfer Pfarrer nicht. Er fand beim dortigen Gemeinderat Unterstützung. Dieser gelangte im Juni 1821 an die Regierung und bat – unter Hinweis auf die enorme Belastung des Ortspfarrers – um einen «wackeren, talentvollen Mann» als Pfarrhelfer. Er sollte in Birmenstorf wohnen, sonntags eine Frühmesse lesen und im Übrigen dem Pfarrer die Arbeit erleichtern. Da der Kanton die Gehaltskosten tragen sollte, lehnte die Regierung das Gesuch ab.

Doch die Birmenstorfer Gemeindeväter gaben nicht auf. Im Juli 1823 doppelten sie mit einem neuerlichen Gesuch um einen Pfarrhelfer nach. Wiederum wiesen sie darauf hin, dass ihre Pfarrei schon vorher die «schwerste» im ganzen Kanton gewesen sei. Nun sei ihrem Pfarrer noch die Betreuung der Insassen des Kantonsspitals, des Bades Schinznach und –hier zum ersten Mal erwähnt! – der

Stadt Brugg samt umliegenden Gemeinden aufgebürdet worden. Die Zahl der Katholiken sei «sehr bedeutend» und nehme fast täglich zu. Und die Gemeindeväter fragten: «Muss nun Birmenstorf die Last eines Spitals tragen, das dem ganzen Kanton zugutekommt?» Diesmal lautete das Gesuch dahin gehend, dem Pfarrer sei eine Zulage auszurichten, aus der er einen Vikar anzustellen vermöchte.
Die Kommission des kantonalen katholischen Kirchenrates teilte die Ansicht der Birmenstorfer, erkannte die Problematik jedoch mehr in Bezug auf die Patienten: «Wir glauben daher, dass die kranken Katholiken zu Königsfelden in religiöser Beziehung auf keine andere Weise genügend besorgt werden als dadurch, dass an diesem Kantonsspital ein katholischer Kaplan angestellt und zugleich dort ein Lokal zu Haltung des Gottesdienstes eingerichtet werde. In den geräumigen Gebäuden wird sich leicht und ohne grosse Kosten, vielleicht selbst in dem noch unversehrt dastehenden ehemaligen Chor der Kirche ein Altar aufstellen lassen.» Er beantragte daher, dem Birmenstorfer Pfarrer die Seelsorge am Spital abzunehmen und stattdessen einen eigenen Spitalkaplan mit einer Jahresbesoldung von 300 bis 400 Franken (nebst Wohnung und freier Kost) anzustellen.
Für die Abhaltung des Gottesdienstes brachte die Armenkommission erstmals die einstige Klosterkirche ins Spiel. Ihr Präsident schlug vor, «dass der Chor in der Kirche füglich zur Abhaltung des Gottesdienstes eingerichtet und bei gelinderer Jahreszeit benützt werden könnte, für die rauere Jahreszeit aber in der Kirche ein Zimmer auf dem Boden über dem Chor einzurichten wäre, welches vermittelst einer Laube mit dem Spitalgebäude zu verbinden sei».
Nach weiterem Hin und Her legte die Regierung dem Grossen Rat im Februar 1826 den Vorschlag für eine Verordnung vor: Es sollte definitiv die Stelle eines Spitalkaplans geschaffen werden. Als Jahresbesoldung waren nun 800 Franken vorgesehen, wobei der Geistliche für Kost und Logis selbst sorgen müsse. Ausserdem sei im Spital eine Kapelle einzurichten und das notwendige Gerät anzuschaffen. Das Parlament stimmte diesem Geschäft im Dezember 1826 zu.
Bereits im Februar desselben Jahres hatte die Regierung provisorisch einen Spitalkaplan gewählt: Johann Baptist Weiss von Sulz, von dem sie eine «gewissenhafte und wirksame Seelsorge» erwartete. Er sei «arbeitsam, stillen Charakters und von untadelhafter Aufführung». Am 4. April 1826 trat er seine Stelle an. Seine Aufgaben wurden in einem Pflichtenheft umschrieben: An Sonn- und Feiertagen sollte er eine stille Messe (ohne Predigt) lesen und die jeweiligen Tagestexte kurz erläutern. Mindestens dreimal wöchentlich war ein Besuch der Kranken angesagt, denen er bei Bedarf die Sterbesakramente spen-

Im ehemaligen Kloster Königsfelden, seit 1803 Kantonsspital, steht die einstige, während der Reformation aufgehobene Klosterkirche, die für die Katholiken der Region viel näher als Gebenstorf/Birmenstorf gelegen war. Zum Unwillen der Ärzte, aber mit offizieller Erlaubnis der Regierung durften sie hier die Messe besuchen, und zwar von 1830 bis 1873. Auf dem Bild die Klosteranlage von Westen. Im Torturm der Eingang für die Gläubigen. Hinten die Klosterkirche.

dete. Kindern erteilte er Religions-, Beicht- und Kommunionsunterricht. Speziell wurde erwähnt, dass er alles unterlassen solle, was die Reformierten kränken könnte.

Zuerst nahm Weiss Wohnsitz in Birmenstorf, wo seine Dienste sofort in Anspruch genommen wurden. Aus der Sicht seiner Vorgesetzten war dies nicht erwünscht. Auch sollte er in der Nähe des Spitals jederzeit zur Verfügung stehen. Nach einem Jahr wiesen sie ihn daher an, ins Dörfchen Oberburg bei Windisch zu zügeln, wo er sich an der Zürcherstrasse 46 für 340 Franken samt Kost einmietete. Die beiden Kämmerlein waren ihm jedoch zu klein; auch störten ihn «noch andere Nachteile, viel Unangenehmes und nicht unwichtige Beschränkungen». Er warf daher sein Auge auf unbewohnte Räume neben der Verwalterwohnung in Königsfelden und wünschte dort unterzukommen. Die Spitaldirektion unterstützte dieses Begehren: Man könne einen grossen Raum in ein Wohn- und ein Schlafzimmer unterteilen; ein Abtritt («Commodité») wäre ebenfalls vorhanden, ebenso Platz für eine Mägdekammer, sofern wünschbar. Im Übrigen fand es der Verwalter «unschicklich», dass ein staatlicher Angestellter mit kleinem Lohn die Miete selbst berappen müsse; alle Geistlichen im Kanton hätten ihre eigene Unterkunft. Die Behörden teilten diese Ansichten, und so konnte Kaplan Weiss eine Amtswohnung in Königsfelden beziehen.

Noch galt es, den Chor der einstigen Klosterkirche als Gottesdienstraum zu gestalten. Dabei begnügte man sich mit Occasionsmobiliar, dem Altar aus dem aufgehobenen Kloster Sion bei Klingnau und weiteren Gegenständen aus dem aufgelösten Stift Olsberg bei Rheinfelden. Die kantonale Baukommission besorgte den Transport und errichtete neben der Klosterkirche einen Verschlag für die Geräte und als Umkleideraum des Geistlichen. Hingegen lehnte die Regierung die Anschaffung einer Kanzel, eines Taufsteins und von Öl für das Ewige Licht ab. Dafür bewilligte sie den Kauf von Büchern für kranke Kinder. – Das Schiff der Klosterkirche blieb von diesen Veränderungen unberührt; es behielt seine Funktion als Lagerraum, der in fünf Stockwerke unterteilt war.

Doch nun stellte sich bald die Frage, ob ausser Patienten und Personal ein weiterer Personenkreis von ausserhalb der Mauern den Gottesdienst im Chor der einstigen Klosterkirche besuchen dürfe. Die Leitung des Spitals lehnte dies grundsätzlich ab. Der Pförtner verweigerte daher Eltern von Kindern, die im Spital weilten, den Eintritt in die Kirche; wer sich schon drinnen befand, wurde hinausgewiesen. Zu einem Eklat kam es 1828, als katholische Patienten und Badegäste aus Schinznach die Eltern und Verwandten von Kaplan Weiss handgreiflich verjagten. Der Anstaltspfarrer gelangte hierauf an die Armenkommission und wünschte eine Klärung der Situation.

Königsfelden, Innenhof von Westen: Von links: Klosterscheune, Klosterkirche, Gebäudetrakt der Klosterfrauen, Hofmeisterei (nachmals Wohnung des Arztes von Königsfelden).

Königsfelden, Innenhof von Süden: Im Vordergrund Gräberfeld von verstorbenen katholischen und reformierten Patienten der Klinik. Links: Chor der Klosterkirche. Rechts: Gebäude des ehemaligen Frauenklosters.

– Katholiken aus Brugg hätten eigentlich die Gottesdienste in den Kirchen von Gebenstorf und Birmenstorf besuchen müssen; aber der Weg nach Königsfelden war näher. Sogar 17 meist reformierte Brugger wünschten eine Ausnahmeregelung, vermutlich, damit ihre katholischen Mägde sonntags nicht allzu lange vom Kochen abgehalten wurden. – Die Regierung erkannte das Problem und gestattete katholischen Familien aus Brugg sowie katholischen Dienstboten ausdrücklich den ungehinderten Zugang zu den Gottesdiensten in Königsfelden.[3]

Unterdessen war eine neue Gruppe von Katholiken in dieser Gegend zugezogen: Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter. In Windisch baute Heinrich Kunz 1828 und 1835 zwei mechanische Spinnereien, in Turgi taten dies ab 1828 die Gebrüder Bebié. Die dadurch ausgelöste Entwicklung brachte zahlreiche Fremde in die Dörfer, zusammen rund 800.[4] Die Mehrheit stammte aus bereits industrialisierten Kantonen wie Zürich, war also reformiert. Doch auch Katholiken nahmen in den Fabriken Arbeit an und liessen sich hier nieder. Bis 1850 wuchs ihre Gesamtzahl in Windisch auf 110, im Städtchen Brugg auf 78, im ganzen Bezirk Brugg auf 280. Für alle war der Pfarrer von Birmenstorf zuständig, dessen Arbeitslast dadurch noch grösser wurde.

Da die Behörden der Pfarrei Birmenstorf keinen Hilfspriester zugestanden hatten, witterte der dortige Gemeinderat eine Chance, den neuen Spitalkaplan in die örtliche Seelsorge einzubinden, und zwar für Frühmessen und Religionsunterricht, und er bot dafür

3 Staatsarchiv Aarau, IA No.10/ Nrn. 31+35 + 53 (1828). IA No.10/ Nr. 29 (1830). Pfarrarchiv Brugg, Dossier Weiss.

4 Max Baumann, Geschichte von Windisch, Windisch 1983, S. 505–594. Dominik Sauerländer, Andreas Steigmeier, Wohlhabenheit wird nur Wenigen zu Theil. Aus der Geschichte der Gemeinde Gebenstorf, Gebenstorf 1997, S. 52–87.

eine jährliche Zulage von 200 Franken. Die kantonale Kirchenratskommission stand diesem Begehren positiv gegenüber, allerdings in bescheidenerem Rahmen. Sie hielt den Spitalkaplan für nicht ausgelastet und fand, einige Stunden Unterricht seien ihm zuzumuten; «dies wäre besser, als wenn er seine Zeit in Müssiggang zubringen würde». Jedenfalls übernahm Weiss das Fach Religion für die Kinder von Gebenstorf und Turgi, sonntags jeweils von 12 bis 13 Uhr. Die gewinn-orientierten Unternehmer Bebié stiessen sich jedoch daran, dass Weiss diesen Nachmittagsgottesdienst für die von ihnen beschäftigten Fabrikkinder in Gebenstorf abhielt; um weniger Zeit zu versäumen, boten sie dafür einen Raum in ihrem Betrieb an.

Weiss übte diese Funktion nicht sehr lange aus. Er verschuldete sich finanziell, wurde mehrmals betrieben und daraufhin vom Regierungsrat 1835 seiner Funktion als «nachlässiger und liederlicher Haushälter» enthoben. Schulden waren damals mit dem Amt eines kantonalen Angestellten unvereinbar.[5]

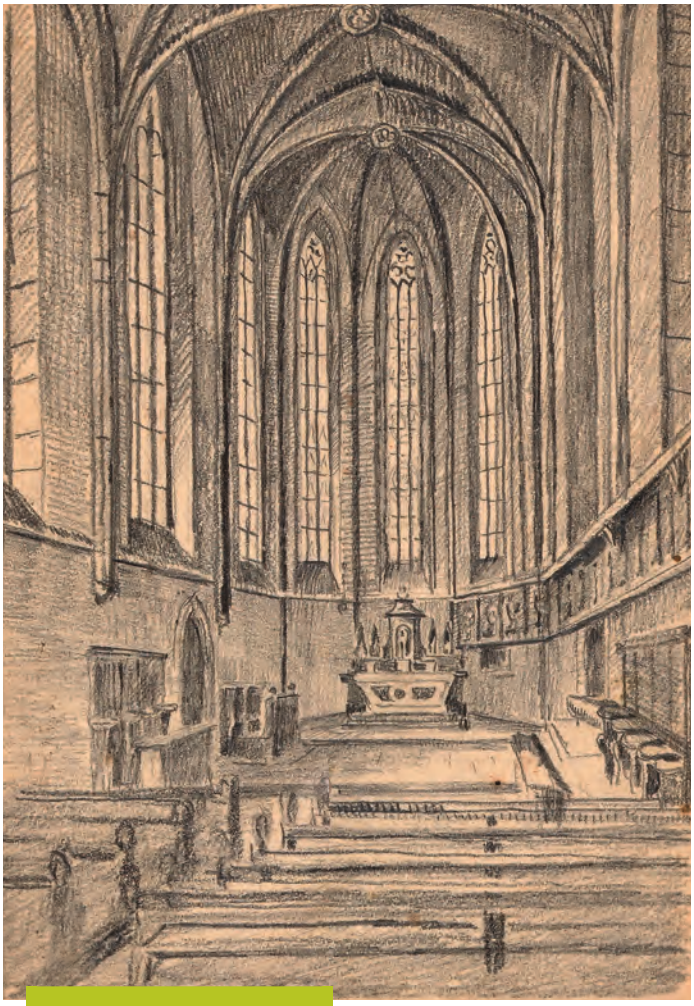
Der nächste gut dokumentierte Spitalkaplan hiess Bernhard Borner. Er stammte von Hägglingen und blieb bis 1849 in Königsfelden. Dann wechselte er ins Pfarramt in Ehrendingen. Dort verstand er sich jedoch nicht mit der Bevölkerung. Als die Spitalkaplanei zur Wiederbesetzung ausgeschrieben war, meldete sich Borner erneut für seinen früheren Posten und wurde prompt gewählt.

Mittlerweilen hatten die Birmenstorfer weiterhin versucht, ihren Pfarrer zu entlasten, und diesem offenbar die versprochene Lohnzulage gewährt. Damit konnte dieser einen Hilfspriester oder Vikar anstellen, dem er den Wohnsitz in Gebenstorf anwies. Seine Seelsorgetätigkeit übte er aber stets im Namen und Auftrag des Gemeindepfarrers aus.

Die rechtliche Stellung der Katholiken von Brugg und Umgebung blieb ungeklärt. Sie durften zwar den Gottesdienst im Chor der Kirche von Königsfelden besuchen, hatten aber keinen eigenen, ihnen verpflichteten Pfarrer. Die Zunahme von Katholiken im Bezirk Brugg sowie die Industrialisierung in Windisch und Turgi verschärften die Unklarheit der Kompetenzen, besonders während der vorübergehenden Abwesenheit Borners. Der Hilfspriester von Gebenstorf musste nämlich für mehrere Monate auch als Seelsorger in Königsfelden einspringen. Dies ging auf Kosten der konfessionellen Betreuung der Fabrikarbeiter, die aus der Sicht des kantonalen Kirchenrates «schon von Hause aus vernachlässigt» und «in religiöser und jeder Bildung» zurückgeblieben seien und kaum den Pfarrer kannten; ihre Kinder würden daher häufig den vorgeschriebenen Besuch der Christenlehre versäumen. Dabei würden sie wohl «die ganze

5 Pfarrarchiv Brugg, Dossier Spitalkaplan Weiss (siehe oben Fussnote 3). Bischöfliches Archiv, Solothurn, Protokoll 1828–1848/2.7.1835. Staatsarchiv Aargau, KW No.7/Nr.19 (1848)

6 Staatsarchiv Aargau, KW 1848/1848 (No.19). Bischöfliches Archiv Solothurn, Akten zur Pastoration Birmenstorf/Gebenstorf und Brugg.



Blick in den Chor der Klosterkirche Königsfelden, der bis 1873 für katholische Gottesdienste eingerichtet war. Altar mit Kerzen, im Vordergrund Kniebänke für die Gläubigen. Das Schiff war noch mit einer Mauer abgetrennt und diente als fünfstöckiger Lagerraum.

Woche bei ihrer strengen Arbeit kein gutes Wort hören und nun noch oft einige Wochen lang keinem Gottesdienst beizuwohnen schickliche Gelegenheit haben. Was muss unter so unglücklichen Verhältnissen aus solchen Menschen werden?»

Der Birmenstorfer Pfarrer strebte daher eine Zusammenlegung der beiden Ämter eines Hilfspriesters und eines Spitalkaplans an, natürlich zu seiner eigenen Entlastung und auf Kosten der Patienten in Königsfelden. Zudem versprach er sich finanzielle Vorteile von einer solchen Lösung. Immerhin liess er abklären, ob der Hilfspriester sonntags binieren, also zwei Messen am gleichen Tag lesen dürfe. Die Regierung trat darauf jedoch nicht ein. Sie hielt an einem Spitalkaplan fest, der aber nur innerhalb der Klinikmauern im eigenen Namen Seelsorge ausüben konnte. Dem Pfarrer von Birmenstorf unterstellte sie 1849 formell sämtliche Katholiken des Bezirks Brugg mit Ausnahme der Kirchgemeinde Birr, die mit Wohlenschwil in einem ähnlichen Verhältnis stand. Die praktische Seelsorge aber übte der Hilfspriester von Gebenstorf her «unter Aufsicht» des Pfarrers aus. Die Regierung verpflichtete ihn, die religiösen Bedürfnisse der benachbarten Katholiken «vollkommen zu befriedigen» und ihnen «in gleichem Masse und Verhältnisse seine geistliche Obsorge zuzuwenden, wie bisher den katholischen Einwohnern von Gebenstorf».[6] Die Funktionen der genannten Priester waren nach wie vor ungleich verteilt. Eine Reorganisation löste Spitalkaplan Bernhard Borner 1868 persönlich aus. Am 10. März erschien der folgende Artikel im «Schweizerboten», einer angesehenen Aargauer Zeitung:

«Krasse Intoleranz (Eingesandt)

Ein braver Familienvater, der katholischen Konfession angehörend und seit circa zwei Jahren in Brugg eingebürgert, liegt seit mehreren Wochen krank. Seine Frau, eine Protestantin, glaubt

das Lebensende ihres geliebten Mannes herangekommen. Sie eilt daher zum Kaplan von Königsfelden, Herrn Borner, der über zwanzig Jahre in Brugg wohnt, und ersucht ihn, dem Sterbenden die Tröstungen der Religion reichen zu wollen.
‹Wo wird er beerdigt?› fragt Borner. ‹In Brugg› lautet die Antwort der erstaunten Frau. ‹Dann komme ich nicht›, sagt Borner. Die gekränkte Frau liess darauf den Herrn Pfarrer in Birmenstorf bitten, ihrem kranken Ehemann die Sterbesakramente zu reichen, was dann auch bereitwillig geschah.»

Vorkommnisse dieser Art waren in Brugg schon länger bekannt. Borner lehnte es ab, Katholiken in Brugg, also in «reformiertem Boden», beizusetzen, ja er verweigerte den Angehörigen inskünftig die Spendung der Sakramente, selbst wenn sie vorher bei ihm gebeichtet hatten. Der «Schweizerbote» fügte daher noch hinzu:

«Über diese mittelalterlichen pfäffischen Willkürlichkeiten ist man allgemein umso mehr erstaunt und erbittert, als man Herrn Borner zwar längst als einen höchst beschränkten, nebenbei aber für einen ungefährlichen Menschen gehalten hatte. Allein hier tritt uns neben der Borniertheit eine Arroganz dieses Pfäffleins in amtlicher Stellung entgegen, wie man sie im paritätischen Aargau für unmöglich halten sollte.»

Die Reaktion liess nicht lange auf sich warten. Bereits nach vier Tagen reichte Borner seine Kündigung ein. Die Regierung nahm sie auf den Zeitpunkt der Wiederbesetzung an und beauftragte das Bezirksamt mit der Untersuchung des Falles. Nach Vorliegen eines Berichtes erteilte sie Borner einen ernstlichen Verweis «über sein intolerantes und dishumanes Benehmen gegenüber einem sterbenden Konfessionsgenossen».

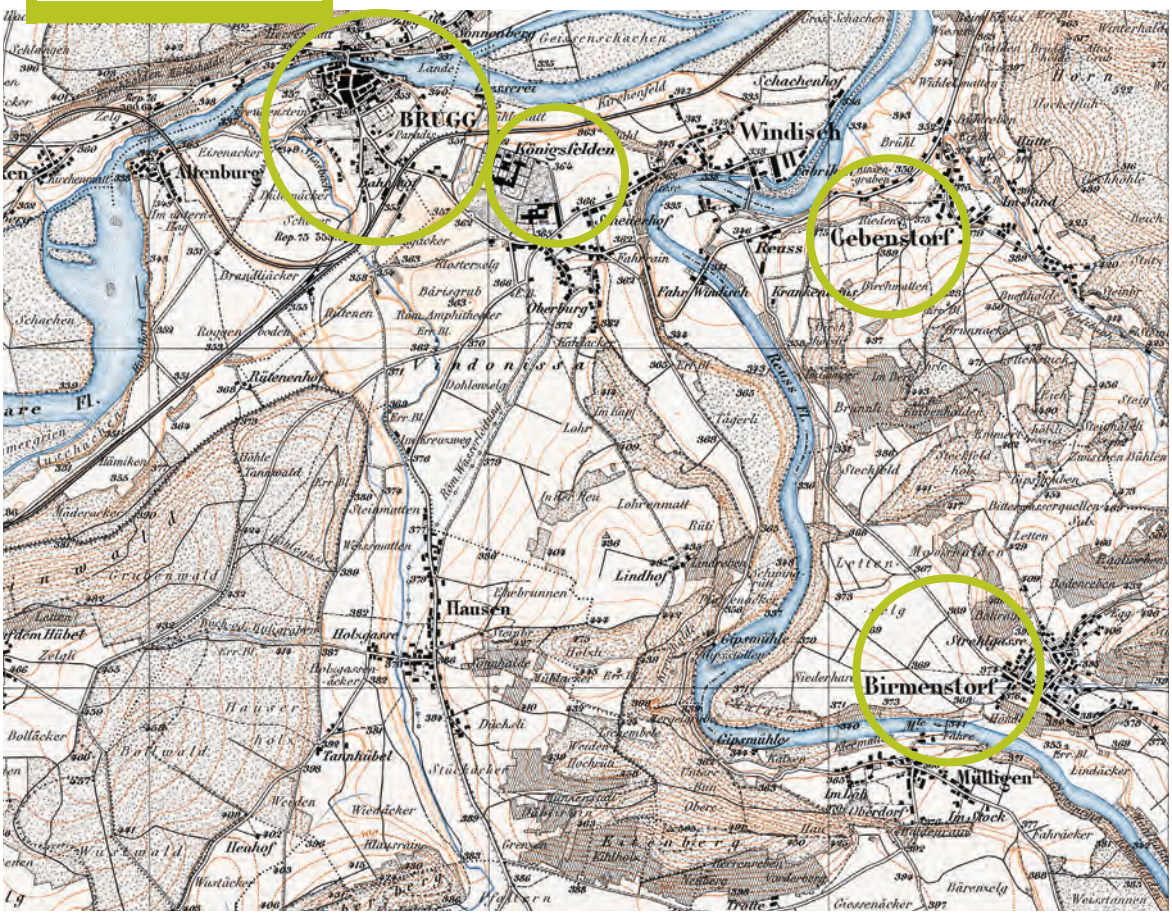
Damit war der Zeitpunkt zu erneuten Diskussionen über die Seelsorge in Gebenstorf, Königsfelden und Brugg gekommen. Die Lösung dieses Problems war damals besonders drängend, als der Bezug der neuen Heil- und Pflegeanstalt im heutigen Hauptgebäude bevorstand. Man diskutierte daher erneut, «ob die Stelle eines Spitalkaplans nicht mit einer andern geistlichen Stellung vereiniget, beziehungsweise einem katholischen Geistlichen der Umgegend übertragen werden könnte». Realistischerweise kam dafür einzig der Hilfspriester von Gebenstorf infrage. So kam die seit Jahrzehnten dort angestrebte Idee wieder zur Sprache, nämlich dessen Posten mit jenem des Spitalkaplans zusammenzulegen und diesem auch die Seelsorge für die Katholiken von Brugg und Umgebung zu übertragen.

Nach Auffassung der Regierung mussten für die Patienten eine sonntägliche Messe am Nachmittag und wöchentlich zwei Kranken-

besuche genügen, dazu ein Noteinsatz bei Sterbenden. Die Regierung sah dafür einen Jahreslohn von 1200 Franken vor.

Der kantonale katholische Kirchenrat stand der Verwirklichung des alten Begehrens von Gebenstorf positiv gegenüber. Die dortige Gemeinde war willens, das Gehalt um 400 Franken zu erhöhen und freie Wohnung sowie einen Garten und 27 Aren Land anzubieten, dazu den Lohn für den Religionsunterricht der Jugend und Einkünfte aus Jahrzeitmessen und anderen Stiftungen. Alle diese Einnahmen wurden auf 1150 Franken veranschlagt; zusammen mit dem Staatshonorar sollte der Kaplan auf einen Gesamtlohn von 2350 Franken kommen.

Die Gemeindeversammlung von Gebenstorf lehnte das beantragte Grundgehalt von 400 Franken jedoch ab. So war man genötigt, weitere Geldquellen zu suchen und fand eine solche bei der Firma Heinrich Kunz in Windisch, welche sich bereit erklärte, auf Zusehen



Ausschnitt aus der Siegfriedkarte um 1880. Sie zeigt deutlich, wie zentral die Klosterkirche von Königsfelden für die katholische Bevölkerung lag. Dagegen waren die Gotteshäuser von Gebenstorf und Birmenstorf weiter entfernt.

hin jährlich 200 Franken beizutragen; würden diese einmal ausbleiben, sollte die Gemeinde das Fehlende decken. Mit dieser Lösung sollte in Gebenstorf eine sogenannte «Kuratkaplanei» mit weitreichenden seelsorgerlichen Kompetenzen, aber in Abhängigkeit von dem ihr vorgesetzten Pfarrer von Birmenstorf verwirklicht werden. Nun stimmten die Gebenstorfer Katholiken den verbleibenden 200 Franken zu. Auch der Bischof von Basel, der nun anstelle jenes von Konstanz zuständig war, genehmigte den Vorschlag nach einigem Zögern.

Am 24. September 1872 genehmigte der aargauische Grosse Rat diese Neuorganisation unter dem Traktandum «Errichtung einer Filial-Pastoration in katholisch Gebenstorf». Die §§ 1 und 2 des betreffenden Beschlusses lauteten (in damals üblichem Amtsdeutsch):

> *«Die Pastoration der katholischen Filiale Gebenstorf wird, mit Vorbehalt der dem Pfarramt Birmenstorf gesetzlich zukommenden übrigen Rechte, einem katholischen Kuratgeistlichen, beziehungsweise dem Kaplan für die Heil- und Pflegeanstalt, übertragen.»*
> *«Der Kaplan hat seinen Wohnsitz in Gebenstorf. Derselbe ist berechtiget und verpflichtet, nebst der Pastoration der Katholiken in der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden, im Umfange der Filiale Gebenstorf mit den dazu gehörenden Dörfern und Höfen die gottesdienstlichen und seelsorgerlichen Verrichtungen auszuüben, welche bisher in den Amtskreis des katholischen Pfarramtes Birmenstorf gehört haben.»*

Die folgenden Paragrafen 3 bis 8 betrafen die Besoldung des Kuratkaplans und administrative Themen. § 7 hielt fest, dass dessen Wahl durch den Regierungsrat erfolgte. Der Bischof konnte diesen lediglich bestätigen oder ablehnen.

Gemäss dem obigen Beschluss übergab der Grosse Rat die Seelsorge der Patienten in Königsfelden dem bisherigen Hilfspriester von Gebenstorf und wertete diesen zum «Kuratkaplan» auf. Dessen Wirkungskreis sollte sich auf Gebenstorf «mit den dazu gehörenden Dörfern und Höfen», also Vogelsang, Turgi und Wil, beziehen. Die Katholiken von Brugg und Umgebung aber wurden gar nicht erwähnt. Gemäss dem Beschluss des Grossen Rates gingen sie leer aus. Ob dies bewusst oder eher aus Nachlässigkeit der Beamten in Aarau geschah, ist nicht bekannt.

Nachdem man den Fehler offenbar entdeckt hatte, korrigierte der Regierungsrat dieses Manko jedoch in der Vollziehungsverordnung vom 17. Februar 1873. Die §§ 1 und 2 lauteten hier:

> *«Die Stelle eines Kaplans für die Pastoration der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden und der Katholiken des Bezirks Brugg wird*

7 Gesetzes-Sammlung für den eidgenössischen Kanton Aargau 1869–1874, Band 7/S. 335–337.
8 Zitiert in: Hans G. Bressler, Königsfelden 1872–1972, o.O. 1972, S. 48.

mit der Filialpastoration von katholisch Gebenstorf vereiniget. Der betreffende Kaplan hat daher seinen Wohnsitz in Gebenstorf zu nehmen.

Derselbe hat in Gebenstorf regelmässigen sonntäglichen Gottesdienst und die Sonntags-Christenlehre zu halten, die Krankenadministration zu besorgen, zu taufen und zu beerdigen.»

Um die Stellung des Pfarrers der Mutterpfarrei Birmenstorf als Vorgesetzter des Kuratkaplans zu betonen, behielt derselbe die Führung der Tauf-, Ehe- und Totenregister sowie das Ressort «Ehe».

Damit sicherte der Regierungsrat auch den Katholiken des Bezirks Brugg die seelsorgerliche Betreuung. Zweifellos ging er damit über den Beschluss des Grossen Rates hinaus und überschritt seine Kompetenzen. Doch weil niemand diesen Entscheid anfocht, blieb er in Kraft! Mit dieser Vorschrift war die kirchliche Einordnung der katholischen Brugger nach 70 Jahren der Ungewissheit endlich klar geregelt.[7] Sie war jedoch mit einem Nachteil verbunden: Seit 1830 war ihnen offiziell gestattet, den Gottesdienst in Königsfelden zu besuchen. Dies war den dortigen Spitalärzten und dem Personal immerwährend ein Dorn im Auge gewesen. Dr. Rudolf Urech hatte es 1855 schon mit folgenden Worten umschrieben:

«Der katholische Gottesdienst wird nicht nur von den in Brugg, Windisch und Umgebung wohnenden Katholiken, welche grösstenteils ebenso nahe in die katholische Kirche zu Gebenstorf hätten, sondern überhaupt von Nah und Fern, selbst z.B. aus Gebenstorf usf. besucht. Dadurch wird natürlich der Platz, welcher ursprünglich für die Kranken bestimmt war, besetzt und aus Gründen der Disziplin, der Schmuggelei nach innen und aussen, ganz unbenutzbar. Daher folgt, dass die Kranken der katholischen Konfession jene Emporkirche mit den Irren gemeinschaftlich benutzen müssen und so der Gottesdienst, der doch ursprünglich für die Anstalt und ihre Bewohner eingerichtet wurde und der in guten Anstalten auch ausschliesslich für solche gehalten wird, für diese allerdings etwas verkümmert. Allein eine Änderung hierin vorzuschlagen, gedenke ich nicht, da sonst gar zu leicht daraus eine Religionsgefahr entstehen könnte.»[8]

Diese Frage kam um 1870 nicht nur wegen der Kuratkaplanei, sondern auch im Zusammenhang mit dem Bau der neuen Heil- und Pflegeanstalt zur Sprache. Der Vorsteher der aargauischen Polizeidirektion, selbst Mitglied der Regierung, teilte die Ansicht der Ärzte. Er beantragte der Gesamtregierung daher, den öffentlichen Gottesdienst in der «Anstaltskirche» aufzuheben und die Katholiken des Bezirks Brugg der Kirche in Gebenstorf zuzuweisen. So schlossen

sich die Mauern der Klinik für Aussenstehende ganz. Erwachsene und Kinder mussten die Messe inskünftig jenseits der Reuss besuchen.[9]

Die Gründung einer Missionsstation für die Region Brugg

Der Ausschluss von den Gottesdiensten in Königsfelden behinderte das religiöse Leben der Katholiken des Bezirks Brugg stark. Viele empfanden den Weg vom Städtchen zur Messe nach Gebenstorf als zu weit. Die Situation verschärfte sich noch mit der Zunahme dieser Minderheit während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts[10]:

Die Zahlenreihe für Windisch widerspiegelt den Bau der «Neuen Fabrik» durch die Spinnerei Kunz, die Eröffnung der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden und die Entwicklung Bruggs zum Verkehrsknotenpunkt. Im Städtchen selbst erfolgte der Zuzug von Katholiken etwas verzögert, ausgelöst durch die Inbetriebnahme des Elektrizitätswerkes 1892 und die dadurch ausgelöste Industrialisierung mit mehreren Fabrikbauten. In diesen Zahlen sind die Offiziere und Soldaten des Waffenplatzes Brugg, die sich jeweils für einige Wochen hier aufhielten, nicht enthalten.

In den 1890er-Jahren überschritt die Zahl der Katholiken das erste Tausend. Ausser in Windisch und Brugg lebten kleinere Gruppen in den Nachbardörfern Altenburg, Hausen, Lauffohr und Umiken, aber auch in einiger Entfernung, etwa in Auenstein, Schinznach, Lupfig und Villigen.

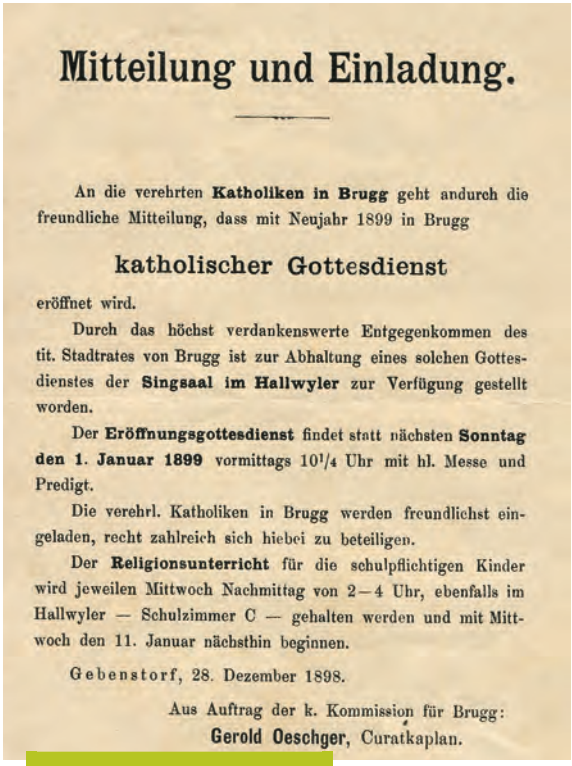
Die Zahl der Katholiken in der Region Brugg

Jahr	Windisch	Stadt Brugg	Bezirk Brugg
1860	109	79	288
1870	210	117	482
1880	414	133	783
1888	452	166	824
1900	538	431	1242
1910	899	729	2077

Den Mangel an seelsorgerlicher Betreuung realisierte zuerst die Geistlichkeit der Umgebung. 1892 hielt Kammerer (Vizedekan) Franz Xaver Schürmann, Pfarrer in Kirchdorf, erstmals ein Referat an der kantonalen Priesterkonferenz, in dem er über die Pastoration der Katholiken in den reformierten Bezirken Brugg und Kulm sprach. Darin beklagte er die fehlende Seelsorge, sodass Eltern ihre Kinder reformiert taufen liessen, Schulkinder den reformierten Religionsunterricht oder gar keinen besuchten, die Erwachsenen das «katholische Bewusstsein» verloren und der religiösen Gleichgültigkeit oder gar dem Irrtum verfallen würden.

Da nichts geschah, bewegte Schürmann den Kuratkaplan von Gebenstorf dazu, den Windischer Schülern freiwillig Religionsunterricht zu erteilen. Dasselbe tat der Lenzburger Pfarrer «bisweilen» in Schinznach. Der Synodalrat, die höchste katholische Behörde des Aargaus, gelangte 1894 an die Regierung mit dem Ersuchen, in der frisch renovierten Klosterkirche Königsfelden wieder einen

9 Staatsarchiv Aargau, KW No.10 (1873). Bischöfliches Archiv Solothurn, Akten zur Schaffung einer Kuratkaplanei Gebenstorf 1871.
10 Zusammenstellung bei Max Baumann, Geschichte von Windisch, S. 689.
11 Staatsarchiv Aargau, KW/1899



Mitteilung und Einladung.

An die verehrten **Katholiken in Brugg** geht andurch die freundliche Mitteilung, dass mit Neujahr 1899 in Brugg

katholischer Gottesdienst

eröffnet wird.

Durch das höchst verdankenswerte Entgegenkommen des tit. Stadtrates von Brugg ist zur Abhaltung eines solchen Gottesdienstes der **Singsaal im Hallwyler** zur Verfügung gestellt worden.

Der **Eröffnungsgottesdienst** findet statt nächsten **Sonntag den 1. Januar 1899** vormittags 10¼ Uhr mit hl. Messe und Predigt.

Die verehrl. Katholiken in Brugg werden freundlichst eingeladen, recht zahlreich sich hiebei zu beteiligen.

Der **Religionsunterricht** für die schulpflichtigen Kinder wird jeweilen Mittwoch Nachmittag von 2—4 Uhr, ebenfalls im Hallwyler — Schulzimmer C — gehalten werden und mit Mittwoch den 11. Januar nächsthin beginnen.

Gebenstorf, 28. Dezember 1898.

Aus Auftrag der k. Kommission für Brugg:
Gerold Oeschger, Curatkaplan.

Einladung für den 1. Januar 1899 zum ersten katholischen Gottesdienst in Brugg seit der Reformation.

Sonntagsgottesdienst abhalten zu dürfen. Ein ähnliches Gesuch war schon 1886 nach Aarau abgegangen, aber wegen der bevorstehenden Restauration abgelehnt worden. Der Synodalrat argumentierte nun, die einstige Klosterkirche sei ja im Mittelalter zur Abhaltung von Messen und Andachten errichtet worden:
«Weil eine Kirche naturgemäss für den Gottesdienst bestimmt und gerade ein Bau, der wie die Kirche von Königsfelden ein so herrliches Denkmal kirchlicher Kunst ist, erst durch die seinem Zweck entsprechende Benützung, also durch Abhaltung des Gottesdienstes, die rechte Weihe erhält und ins richtige Licht gestellt wird, so wäre die Gewährung unseres Gesuches das einfachste Mittel, diesen Zweck zu erreichen.»
Die Spitalärzte waren absolut dagegen. Der Direktor bezeichnete solche Gottesdienstbesuche als «hinderlich» für das «gedeihliche Anstaltsleben», weil es «für die Pfleglinge bedenkliche Folgen nach sich ziehe, wenn der Spitalhof jeden Sonntag von einer grossen Anzahl von Leuten angefüllt würde». Der Synodalrat schlug zwar vor, die Besucher von der Windischer Dorfstrasse her und entlang der grossen Klosterscheune zur Kirche zu leiten, sodass sie den Spitalhof gar nicht durchqueren würden. Allein der Regierungsrat folgte den Argumenten des Klinikdirektors und wies den Synodalrat ab.[11]

Am 24. Januar 1898 legte Schürmann sein Herzensanliegen direkt dem Bischof in Solothurn vor. Eine Bittschrift von Laien aus Brugg doppelte mit gut zwanzig Unterschriften nach. Der Bischof liess sich von der Notsituation überzeugen und setzte bereits fünf Tage danach eine bischöfliche Kommission ein. Sie erhielt den Auftrag und die Vollmacht, in Brugg eine «Missionsstation» zu errichten. Mitglieder waren Franz Xaver Schürmann (als Präsident), Dekan Johann Fridolin Pabst, Hornussen, Eugen Heer, Pfarrer in Lenzburg, und dazu die Priester der Mutterpfarrei Birmenstorf-Gebenstorf, Pfarrer Moritz Müller und Kuratkaplan Gerold Oeschger.

Die bischöfliche Kommission machte sich sogleich ans Werk. Ein regelmässiger Sonntagsgottesdienst und Religionsunterricht bildeten die ersten Ziele. Am 13. Juni sprachen Pabst und Oeschger bei Stadtammann Hans Siegrist vor und baten um passende Räumlichkeiten; ein Gesuch von Einwohnern mit 43 Unterschriften folgte im

Spätherbst. Umgehend stellte der Stadtrat den Singsaal im Hallwylerschulhaus (Bezirksschule) für den Sonntagsgottesdienst und ein Schulzimmer für den Unterricht am Mittwochnachmittag zur Verfügung.

Am Neujahrstag 1899, also 370 Jahre nach der Reformation, fand in Brugg die erste katholische Messe statt. Pfarrer Müller, Birmenstorf, feierte das Hochamt (unter Mitwirkung des Birmenstorfer Kirchenchors). Pfarrer Schürmann, Kirchdorf, hielt die Festpredigt. Die «Zürcher Nachrichten» berichteten darüber:

> *«Letzterer beleuchtete mit beredten und treffenden Worten den wahren katholischen Glauben, mahnte, diesen als das teuerste Gut treu zu bewahren und fest zu dieser Überzeugung und der hl. Kirche zu stehen – der Kirche, der Gott seinen herrlichen Beistand versichert und durch alle Stürme bis auf den heutigen Tag so hehr erhalten hat!»*[12]

Vordringliche Ziele der bischöflichen Kommission bildeten nun ein eigener Priester und eine eigene Kirche für Brugg.

Da der Bezirk Brugg nach wie vor zur Pfarrei Birmenstorf-Gebenstorf gehörte, feierten vorläufig Pfarrer Müller und Kuratkaplan Oeschger abwechslungsweise einen Sonntagsgottesdienst; Oeschger versah zusätzlich den Religionsunterricht. Beide Geistlichen hatten zudem ihre eigenen Pfarrkreise zu betreuen, sodass die Doppelbelastung zu gross wurde und einen eigenen Priester erforderte. Zu dieser Aufgabe ernannte der Bischof im Oktober 1899 Fridolin Umbricht. Dieser mietete sich vorläufig im Privathaus Baslerstrasse 13 ein. Das Gehalt von jährlich 1500 Franken übernahm die Inländische Mission, ursprünglich ein Hilfswerk für die katholische Diaspora und ihre Priester.

Der Bau der Pfarrkirche in Brugg

Auf dem Weg zu einem eigenen Gotteshaus dachte man wiederum an die nächstliegende und kostengünstigste Lösung, an die einstige Klosterkirche Königsfelden. Doch das Anliegen stiess bei der Regierung nach wie vor auf Granit, mit den früher schon erwähnten Begründungen. Von einer direkten Eingabe an den Grossen Rat wurde den Bruggern von verschiedenen Instanzen abgeraten. So blieb ihnen der Bau einer neuen Kirche als einzige Alternative. Doch dazu fehlte das Geld, weil die meisten Katholiken Arbeiter, Angestellte und Gewerbetreibende waren. Der einzige Weg, zu Kapital zu gelangen, um ein solch gigantisches Projekt zu verwirklichen, führte über Bettel, etwas vornehmer als «Kollekte» bezeichnet. Die Priester in der bischöflichen Kommission waren aufgerufen, in ihren Pfarreien

12 Pfarrarchiv Brugg, Sitzungsprotokoll der bischöflichen Kommission 29.1, 7.3., 25.7. , 24.11., 10.12., 11.12.1898. Aargauischer Hausfreund, 4.1.1898, Zürcher Nachrichten, 7.1.1899. Zeitungsartikel im Pfarrarchiv Brugg, A.1.0.01.

13 Staatsarchiv Aargau, KW 1899 (R5.36.198.13. A.1.0.62.). Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der bischöflichen Kommission, 3.2.1899, 8.2., 10.2., 13.2.1900. Badener Volksblatt 14.2., 24.3.1900.

14 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll Kirchenbaugesellschaft 24.4.1901.

Anfänglich fanden die katholischen Gottesdienste im Singsaal des Hallwylerschulhauses statt, dann im oberen Saal des alten Schützenhauses an der Zurzacherstrasse. Auf dem Bild: Nach der Messe verlassen drei Brugger Frauen das Schützenhaus, in der Mitte Rosa Hausheer, die Schwester des Pfarrers. Aufnahme nach 1902.

und bei Bekannten Mitleid zu erwecken, an die christliche Nächstenliebe zu appellieren, um so Beiträge der Barmherzigkeit zu erhalten. Besonders von Pfarrer Umbricht erwartete man, dass er in auswärtigen Kirchgemeinden landauf, landab Bettelpredigten halte und auf diese Weise Geld eintreibe.[13]

Eine definitive Lösung in Form eines katholischen Gotteshauses drängte sich umso mehr auf, als der Stadtrat bereits im Frühling 1899 mitteilte, die Eingemeindung Altenburgs und die Aufhebung der dortigen Schule führe zu mehr Schülern und mache zusätzlichen Schulraum nötig. Der Singsaal im Hallwylerschulhaus werde daher in ein Schulzimmer umgewandelt und könne für Gottesdienste nicht mehr dienen. Als Ersatz bot der Stadtrat den oberen Saal im Schützenhaus an der Zurzacherstrasse an, der allerdings als zu klein und «nicht einladend zur Andacht» beurteilt wurde. Dennoch mussten sich die Gläubigen «nolens volens» damit begnügen.[14] Umbrichts Nachfolger Albert Hausheer erinnerte sich später an seine erste Teilnahme am «Katakombengottesdienst» im Schützenhaus:

> *«Das ist nun unsere ‹Sonntagskirche›, spricht mein Vorgänger, der mich ins Amt einführt. Mit einem grossen Schlüssel öffnet er eine schwere Türe. Im zweiten Stock kommen wir in ein grosses Zimmer. Da das Lokal für den Gesangsunterricht der Stadtschulen gebraucht wird, stehen vorn ein Tafelklavier, hinten ein altes Harmonium und dazwischen Bänke für die Schulkinder. Nebstdem dient das Schulzimmer auch als Garderobe bei Bällen und für Festessen der Schützengesellschaften. ‹Hier dürfen wir nun am Sonntagvormittag den Gottesdienst halten›, sagt der Pfarrer. Und dann öffnet er ein kleines Schränklein, das in einer Nische steht und die Paramente [Messgewänder und andere zugehörige Textilien] für den Gottesdienst verwahrt.*
>
> *Das mittlere Fenster verhängt er mit einem blassroten Tuch, auf das Tafelklavier legt er den Altarstein, stellt vier Kerzen- und Blumenstöcke hin, ein Kruzifix, die Kanontafeln [täglich unveränderliche Messtexte], das Messbuch usw. Nach einer Viertelstunde ist das Lokal für den Sonntagsgottesdienst eingerichtet.» […]*
>
> *«Der Gottesdienst beginnt: Etwa 70 Personen von 1200 Katholi-*

ken. Sie stehen dichtgedrängt in den Schulbänken, vorn die Kinder bis ganz nahe an den Altar. Die Kanzel für den Prediger bilden die Kinder, die rings um ihn herumsitzen und mit grossen Augen aufschauen. Die Gläubigen selber folgen in tiefer Andacht der hl. Feier, und bei der hl. Wandlung kauern sie mühsam zwischen die Bänke hinunter, um in diesem heiligen Augenblick ihren Heiland kniend zu verehren. – Katakombenweihe liegt über der betenden Schar.»[15]

Nach einem halben Jahr an der Baslerstrasse verlangte Pfarrer Umbricht «um jeden Preis» eine andere Wohnung. Der Hausbesitzer bereite ihm ziemlich viele Unannehmlichkeiten und geniesse auch nicht den besten Ruf, weshalb sich Katholiken scheuten, ihn dort aufzusuchen. – So übersiedelte er schon nach wenigen Monaten in eine andere Mietwohnung, nämlich in das neu erbaute Chalet des Baumeisters Jakob Huldi (heute Stapferstrasse 15).

Mittlerweile schaute sich die bischöfliche Kommission nach einem geeigneten Platz für den Kirchenbau um. Zuerst meinte sie, einen solchen im Freudenstein gefunden zu haben, und sicherte ihn mündlich für das geplante Gotteshaus; er war aber noch nicht notariell und damit definitiv verschrieben.

Schon bald aber kamen Zweifel an der Eignung dieses Grundstücks auf. Da die bischöfliche Kommission jeweils im Miethaus des Pfarrers tagte, kam die Idee auf, man könnte das Chalet samt dem dazugehörigen Land kaufen und die Kirche dort bauen. Es handelte sich um eine Liegenschaft von insgesamt 2596 m^2. Huldi verlangte für das Chalet 10 000, für den Boden 38 000 Franken, zusammen also 48 000 Franken. Da Huldi zusicherte, die schon erworbene Parzelle im Freudenstein zu übernehmen, schloss die bischöfliche Kommission den Handel ab, «indem sie wohl einsah, dass sie nichts Günstigeres und Billigeres erhalten würde».

Eine Kommission konnte allerdings keine Verträge abschliessen. Sie musste sich daher zuerst als eigene Rechtspersönlichkeit in einem Verein konstituieren und sich im Handelsregister eintragen lassen. Sie gab sich nun den Namen «Römisch-katholische Kirchenbaugesellschaft Brugg» und konnte als solche den Erwerb am 22. Dezember 1900 endgültig abschliessen. Das Land lag im sogenannten «Bruggergut» an der Renggerstrasse und bestand aus ungefähr 22.79 Aren Wiesland und dem Hausplatz, auf dem das 1898/99 errichtete Chalet stand.

Für eine Kirche, die 500 Personen fassen sollte, war die Grösse der Parzelle knapp, umso mehr als die Stadt Brugg noch den Bau der Stapferstrasse plante. Der Kirchenbaugesellschaft gelang es da-

15 Zitat in: Hermann Reinle, Aus der Geschichte der Pfarrei Brugg, Beilage zum Aargauer Volksblatt, 3.10.1952, S. 8.

her 1904, im Westen noch einen 5 m breiten Streifen von 114 m² für 4000 Franken zu erwerben.

Pfarrer Umbricht zeigte zwar einen grossen Einsatz in der Seelsorge, jedoch mehr persönliches Interesse an Musik als an einem Kirchenbau. Er schaute sich nach einer ihm passenderen Stelle um und wechselte nach drei Jahren als Pfarrhelfer und Organist nach Baar ZG. Die Mitglieder der Kirchenbaugesellschaft scheinen über diese Veränderung nicht unglücklich gewesen zu sein. Jedenfalls würdigten sie Umbricht zwar als «Freund der Kirchenmusik», fügten aber gleich einen nachträglichen Tadel hinzu:

«Am Collectieren hatte jedoch der scheidende Pfarrer wenig Freude; es fehlte ihm dazu vielfach an Mut und Gewandtheit. Er fühlte sich nie recht heimisch unter den schwierigen Verhältnissen der hiesigen Station und strebte deshalb schon seit längerer Zeit nach einer andern Anstellung.»

An den Posten Umbrichts ernannte der Bischof den Neupriester Albert Hausheer zum neuen Seelsorger in Brugg. Mit ihm erhielt die Kirchenbaugesellschaft wie gewünscht einen ausserordentlich einsatzbereiten, unermüdlichen Diaspora-Priester, der seinen ganzen Ehrgeiz in den angestrebten Kirchenbau legte.

Hausheer beurteilte den Bauplatz zwar als zu klein. Dennoch befasste er sich mit möglichen Baustilen und nahm Kontakt mit Pater Albert Kuhn im Kloster Einsiedeln auf. Dieser empfahl ihm den Neubarock, «da dieser Stil vorerst dem Geschmack des Volkes am meisten zusage, sodann für den Pfarrgottesdienst sich am praktischsten erweise und endlich auch in der Dekoration am haltbarsten sei». Als Musterbeispiel nannte Kuhn die Kirche in Emmishofen TG, und er riet Hausheer, diese zusammen mit den massgebenden Kreisen Bruggs zu besuchen.

Im Übrigen widmete sich Hausheer der Beschaffung der notwendigen Finanzen. Er suchte zahlreiche Pfarreien auf: Kirchdorf, Zurzach, Baden, Ruswil, Frick, Birmenstorf, Gebenstorf, Leuggern, Eggenwil, Risch, Walchwil, Wittenbach, Sins, Abtwil, Cham, Singen, Muri, Rorschach, Unterägeri, Mörschwil, Hitzkirch, Luzern und Freiburg i. Br. Mit Ausnahme von Luzern und Freiburg hielt er jeweils eine Gastpredigt mit dem Ziel, die Spendefreudigkeit der Kirchgänger zu

Aufruf

zum Bau einer römisch-katholischen Kirche

in

Brugg (Kt. Aargau).

Im Jahre 1899 haben wir einen Aufruf erlassen, zum Bau einer römisch-katholischen Kirche in Brugg. Heute müssen wir diesen Aufruf erneuern und uns mit aller Inständigkeit an unsere Glaubensbrüder wenden. Zur Missionsstation gehören gegen 700 Katholiken, 500 davon wohnen in Brugg selbst. Infolge des wachsenden Verkehrs und der ausbreitenden Industrie der Stadt nimmt die Zahl der Katholiken immer noch zu. Um für die religiösen Bedürfnisse zu sorgen ist ein Missionspfarrer angestellt und kann, vermöge des bereitwilligen und verdankenswerten Entgegenkommens des tit. Stadtrates, in einem Schullokale, das etwa 120 Personen fasst, an Sonntagen Gottesdienst gehalten werden. Als Altar dient daselbst ein Klavier und als Platz für die Gläubigen dienen die Schulbänke. Bruggs Katholiken rufen recht dringend nach der Errichtung einer Kirche. Je einmal die Kirche in Königsfelden zur Benutzung erhalten zu können, darüber ist durch wiederholtes regierungsrätlichen Entscheid jede Aussicht abgeschnitten. Was bleibt da anders übrig, als den Bau eines ganz bescheidenen katholischen Gotteshauses so bald als möglich zu unternehmen? Der Bauplatz hiefür samt einer Wohnung für den Missionsgeistlichen ist erworben. Die Geldmittel aber für den Bau einer Kirche fehlen. Die Katholiken von Brugg und Umgebung, dem Arbeiterstande angehörend, können dieselben mit bestem Willen nicht leisten. Deshalb werden wir uns an Wohltäter von Nah und Fern mit der inständigen Bitte: Helfet der armen Missionsstation Brugg zum Bau einer einfachen und würdigen Kirche!

Indem wir uns anmit an edle Wohltäter und Menschenfreunde mit der inständigen Bitte um milde Gaben wenden, versichern wir dieselben unseres herzlichsten Dankes und Gebetes und zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung

Brugg, den 12. Oktober 1902.

Namens der römisch-kathol. Kirchenbaugesellschaft

Der Präsident:
Fr. X. Schürmann,
Pfarrer und Dekan in Kirchdorf.

Der Aktuar:
Albert Hausheer, Missionspfarrer in Brugg.

Wir empfehlen aufs Angelegentlichste die Unterstützung des Kirchenbaues in Brugg, welche ist längstens schon ein dringendes Bedürfnis. Allen Wohltätern spenden wir von Herzen unsern bischöflichen Segen

Solothurn, den 13. Oktober 1902.

† Leonhard,
Bischof von Basel-Lugano.

Bettelbrief der Römisch-katholischen Kirchenbaugesellschaft Brugg um Gaben für das geplante Gotteshaus, 12.10.1902. Mit Empfehlung von Bischof Leonhard Haas in Solothurn.

Ausgesteckter Bauplatz für die katholische Kirche Brugg. Im Hintergrund das damalige Pfarrhaus, heute Stapferstrasse 15.

wecken. So vermochte er, den Kirchenbaufonds allmählich um Tausende von Franken zu äufnen. Natürlich appellierte er auch bei den Bruggern an deren Grosszügigkeit beim Sonntagsopfer und weiteren Kollekten. Alljährlich führte er einen Pfarreiabend mit Tombola durch, deren Ertrag einige Hundert Franken einbrachte. Hausheer verteilte jeweils fromme Bildchen zum Einlegen ins Gebetbuch. Auf der Rückseite wurde den Wohltätern versprochen, allmonatlich für ihr Seelenheil eine Messe zu lesen. So wuchs das Vermögen allein in einem Jahr um 16 000 Franken. Auch die Pfarreiangehörigen anerkannten den enormen Einsatz Hausheers:

> *«Welch riesige Arbeit unser Hochwürden innert der kurzen Zeit des hiesigen Wirkens zu Nutz und Frommen unserer Genossenschaft erfolgreich ausgeführt, denn es ist keine Leichtigkeit heutzutage im Lande herum anzuklopfen, um mildtätige Gaben zu Gunsten eines Kirchenbaues zu sammeln. Von der Gemeinde wird sein segensreiches Wirken herzl. verdankt.»*

Wegen der häufigen Abwesenheit des Pfarrers und zu dessen Entlastung bewilligte der Bischof für die Jahre 1904 bis 1906 einen ausserordentlichen Vikar in der Person von Joseph Troxler. Sein Gehalt übernahm die Inländische Mission.[16]

(Fortsetzung auf Seite 40)

16 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der bischöflichen Kommission 3.4., 12.11., 13.12.1900. 27.1.1903. 19.1.1904. Stadtarchiv Brugg, Fertigungsprotokolle CIVa 17/S.93, CIVa 19/S.33, CIVa 20/S.241.

Rechts:
Der Bau der Brugger Kirche. Das Erdgeschoss ist fertiggestellt. Das Dach fehlt noch.

Unten:
Schiff und Chor sind fertiggestellt. Jetzt wird noch der Turm ergänzt.

[Zwei Tage eines Priesters in der Diaspora]

Albert Hausheer
aus Cham, Pfarrer in Brugg 1902–1911

Albert Hausheer übernahm 1902 mit der Brugger Missionsstation sein erstes Pfarramt. Er wurde später Direktor der Inländischen Mission. Vor allem in den katholischen Stammlanden sammelte dieses Werk Geld für Pfarrlöhne und den Kirchenbau in der Diaspora. Um zu erklären, was Diaspora bedeutete, verfasste Albert Hausheer den folgenden Text. Anonymisiert, doch anhand der Fakten eindeutig, schilderte er seinen ersten Tag als Pfarrer in Brugg und wie er es fünfzehn Jahre später erlebte.

1902: Der erste Tag

«Ein junger Priester hat von seinem Seminar-Regens folgendes Brieflein bekommen: ‹Sie sind vom Bischof als Pfarrer nach B. bestimmt. Am nächsten Sonntag müssen Sie dort den Gottesdienst halten.› [...] Gehen wir mit ihm, denn morgen ist Pfarrinstallation in der Diaspora.
Der Zug hält an in einem kleinen Provinzstädtchen. Es mag kaum 4000 Seelen zählen, darunter etwa 600 Katholiken. Die anderen Leute sind alle reformiert. Das Städtchen ist Hauptort eines Bezirkes mit 32 Gemeinden, in denen auch noch zirka 600 verstreute Katholiken wohnen. Dieses Städtchen mit den 32 Gemeinden ist nun die Pfarrei des jungen Priesters.
Der neue Pfarrer steigt aus. Am Bahnhof empfängt ihn ein Priester, es ist der bisherige katholische Pfarrer des Ortes. Er war der erste katholische Seelsorger in diesem Bezirke seit der Reformation. Drei Jahre hat er hier gewirkt; nun ist die Bürde ihm zu schwer geworden, und das Heimweh zieht ihn nach katholischem Land und Volk.
Nicht weit vom Bahnhof treten die beiden Priester in ein kleines Häuschen. Es ist das Pfarrhäuschen, das der bisherige Pfarrer vor Jahresfrist gekauft hat.[1] Er führt seinen Nachfolger gleich links in ein kleines Zimmer und macht die Kniebeugung. Hier wohnt der Heiland, es ist die Kapelle. An der Wand steht ein kleiner Altar, drei kleine Betstühle sind da für die Gläubigen.
Das Kapellchen fasst mit Not zehn Personen. Das ist nun die Kirche für eine Pfarrei von mehr als 1200 Katholiken. Mit einer Träne im Auge grüsst der neue Pfarrer hier in der kleinen Kapelle den armen Heiland und empfiehlt ihm seine verstreute Herde. Da fühlt er zum erstenmal: Ich bin Missionär! Sein einziger Trost auf weitem Feld ist der Heiland im kleinen Tabernakel, der mit ihm unter einem Dach wohnt. Der neue Pfarrer fragt nach dem Taufstein und nach dem Beichtstuhl. Da wird er in das nächste, nicht viel grössere Zimmer geführt. Es ist das Studierzimmer und zugleich Audienzzimmer des Pfarrers. In einer Ecke ist eine Vorrichtung für das Beichthören, die aber während der Woche wieder entfernt und in die Waschküche gestellt wird, denn in diesem Zimmer sind auch die Gesangsproben für den

Viel Volk am Tag der Grundstein-legung der Kirche St. Nikolaus am 21. Mai 1905: Der 29-jährige Pfarrer Albert Hausheer verliest die Urkunde, die eingeschlossen werden wird.

Kirchenchor, die Volksbibliothek, die notwendigsten Kirchenutensilien.
Das kleine Stübchen bildet auch das Christenlehrzimmer für Sonntagnachmittag. Da verteilt der Pfarrer seine Kinder in die Kapelle und in das Studierzimmer, plaziert sie auf Bänken, Stühlen, Altarstufen und Ofen und hält unter der Türe zwischen Kapelle und Studierzimmer die Christenlehre, zuerst für die Grösseren, dann eine kurze Andacht, dann Unterricht für die Kleinen, und endlich verteilt er Bücher aus der Bibliothek an Grosse und Kleine.
Doch wir möchten noch den Taufstein sehen. Da holt der Pfarrer aus dem Keller eine Kiste aus Deckelpapier und stellt sie in die Kapelle. Des Pfarrers Waschbecken passt gerade hinein, wir haben den Taufstein! – Doch wir haben ganz vergessen, dass morgen Pfarrinstallation ist.
Der Pfarrer führt seinen Nachfolger in die Stube des obern Stockes zu einem Kaffee. Nachher sagt er zu ihm: «Kommen Sie nun zu unserer Sonntagskirche, um dieselbe für Morgen einzurichten, denn wir haben hier keinen Sakristan. Sie müssen jeden Samstagabend selber hingehen und dort alles herrichten.»
Die beiden Priester gehen durch die Hauptstrasse des Städtchens. Niemand weiss da, dass ein neuer Pfarrer kommt, und kein Mensch kümmert sich weiter um die beiden Herren. Auf dem Hingange zeigt der Pfarrer dem neuen Hirten die Wohnungen seiner Schäflein: «Da wohnt eine katholische Modistin bei einer reformierten Herrschaft; da ist ein Coiffeur, er und sie sind katholisch, aber beide von ihren ersten Ehegatten geschieden, und leben jetzt in ziviler[2] Ehe mit reformierten Kindern. Und dort ist ein junges Ehepaar aus Deutschland, das seine religiösen Pflichten recht ordentlich erfüllt. Hier wohnt ein Doktor, ebenfalls geschieden und nun reformiert verheiratet. In jenem Hotel ist der Gastwirt auch katholisch, war einst Student einer Klosterschule und ist jetzt vom Glauben abgefallen, ein finsterer Mann. Die beiden alten Jungfern, die hier im obersten Stocke wohnen, dienten fast ihr Leben lang im protestantischen Pfarrhaus der Nachbarschaft, sie sind

1 Das sogenannte «Laubsägelihuus» an der Stapferstrasse 15 kaufte der Kirchenverein Brugg.
2 Originalmanuskript: in katholisch ungültiger Ehe.

aber gut katholisch; hingegen die katholische Frau Professor hat ihre reformierte Tochter im katholischen Institut ihrer Heimat und den ältesten Sohn in der reformierten Theologie. In jener Gemüsehalle ist eine Italiener-Familie, deren Kinder selten in den Unterricht kommen, aber dafür fleissig betteln. Da ist eine eifrige katholische Dienstmagd aus Bayern, dort ein religiös abgestandener Korbflechter aus Polen, hier ein lauer Buchbinder aus Bosnien, und dort ein frommer Scherenschleifer aus Tirol. Der Eisenbahner, der dort an der Barriere steht, ist wohl gut katholisch, hingegen der Chef jenes vornehmen Hauses ist ein katholischer Freimaurer, der seine Kinder wohl katholisch taufen und unterrichten lässt, aber ihnen nie den Besuch eines Gottesdienstes erlaubt. Und erst der Wirt in jener Pinte hat sich jüngst gerühmt, er sei schon 30 Jahre hier, und kein Mensch habe gemerkt, dass er katholisch sei, während der Schuster in der Hintergasse dem Grundsatz huldigt, man müsse mit den Spatzen fliegen, bei denen man ist. Die Leute sind eben erkaltet, religiös verarmt, weil sie so lange keinen Hirten hatten», schloss der Pfarrer seine Vorstellung.

Sein einziger Trost auf weitem Feld ist der Heiland im kleinen Tabernakel, der mit ihm unter einem Dach wohnt.

Unterdessen kommen die beiden Priester zu einem alten Haus; es war früher einmal Schützenhaus. ‘Das ist nun unsere Sonntagskirche’, spricht der Pfarrer, indem er mit einem grossen Schlüssel eine schwere Türe öffnet. Sie treten in einen feuchten Gang, mit einem Brunnen aus alter Zeit.[3] Im zweiten Stock kommen sie in ein grosses Zimmer. Man braucht das Lokal für den Gesangsunterricht der Stadtschulen, deshalb steht vorn ein Tafelklavier, hinten ein altes Harmonium, und dazwischen Bänke. […]

Die erste Pfarrstelle für Albert Hausheer (1876–1947) lag in der Diaspora. Er blieb seiner ersten Pfarrei Brugg zeitlebens verbunden.

Nachher gehen die beiden Priester zurück ins Pfarrhäuschen zum Nachtessen. Unterdessen läuten die Glocken in der protestantischen Pfarrkirche zum Sonntag ein, und die Schwester[4] des neuen Seelsorgers wischt sich heimlich eine grosse Träne aus dem Auge. Dann hält der Pfarrer in seinem Studierzimmer noch eine kleine Gesangsprobe, hört noch etwa vier Beichten, und dann wird’s ruhig im Häuschen. Der Festmorgen bricht an. Es ist ein nebliger Septembertag. In den Strassen der Stadt ist’s noch mäuschenstill. Im kleinen Kapellzimmer liest der bisherige Pfarrer die hl. Frühmesse, bei der ihm der neue Pfarrer ministriert, denn um diese Zeit ist hier noch kein Knabe zu haben. Ein Konvertit und drei Dienstmägde wohnen der hl. Messe bei. Um 9 Uhr ist Festgottesdienst im Saal des Schützenhauses. […]
Nach dem Gottesdienst lässt der scheidende Pfarrer dem neuen Seelsorger in einem Gasthaus ein einfaches Mittagessen servieren. Zwei Männer aus dem Kirchenvorstand, die Haushälterin des alten und neuen Pfarrers, drei andere Personen und die wenigen Kirchen-

3 Früher stand im Schützenhaus ein Brunnen.
4 Rosa Hausheer begleitete ihren Bruder als Haushälterin.

sänger speisen mit. Man singt einige schlichte Liedlein, bringt einen Toast auf die beiden Hirten aus, und die schlichte Feier ist in früher Nachmittagsruhe beendet.
Nachher packt der alte Pfarrer seine Koffer und überlässt den harten Boden des weiten Feldes der ersten Hirtenliebe seines jungen Freundes. An diesem ersten Tage sah der Priester zum ersten Male die Diaspora in ihrer Armut.

1917: Ein zweiter Tag

Fünfzehn Jahre gehen vorüber. Wir kommen wieder. Noch steht das kleine Pfarrhäuschen an der neuen Strasse, aber auf dem ehemaligen Kartoffelacker davor erhebt sich eine stattliche Kirche. Hundert katholische Gemeinden und tausend und abertausend fromme Seelen haben ihre Liebesgaben gespendet zum schmucken Gotteshause, und im hohen Chore brennt das ewige Lichtlein wieder, das in den Reformationsstürmen vor 300 Jahren in der alten Stadtkirche ausgelöscht wurde unter lautem Schluchzen der Gemeinde. Der Heiland ist vom Pfarrhaus ausgezogen hinüber in den schönen Tabernakel der neuen Kirche und hat sein einstiges Zimmerlein einem Hilfsgeistlichen, einem Vikar, abgetreten. Auch der ehemalige Pfarrer ist nicht mehr da, als totkranken Mann haben sie ihn vor etlichen Jahren fortgeführt; zwei neue Priester sind in die grosse Arbeit eingetreten.
Heute trägt aber das Pfarrhäuschen Festtagesschmuck, [...] und im Gotteshaus drängt sich schon in frühen Morgenstunden katholisches Volk zu den Beichtstühlen. Es ist Generalkommunion der katholischen Vereine und der Schuljugend. Einstens zählte man in der Pfarrei das ganze Jahr hindurch 200 Kommunionen, jetzt spricht der Seelsorger von 18 000; einst hat der Pfarrer mit 20 Kindern Religionsunterricht begonnen, heute empfangen deren 300 den Heiland aus seiner Priesterhand. – Und heute sollen sie die Gabe des hl. Geistes empfangen; es ist ihr Firmtag.
In weissen Kleidern und mit Blumenkränzlein geschmückt, sammeln sich die Kleinen vor dem Pfarrhause. Unter den Jubelklängen der schönen Orgel zieht in ihrer Mitte der Bischof segnend ein ins überfüllte Gotteshaus. Und neben dem greisen Oberhirten schreitet der Pfarrer von ehedem. Da sieht er manches treue Schäflein, das er einst aus dem Dornengestrüpp der Verirrung herausgeholt. [...] Da bringt eine schlichte Dienstmagd ein allerärmstes Kind. Sie war immer ein Schutzengel der Pfarrei. War irgendwo eine Jungfrau auf gefährlichen Wegen, so ging sie dem verirrten Schäflein nach, und war ein armer Kranker, der keine Pflege hatte, so opferte sie ihre Nachtruhe, um

> **Und erst der Wirt in jener Pinte hat sich jüngst gerühmt, er sei schon 30 Jahre hier, und kein Mensch habe gemerkt, dass er katholisch sei.**

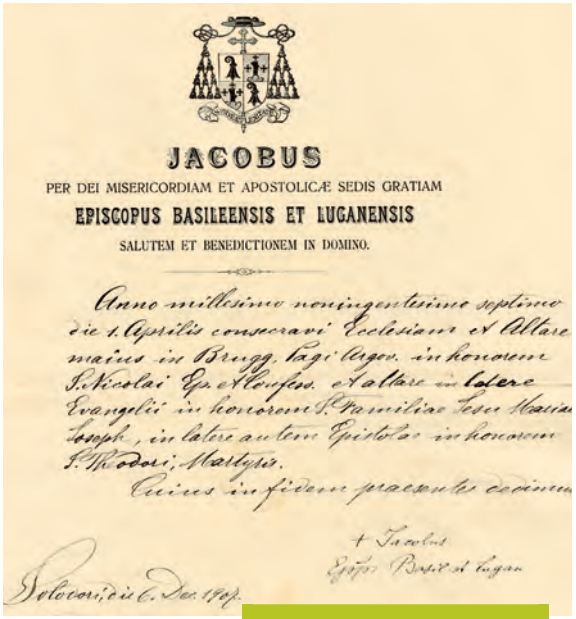
den armen Kindern den katholischen Vater zu erhalten. [...] Und der junge Priester, der heute im schwarzen Mönchsgewand so begeistert zum lieben Volke spricht, ist der jungen Pfarrei erster Priester, der als Knabe drüben in der armen Kapelle einst den Ministrantendienst versah. Und das betende Volk, das sich heute in der weiten Kirche drängt, das ist jene verstreute Herde, die der katholische Missionspfarrer einstens unter unzähligen Mühen gesammelt und unter dem sichtbaren Segen des Himmels zu einer Familie Gottes vereinigt hat.
Ja ‹Grosser Gott, wir loben dich›, singt der alte Pfarrer bewegten Herzens mit, als zum Schluss der hl. Feier die ganze Gemeinde das ‹Te Deum› anstimmt. Das war der zweite Tag: Der Priester sah die Diaspora in ihrem Segen.»

Textquelle: Hausheer Albert, Katholische Diaspora.

Schon im Januar 1904 drängte Hausheer an einer Sitzung der bischöflichen Kommission, man müsse jetzt die Kirchenbaufrage ins Rollen bringen. Die Festlegung des Bauplatzes, die Ausarbeitung von Plänen, die Einholung der Baugenehmigung und weitere Schritte benötigten viel Zeit. Der Pfarrer wollte den Baubeginn nicht auf die lange Bank schieben. Aus einer ganzen Reihe vorgeschlagener Architekten sollte man den geeignetsten möglichst bald bestimmen. Er überraschte die Anwesenden förmlich mit einem Schwall von Ideen und Vorschlägen und löste dadurch eine «konfuse» Diskussion aus.

Hausheer war in der Materie gut vorbereitet und hatte seine Anträge bereits sorgfältig formuliert: Die Kirchenbaugesellschaft solle mit dem erst 32-jährigen Architekten und Kunsthistoriker Adolf Gaudy (1872–1956), der gerade im Begriff war, in Rorschach ein eigenes Büro zu eröffnen, Kontakt aufnehmen. Dieser sollte den Bauplatz studieren, eine Skizze einer neubarocken Kirche für 500 Plätze entwerfen, dann wieder eine Sitzung einberufen, um die Vorschläge darzulegen und allenfalls sogleich einen Vertrag abzuschliessen, ja sogar gleich den definitiven Auftrag in Empfang zu nehmen. – Die überrumpelte Kommission stimmte allem zu. Im Mai lagen bereits erste Skizzen vor. Bei einer Grösse für 500 Personen reichte der vorgeschlagene Bau 5 ½ m gegen Westen über die stadtplanerische Baulinie hinaus. Man erwarb also den erwähnten, 5 m breiten Landstreifen im Westen. Einige Kommissionsmitglieder bezweifelten allerdings die Kostenberechnung, die auf 80 000 Franken lautete.

Gaudy nahm die Einwände zu seiner ersten Skizze ernst und arbeitete bis zum Dezember ein ganz neues Projekt aus, das der vorgenannte Pater Albert Kuhn zur Realisierung empfahl und auch innerhalb der Kommission «günstige Aufnahme und wohlwollende Beurteilung» fand. Man reichte die Pläne dem Stadtrat ein. Dieser zeigte sich dem Vorhaben sehr gewogen. Er war sogar bereit, die Baulinie zur Renggerstrasse etwas zu ritzen. Dort, wo die Grenzabstände zu benachbarten Parzellen nicht ganz eingehalten wurden, empfahl der Stadtrat direkte Verhandlungen mit den Eigentümern. Dies geschah mit der Firma Gentsch, Strasser & Cie., welche den Bauherren 8 m² schenkte, natürlich in der Erwartung, bei der Vergabe der Aufträge berücksichtigt zu werden.



JACOBUS
PER DEI MISERICORDIAM ET APOSTOLICÆ SEDIS GRATIAM
EPISCOPUS BASILEENSIS ET LUGANENSIS
SALUTEM ET BENEDICTIONEM IN DOMINO.

Anno millesimo nongentesimo septimo die 1. Aprilis consecravi Ecclesiam et Altare maius in Brugg, Tagi Turic. in honorem S. Nicolai Ep. Confess. et Altare in latere Evangelii in honorem S. Familiae Jesu Mariae Joseph, in latere autem Epistolae in honorem S. Rodani, Martyris.

Cuius in fidem praesentes dedimus

+ Jacobus
Epūs Basil. et Lugan.

Solothurni, die 6. Dec. 1907.

Errichtung der Römisch-Katholischen Pfarrei Brugg durch Bischof Jakob Stammler. Urkunde in lateinischer Sprache.

Die Baubewilligung des Stadtrates datierte vom 23. November 1904: «Die Römisch-katholische Kirchenbaugesellschaft Brugg erhält hiemit die Bewilligung zum Bau einer katholischen Kirche an der Renggerstrasse nach beiliegenden Plänen Nr. 96.» – Die Stadtgemeinde beschloss hierauf einen Beitrag von 2000 Franken an die Baukosten. Zu reden gab allerdings der Kostenvoranschlag mit neu 120 000 Franken (ohne Altäre, Taufstein, Glocken und Orgel). Die Kommission war jedoch nicht bereit, so viel auszugeben, und reduzierte einige Positionen. Letztlich verkleinerte sie den Kirchenraum auf 430 Sitzplätze. – Nun folgte die Detailvergabe der Aufträge an die Handwerker.

Die feierliche Grundsteinlegung fand am 21. Mai 1905 statt. Dekan Schürmann, assistiert durch die Dekane Probst, Hornussen, und Stöckli, Aarau, hielt das Hochamt, das die Musikgesellschaft Sarmenstorf umrahmte. «Ein wahrhaft herrliches und noch lange nicht vergessenes Festwort sprach der weltberühmte Kanzelredner des Schweizerlandes, Hr. Kanonikus Meyenberg in Luzern.» – Am anschliessenden Bankett im Roten Haus nahmen Vertreter des reformierten Pfarramtes, des Stadtrats, des Bezirksamts und der Schule teil.

Blick auf die frisch vollendete Kirche von Westen. Im Innern fehlen noch die Glocken, aussen die Zifferblätter.

Die Errichtung des Rohbaus, die äussere Gestaltung und der Innenausbau erforderten eine Dauer von zwei Jahren. Im Frühling 1907 war die Kirche bezugsbereit. Am Ostersonntag feierten die Gläubigen die letzte Messe im Schützenhaus. Am Ostermontag, dem 1. April, hielten sie Einzug in das neue Gotteshaus, das man nach knapp 380 Jahren wiederum dem heiligen Nikolaus von Myra weihte. Jakob Stammler, der damalige Bischof, nahm die Einsegnung vor. Dann begann das feierliche Hochamt, umrahmt durch den bereits geübten, einheimischen Kirchenchor. Die Festpredigt hielt Pater Albert Kuhn aus Einsiedeln, der Planung und Ausführung des Baus kunsthistorisch begleitet hatte. Anschliessend begab sich die Festgemeinde ins Rote Haus, wo die Teilnehmer zahlreiche Gratulationsansprachen hörten, darunter jene von Dekan Schürmann, Bischof Stammler, Regierungsrat Peter Conrad und dem reformierten Brugger Pfarrer Viktor Jahn. Die Stadt Brugg

spendete den Ehrenwein. Zum Schluss sprach Pfarrer Hausheer, der wahrlich verdiente Hausherr der neuen Kirche, das Dankeswort. Am Nachmittag begab sich die Gemeinde nochmals ins Gotteshaus, wo Bischof Stammler 72 Buben und Mädchen die Firmung spendete. Der Einweihungstag klang mit einer internen Zusammenkunft der Gläubigen, wiederum im Roten Haus, aus. Der ordentliche Alltag begann. – Die Gesamtkosten des Kirchenbaus beliefen sich auf rund 153 000 Franken.[17]

Gehören die Windischer Katholiken zu Brugg?

Wie oben ausgeführt, hatte der Regierungsrat 1873 die Seelsorge der Katholiken von Königsfelden und jene des Bezirks Brugg dem Kuratkaplan in Gebenstorf zugewiesen, und der Staat besoldete ihn auch für diesen Sondereinsatz.[18] Den grössten Anteil katholischer Einwohner zählte Windisch. Der Weg in die Gebenstorfer Kirche war nicht allzu weit, zumal für die Leute von Unterwindisch. Die Schüler besuchten denn auch den Religionsunterricht in Gebenstorf.

Diese Lösung klappte einigermassen, bis das dortige Gotteshaus derart baufällig war, dass Katholisch-Gebenstorf 1889 eine neue Kirche bauen musste und sich dadurch verschuldete. Nun besann man sich auf die Windischer Glaubensgenossen, die bisher keine Kirchensteuern bezahlt hatten, in Gebenstorf allerdings auch nicht stimmberechtigt waren. In Windisch entwickelte sich nun starker Widerstand gegen diese Steuerpflicht. Einzelne Männer beschimpften die Einzüger, andere verweigerten die Bezahlung rundweg. Gebenstorf leitete gegen Letztere Betreibungen ein, weshalb es 1899 zu einem Prozess gegen neun Männer und eine Frau kam, zuerst vor Bezirks-, dann vor Obergericht. Die Windischer siegten nur aus formalen Gründen; sie waren zur Versammlung der Kirchbürger nicht eingeladen worden. Inskünftig mussten sie aber Steuern bezahlen. Einige erklärten hierauf den Austritt aus der katholischen Kirche. Die Atmosphäre war äusserst gespannt.

Als die Gottesdienste in Brugg begannen und ein Pfarrer dort wirkte, verstärkten sich die Spannungen. Die Windischer wollten kirchlich nun unbedingt ins Städtchen wechseln, besonders jene in den neuen, näher gelegenen Quartieren Klosterzelg und Rütenen. Sie besuchten die Gottesdienste in Brugg, ebenso die Schüler den Religionsunterricht. Pfarrer Hausheer wollte sie nicht abweisen, aus Furcht, sie könnten der Kirche sonst verloren gehen. Kinder taufen, durfte er nur mit Einwilligung des Gebenstorfer Seelsorgers. Wurde er nach Windisch an ein Krankenbett gerufen, musste er die Angehörigen an den Kaplan in Gebenstorf weiterleiten. «Die Leute benutzten die

17 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der bischöflichen Kommission 19.1., 30.5., 2.8., 4.11., 5.12., 20.12.1904. 13.2., 4.3., 10.3., 6.4., 29.8.1905, 11.+13.2., 23.3.,10.7.1906. 22.1.1907 Stadtarchiv Brugg, Fertigungsprotokolle C IVa 17/S.93. C IVa 19/S.33. CIVa 20/S. 241. Eine Sammlung von Zeitungsberichten über Grundsteinlegung und Einweihung befindet sich im Pfarrarchiv unter A.1.0.52.

18 Siehe oben Seiten 26–27.

19 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der Kirchengenossenschaft Brugg, 11.2.1906, 3.3., 9.7., 14.7., 24.11.1907. 8.6., 14.6., 27.11.1908. 4.7.1909. Die meisten Einzeldokumente befinden sich im Original nicht mehr im Pfarrarchiv Brugg. Der Verfasser besitzt aber alte Kopien (siehe oben Fussnote 3). Vgl. auch Max Baumann, Geschichte von Windisch, S. 689–698.

Versammlung
der
Katholiken von Windisch
Sonntag den 21. Juli, abends 5 Uhr
im Gasthaus zur Sonne in Windisch.

Verehrteste Glaubensgenossen!

Auf Anregung mehrerer Glaubensbrüder in Windisch und im Einverständnisse mit dem bischöflichen Ordinariate laden wir Sie auf nächsten Sonntag zu einer Versammlung in den Saal des Gasthauses zur Sonne in Windisch ein behufs Besprechung der Kirchenfrage in Windisch. — Der hochwürdigste Bischof möchte demnächst den Pastorationskreis der Missionspfarrei Brugg umschreiben. Dabei muss nun auch die Frage gelöst werden, ob die Katholiken von Windisch dieser neuen Pfarrei Brugg eingegliedert werden oder ob sie wie bisher ganz oder teilweise der Seelsorge von Gebenstorf unterstellt bleiben sollen. Die jetzigen vielfach unabgeklärten Verhältnisse sind auf die Dauer unhaltbar und haben schon viel Unzufriedenheit geschaffen. Die Frage ist um so dringender, als Katholisch-Gebenstorf gegenwärtig daran arbeitet, sich zu einer selbständigen Pfarrei zu organisieren, wobei dann auch der Pastorationskreis von Katholisch-Gebenstorf von der kirchlichen und weltlichen Behörde umschrieben werden muss. Es ist deshalb an der Zeit, dass die Katholiken von Windisch zur Frage Stellung nehmen, ihre Ansichten aussprechen und bezügliche Eingabe an das bischöfliche Ordinariat machen. Die Wichtigkeit der Sache verlangt *vollzähliges* Erscheinen.

Hochachtend

Brugg, den 16. Juli 1907.

Der Vorstand der kathol. Genossenschaft Brugg.

Die Windischer Katholiken streben den Anschluss an die Pfarrei Brugg an. Hier die Einladung zu einer Versammlung ins Gasthaus zur Sonne.

Pastoration in Brugg, der Pfarrer selbst durfte aber in Windisch nicht auftreten, weil dasselbe in den Pastorationskreis Gebenstorf eingerechnet wurde.»

Die Brugger waren natürlich an einer Zuteilung von Windisch interessiert – aus steuerlichen Gründen! Kurz nach der Kirchweihe versammelten sie die Nachbarn im Gasthaus zur Sonne. Sie legten ihnen drei eher rhetorische Fragen nach ihren Wünschen vor, die prompt einstimmig im Sinne Bruggs entschieden wurden. Pfarrer Hausheer verfasste mehrere Berichte über die Pastoration Windischs. Man gelangte mit Gesuchen und Unterschriftenbogen an den Bischof und bat ihn um die Umteilung. Gebenstorf aber stemmte sich dagegen. Einen Prozess wollten die Windischer nicht riskieren, da der Ausgang ungewiss war.

Im November 1907 griff der Bischof persönlich ein. Er versammelte Vertreter beider Pfarreien auf «neutralem» Boden, in Döttingen. Danach vollzog er die dringend notwendige Umteilung: Den Posten des Gebenstorfer Kaplans gegenüber dem Pfarramt Birmenstorf wertete er auf. Dafür wies er die Katholiken des ganzen Bezirkes Brugg dem Brugger Seelsorger zu.

Somit war die pastorale Seite des Konfliktes gelöst, nicht aber die steuerliche. Gebenstorf beharrte auf der seinerzeitigen Verfügung des Regierungsrates von 1873 und verlangte weiterhin die Bezahlung von Kirchensteuern. Briefe aus Windisch wurden gar nicht beantwortet. Ende 1908 trafen sich der Präsident und der Aktuar der Brugger Kirchengenossenschaft mit Gemeindeammann Buck und Grossrat Meier von Gebenstorf zu einem direkten Gespräch. Buck erkannte die groteske Situation, wonach Windisch seelsorgerlich Brugg und steuertechnisch Gebenstorf zugeteilt war, und versprach, sich für eine sinnvolle Lösung einzusetzen. Die Kirchenpflege wies den Steuereintreiber an, in Windisch «schonend» vorzugehen, was faktisch einem Verzicht gleichkam. Gleichzeitig erhob Brugg dort ungestört Steuern.

Eine juristische Klärung brachte ein Entscheid des Grossen Rates erst am 5. Dezember 1910. Er löste die Kuratkaplanei Gebenstorf aus dem Kirchenverband Birmenstorf und begründete eine eigenständige Kirchgemeinde Gebenstorf-Turgi, deren Umfang mit jenem der beiden politischen Gemeinden übereinstimmte. Von Windisch war

nicht mehr die Rede. Die dortigen Katholiken gehörten nun auch zivilrechtlich der Pfarrei Brugg an.[19]
Damit umfasste die Pfarrei Brugg den ganzen Bezirk. Dies war für einige Randgemeinden nicht praktikabel, weil der Weg zum dortigen Gotteshaus zu weit war und andere Kirchen bedeutend näher lagen. Mit Letzteren fühlten sich die dortigen Gläubigen auch mehr verbunden. Doch erst 1966 verfügten der Bischof und der aargauische Grosse Rat sogenannte Abkurungen, also Loslösungen von der juristischen Zentrumspfarrei Brugg und Zuweisungen an benachbarte Kirchgemeinden. Konkret bedeutete dies die Zuteilung der Katholiken von Mandach zur Pfarrei Leuggern, von Hottwil zu Mettau, von Elfingen und Bözen zu Hornussen sowie jener von Effingen, Linn und Gallenkirch zu Zeihen.[20]

Kirchenbaugesellschaft und Kirchengenossenschaft

Seit der Gründung der Missionsstation und dem Beginn der Seelsorgetätigkeit in Brugg bestanden nebeneinander zwei Körperschaften, die sich – mit unterschiedlichen Aufgaben – dem Aufbau und der Betreuung der Pfarrei widmeten.
Seit 1898 arbeitete die schon oft erwähnte bischöfliche Kommission, die sich ab 1901 «Römisch-kath. Kirchenbaugesellschaft Brugg» nannte. Ihr Zweck wurde in § 5 der Statuten umschrieben:

> *«Der Verein stellt sich die Aufgabe, einen Bauplatz zu erwerben, den Bau und Unterhalt einer Kirche und eines Pfarrhauses zu besorgen und dabei das zweckmässige Eigentums- und Benützungsrecht der Liegenschaft u. Gebäude zu wahren.»*

Mitglieder der Kirchenbaugesellschaft waren höchstens zwölf Persönlichkeiten, darunter mehrere Geistliche, dazu einige als besonders kirchentreu geltende, angesehene Laien. Die Gesellschaft war nicht demokratisch abgestützt; die Mitglieder ergänzten sich nach Belieben selbst. Präsident war während der ersten 25 Jahre einer der Initianten, Franz Xaver Schürmann, Pfarrer in Kirchdorf. Ihm folgte – wieder für 25 Jahre – der einstige Brugger Pfarrer Albert Hausheer, nun Direktor der Inländischen Mission. Wie schon ausgeführt, musste sich dieser Verein ins Handelsregister eintragen lassen. Die nötigen Finanzen beschaffte sich die Gesellschaft durch Kollekten, Werbeveranstaltungen und Darlehen.
Diesem Verein stand die «Römisch-katholische Genossenschaft Brugg» gegenüber. Mitglieder konnten alle Katholiken werden, die im Bezirk Brugg wohnten. Sie wurde nach dem ersten Gottesdienst im Hallwylerschulhaus gegründet. Als Zweck formulierte § 2 der Statuten:

20 Pfarrarchiv Brugg, Ordner Kirchenverein.

«Die Konfessionsgenossen bestreben sich, das Ansehen und Gedeihen der römisch-katholischen Genossenschaft durch christlichen Lebenswandel, treue Erfüllung der religiösen Pflichten und Friedfertigkeit unter sich und gegen Andersgläubige zu wahren und zu mehren.»

Im Unterschied zur Kirchenbaugesellschaft konnte jeder Katholik der Genossenschaft beitreten, ja, es waren sogar möglichst viele erwünscht. Demokratisch aufgebaut, hatte jedes Mitglied volles Stimm- und Wahlrecht. Der Vorstand wurde an der Vollversammlung gewählt. Nur der jeweilige Pfarrer war von Amtes wegen dabei, und zwar als Präsident. Auf diese Weise entstand eine enge Verknüpfung mit der Kirchenbaugesellschaft. Die Geistlichkeit beeinflusste, beaufsichtigte und kontrollierte somit die Genossenschaft. Diese finanzierte sich durch «Kirchensteuern», eigentlich freiwillige Mitgliederbeiträge von anfänglich 4 Franken. Dazu kamen Liebesgaben sowie der Tombolaertrag der Familienabende und Weihnachtsfeiern.

Seitdem die Kirche stand, reichten diese Einnahmequellen nicht mehr aus. Man führte ein eigentliches Steuersystem ein und bezog von den politischen Gemeinden die betreffenden Steuerlisten, um abgestufte Rechnungen stellen zu können. Die Bezahlung blieb aber freiwillig; es bestand kein Steuerzwang. Aus dem Ertrag entlöhnte die Genossenschaft die kirchlichen Angestellten, etwa Aushilfsgeistliche, Sigrist, Organist, Chordirigent und Steuereinzieher.

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass das Gefälle zwischen den wenigen Mitgliedern der Kirchenbaugesellschaft und den zahlreichen der Kirchengenossenschaft gross war. Den Kauf von Land und Pfarrhaus hatte die Kirchenbaugesellschaft allein bestimmt. Auch bei Entscheiden über den Kirchenbau und das Pfarrhaus kam der Genossenschaft keinerlei Mitbestimmungsrecht zu. Der Pfarrer und Präsident informierte die Anwesenden jeweils. Die Liegenschaft samt den Gebäuden bildete alleiniges Eigentum der Kirchenbaugesellschaft, welche diese der Genossenschaft vermietete. Aus dem betreffenden Vertrag seien die folgenden Paragrafen wörtlich zitiert:

«§ 1: Die röm.-kath. Kirchenbaugesellschaft als bleibende Eigentümerin der röm.-kath. Kirche zu Brugg überlässt dieses Gotteshaus der röm.-kath. Genossenschaft zu Brugg zur freien, uneingeschränkten gottesdienstlichen Benutzung.

§ 2: Das Inventar geht als Eigentum an die röm.-kath. Genossenschaft über mit der Verpflichtung, dasselbe ausschliesslich zum röm.-kath. Gottesdienst zu verwenden, in gutem Zustand zu erhalten und nötigenfalls zu ergänzen.

§ 4: Die Genossenschaft verpflichtet sich, dafür zu sorgen, dass die Kirche und das Pfarrhaus, das ebenfalls der Kirchenbaugesellschaft als Eigentum verbleibt, im guten Zustande erhalten bleiben.

§ 5: Die Genossenschaft entrichtet als Zeichen dankbarer Gesinnung für die Überlassung der Kirche einen jährlichen Mietzins von 300 Frs. an die Kirchenbaugesellschaft zu zahlen zur Amortisierung ihrer Bauschulden und zur Lastenteilung allfälliger grösserer Reparaturen an Kirche und Pfarrhaus.

§ 7: Die Genossenschaft hat für die Kultusauslagen selbst aufzukommen. Ferner übernimmt sie auch die sämtlichen Steuern für Kirche und Pfarrwohnung, inbegriffen die Brandassekuranzsteuer, Wasserzins usw. Reparaturen an Kirche und Pfarrhaus, deren jeweiliger Kostenvoranschlag den Betrag von 100 Frs. nicht übersteigt, werden im Einverständnisse mit der Kirchenbaugesellschaft auf Rechnung der Genossenschaft ausgeführt.

§ 8: Der Genossenschaft fallen die Ergebnisse der Sonntagsopfer und die von der Genossenschaft ihren Mitgliedern auferlegten Kultussteuern sowie alle ihr ausdrücklich bestimmten Liebesgaben zu.

§ 9: Der röm.-kath. Kirchenbaugesellschaft als der bleibenden Eigentümerin der Kirche und des Pfarrhauses samt des dazugehörenden Landes ist gemäss ihrer Statuten jederzeit das unbedingte Verfügungsrecht über dieselben gewahrt.»[21]

Woher rührte diese merkwürdige Aufteilung der Kompetenzen? Die Antwort geht auf den Kulturkampf in den vorangehenden Jahrzehnten zurück. 1870 hatte das Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes in Fragen des Glaubens und der Moral festgelegt. Gegen dieses Dogma setzten sich zahlreiche Katholiken zur Wehr. Letztlich lösten sie sich von Rom und bildeten die «Christkatholische Kirche». In verschiedenen Aargauer Kirchgemeinden (z. B. Aarau, Laufenburg, Möhlin, Rheinfelden, Kaiseraugst) folgten Abstimmungen über die kirchliche Zugehörigkeit. Stimmte die Mehrheit für die Loslösung von Rom, wurde die ganze Pfarrei christkatholisch. Der römisch-katholischen Kirche gingen dadurch nicht nur Gläubige verloren, sondern das ganze Kirchengut samt Gottes- und Pfarrhaus. In diesen Gemeinden mussten frisch zuziehende Römisch-Katholiken mit dem Neuaufbau einer Pfarrei beginnen.

Einer solchen Entwicklung galt es, mit der Zwei-Gremien-Lösung vorzubeugen. Die Verfügung über Kirche und Pfarrhaus sollte dadurch der Kirchgemeinde entzogen und einer kleinen Gruppe von Priestern und «besonders zuverlässigen» Laien übertragen werden. Kirchgemeinden waren im römisch-katholischen Kirchenrecht oh-

21 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der Kirchengenossenschaft Brugg 12.2., 10.5.1899. 5.+22.3., 5.11.1903, 9.+20.3., 17.+27.11.1904. 12.3.1905. 3.3., 30.6., 4.+9.+14.7., 24.11.1907. 14.6.1908. Wortlaut des Vertrages siehe 22.1.1907.

22 Hermann Reinle, Rechtfertigung einer Beibehaltung des Kirchenvereins Brugg. Ungedrucktes Manuskript im Pfarrarchiv Brugg. Luzern 1961.

23 Protokoll der Kirchengenossenschaft Brugg, 24.11.1907, 2.6.1908, 6.7.+8.11.1909, 23.6.1910, 16.3., 14.10.+19.11.1911, 19.7.1913.

nehin nicht vorgesehen, sondern nur Pfarreien mit Klerikern an der Spitze. Diese Haltung der romtreuen Gläubigen war somit elitär von einem starken Misstrauen gegen demokratisch gefasste Mehrheitsentscheide geprägt und damit zutiefst unliberal und konservativ.
In Brugg war die Zweigleisigkeit in den Anfängen, während des Aufbaus der Pfarrei und der Errichtung eines Gotteshauses, ganz unbestritten, zumal ein grosser Teil der Finanzierung über Kollekten und andere Beiträge von Römisch-Katholiken erfolgte.[22]

Investitionen nach der Kirchweihe

Das neue Brugger Gotteshaus war 1907 zwar bezugsbereit, doch fehlten noch einige wichtige Zutaten, welche in den folgenden Jahren angeschafft wurden: ein Tabernakel, die Stationen des Kreuzwegs und je eine Heizung für Kirche und Sakristei. Das Harmonium wurde durch eine bescheidene Orgel ersetzt. 1913 führte die Kirchengenossenschaft den elektrischen Strom für Licht, Heizung und Orgel ein. Das Pfarrhaus erforderte einige räumliche Umänderungen und Neuanschaffungen, etwa eine Einrichtung für grosse Wäsche und ein Telefon.[23]
Wie erwähnt, zwangen die knappen Finanzen den Kirchenverein zu äusserster Sparsamkeit. Auch bei der Orgel musste haushälterisch gerechnet werden. (Erst 1962 konnte ein dem Gotteshaus angemessenes Instrument mit 32 klingenden Registern bei der Orgelbaufirma M. Mathis & Co. in Näfels GL bestellt werden. Die feierliche Orgelweihe fand am 12. April 1963 statt.)
Was beim Bezug des Gotteshauses vielen Gläubigen fehlte, waren die Turmuhr und das Glockengeläute, «wodurch dann unsere herrliche Kirche auch ihr Dasein laut verkünden kann, um die Gläubigen des ganzen Bezirkes zum Dienste Gottes herbeizurufen». Erste Offerten holte man 1915 ein. Für beides rechnete man gegen 23 000 Franken; der Glocken- und Uhrfonds enthielt aber erst etwa die Hälfte; man musste also weiter sparen. Vier Jahre später bestellte Pfarrer Dubler sechs Glocken mit elektrischer Läuteinrichtung und eine Kirchenuhr, beides in Deutschland, wo der Wechselkurs wegen der Inflation günstig war. Die Glocken wurden auf C – es – f – as – b – c gestimmt. Die feierliche Glockenweihe fand am 21. August 1921 unter Mitwirkung des Kirchenchors und der Brugger Stadtmusik statt. Zwei Tage danach durfte die Schuljugend die vier kleineren Glocken in den Turm hochziehen. Die Kosten der Neuanschaffung trugen weitgehend die Kirchgenossen durch Spenden.
Das Geläute und das Schlagwerk der Uhr bereiteten jedoch nicht allen Bruggern Freude. So verlangte Ingenieur Wartmann, den Vier-

Die Glocken werden in feierlichem Umzug vom Bahnhof auf den Kirchplatz transportiert.

telstundenschlag nachts sofort abzustellen, ja er drohte, er werde die Kirchengenossenschaft für allfälligen Schaden an seiner Gesundheit und jener seiner Frau haftbar machen. Falls man die Nachtruhestörung nicht stoppe, werde *«ein Unglück geschehen»*. Alt-Stadtammann Siegrist verlangte, das Läuten morgens um halb sechs Uhr zu unterlassen. Der Vorstand der Genossenschaft war zwar bereit, das Morgenläuten leicht zu verschieben und den Viertelstundenschlag etwas schwächer einzustellen. Doch die eigens dazu einberufene Vollversammlung beschloss, am bisherigen Läuten festzuhalten. Es folgte beiderseits eine wenig sachliche Pressepolemik, in welcher man von der katholischen Minderheit mehr Rücksichtnahme auf die reformierte Mehrheit erwartete.

Das Problem entschärfte sich von selbst, indem das Läutwerk schlecht funktionierte und deswegen öfter abgestellt werden musste. Man war in der Folge gezwungen, zu den Gottesdiensten und Betzeiten von Hand zu läuten. Es dauerte dann bis 1928, bis das Werk einigermassen zufriedenstellend lief. Die Protokolle enthalten danach keine Reklamationen mehr. Man hatte sich offenbar an das Läuten vom katholischen Kirchturm gewöhnt oder sich damit abgefunden.[24]

24 Protokoll der Kirchengenossenschaft Brugg, 24.2.1915, 5.9.+30.12.1919, 8.7., 28.9.1920, 25.8., 4.9., 11.9., 18./25.9., 27.11.1921, 19.3.1922, 8.1.1923, 8.2., 29.3., 2./16./22.5.1927, 22.4., 24.11.1928. Stadtarchiv Brugg, B A.1c.7, B A. IIa.80, S.336. Brugger Tagblatt, 3., 16., 19., 21.9.1921.

25 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der Kirchenbaugesellschaft 25.6.1914, 4.7.1916, 3.7.1917, 20.7.1922, 8.8.1924. Protokoll der Kirchengenossenschaft 3.10.1917,10.3.1918, 16.2.1919, 8.7.1920, 14.3., 11./22.4., 4.12.1922, 2./4.5., 17.6., 15.8.1924, 28.4., 10.5.1925, 9.5.1926.

26 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der Kirchenbaugesellschaft 2.6.1925, 18.2.1930, 28.9.1931, 23.11.1935, 5.7.1937.

Langfristig bewährte sich das Geläute doch nicht. Das Material der Glocken war schlecht, der Klang ungenügend. Nach 40 Jahren, 1961, beschloss der Kirchenverein, ein ganz neues Geläute anzuschaffen, nun auf die Tonreihe H – cis – dis – fis – gis – h. Die Glockengiesserei H. Rüetschi AG, Aarau, erhielt den Zuschlag. Der Guss erfolgte am 5. April 1962, diesmal aus erstklassigem Material (79 % Kupfer, 21 % Zinn). Am 23. Juni fand die Glockenweihe durch Bischof Franziskus von Streng statt; auch diesmal durfte die Schuljugend die Glocken aufziehen.

Die grösste Investition, welche die noch junge Missionsstation zu tätigen hatte, bildete der Bau eines neuen Pfarrhauses. Das alte wurde zu klein, als neben dem Pfarrer und seiner Haushälterin noch ein Vikar und Aushilfsgeistliche einzogen und Schlaf- sowie Studierzimmer benötigten. Zudem wünschten die Vereine ein Lokal, in dem sie sich zu Versammlungen, Sitzungen und Proben treffen konnten. Bereits 1914 überlegte man sich, ob man im Süden des Pfarrhauses einen Anbau erstellen könnte, was aber nicht möglich war. 1917 erwarb die Kirchenbaugesellschaft eine Nachbarparzelle von 936 m² zwischen Kirche und Bahnhofstrasse. An den Preis von 20 592 Franken steuerte der Kirchenverein 10 000 Franken bei, den Rest hatte die Kirchengenossenschaft zu übernehmen. Doch dann blieben nur 10 000 Franken für den Bau. Man musste also wieder auf den Bettel gehen und Kollekten sammeln. Auch gab man rückzahlbare Obligationen heraus. Obwohl das Bedürfnis nach einem Saal unbestritten war, wartete man mit dessen Verwirklichung bis zur Sicherung der Finanzen. Erst 1924 bewilligte die Kirchengenossenschaft einen Kredit von 80 000 Franken. Zusammen mit den freiwilligen Beiträgen von 37 000 Franken standen somit rund 120 000 Franken zur Verfügung. Von den vier eingereichten Skizzen beliebte jene des Kirchenarchitekten Gaudy nicht, sondern die Alternative von Betschon, Baden. Die Bauarbeiten begannen im Herbst 1924; das heutige Pfarrhaus und der angebaute Saal waren im Sommer 1925 vollendet. Die Einweihung feierte man zusammen mit dem 25-jährigen Bestehen der Pfarrei. Der Kostenvoranschlag wurde leicht unterschritten.[25]

Die vier kleineren Glocken wurden bei der Brugger Kirche zur Weihe aufgestellt, 21.8.1921. – Die beiden grösseren befanden sich noch in Reparatur.

Das alte Pfarrhaus wurde fortan vermietet. Der Kirchenbaugesellschaft brachte dies Zinsen ein, doch sie sparte lange Zeit beim Unterhalt. 1935 senkte sie sogar den Zins, nicht zuletzt aufgrund der «nicht mehr gerade komfortablen Einrichtung». Später holte man Anpassungen an die damalige Gegenwart nach.[26]

Die Zeit verging, und nach 40 Jahren drängte sich bei der Kirche eine erste Renovation auf. Die Kirchbürgerversammlung bewilligte dazu im Sommer 1951 insgesamt 346 000 Franken. Das innen und aussen renovierte, stilistisch noch etwas verbesserte Gotteshaus konnte am 5. Oktober 1952 eingeweiht werden.

Weitere 25 Jahre intensiven Gebrauchs erforderten eine grundlegende Renovation und Umgestaltung der St.-Nikolaus-Kirche. Diesmal wurde das Innere nicht nur restauriert, sondern auch der neuen Liturgie angepasst. Einen besonderen Eingriff bildete die Unterkellerung des ganzen Gotteshauses mit dem Ziel, zusätzlichen Raum für die Pfarreiarbeit zu erhalten. Die Einweihung fand am 26. August 1978 statt. Die Gesamtabrechnung ergab Auslagen von 1,469 Millionen Franken, also nahezu das Zehnfache der gesamten Baukosten von 1907.[27]

Der Aufzug einer Glocke durch die Brugger Schuljugend am 23.8.1921.

Von der Kirchengenossenschaft zur Kirchgemeinde

Die Kirchengenossenschaft bildete bekanntlich einen privatrechtlichen Verein. Die Kultussteuern, die sie dafür aufgrund der Gemeindesteuerliste erhob, waren freiwillig. Die einen Pfarrgenossen bezahlten ihre Schuldigkeit brav, andere kürzten den geforderten Betrag, wieder andere verweigerten die Zahlung.

Seit dem Bau der Pfarrkirche war die Genossenschaft noch stärker von der Zahldisziplin ihrer Mitglieder abhängig. 1921 bezifferte der Kassier Steuerausstände von 780 Franken für drei Jahre. 1925 beschloss der Vorstand der Kirchengenossenschaft, säumige Steuerzahler inskünftig schriftlich zu mahnen, dann persönlich zu besuchen. Bisher hatte der Einzüger versucht, den schuldigen Betrag an der Haustür einzutreiben und dabei oft unfreundliche Worte geerntet.

Seit der Anstellung eines Pfarrers hatte die Inländische Mission dessen Besoldung übernommen, anfänglich ganz, später zu einem Teil. 1935 teilte Alt-Pfarrer Hausheer, nun Direktor dieses Hilfswerks, mit, der Beitrag (2000 Franken) werde fortan gestrichen. Die Einnahmen dieser Institution seien gesunken, und neue Missionsstationen benötigten ebenfalls Unterstützung. Dieser Ausfall an Einkünften, ebenso die Verschuldung wegen des neuen Pfarrhauses erforderten daher eine Erhöhung des Steuerfusses. Die pflichtgetreuen Pfarrge-

Das neue Pfarrhaus an der heutigen Bahnhofstrasse, vollendet 1925.

nossen mussten also tiefer in die Tasche greifen für Leute, welche die Zahlung verweigerten. Um dies zu vermeiden, gab es nur einen Weg: die Umwandlung der privatrechtlichen Kirchengenossenschaft in eine staatlich anerkannte, öffentlich-rechtliche Kirchgemeinde. Für eine solche würden die Gemeindesteuerämter die Kirchensteuer zusammen mit Staats- und Gemeindesteuer in Rechnung stellen. Wer sich als römisch-katholisch bezeichnete, war inskünftig gezwungen, die volle Kirchensteuer zu entrichten. Andernfalls musste er den Austritt aus der Kirche erklären, was damals nur selten vorkam. Weil bisher jährlich nur 16 000 Franken eingegangen waren, rechnete man für die Zukunft mit 21 500 Franken (ohne Erhöhung des Steuerfusses).[28]

In der Brugger Kirchengenossenschaft wurde diese rechtliche Umwandlung bereits 1930 in Form einer Motion angeregt, doch dann als verfrüht abgelehnt. Als 1935 die erwähnte Erhöhung des Steuerfusses bevorstand, strebte der Vorstand den Wechsel zur Staatskirche «so schnell wie möglich» an. Die kirchliche Obrigkeit, also Bischof und kantonaler Synodalrat, stimmte rasch zu. Beim Regierungsrat verzögerte sich die endgültige Lösung wegen der ungewöhnlichen Eigentumsverhältnisse an Gebäuden (Kirche und Pfarrhäuser). Doch auch diese erwiesen sich als juristisch vertretbar. Die Regierung konnte die Vorlage an den Grossen Rat überweisen, welcher die Errichtung der Römisch-Katholischen Kirchgemeinde Brugg guthiess. Am 20. Dezember 1937 setzte der Regierungsrat diese Neuregelung in Kraft. Wie erwartet, schnellte der Steuerertrag dadurch in die Höhe. Damit hatte die alte Kirchengenossenschaft ausgedient. Die Pfarrei Brugg bildete fortan eine Kirchgemeinde mit einer Kir-

27 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der Kirchgemeinde 1976–1980. Hermann Reinle, Die katholische Pfarrkirche zu St. Nikolaus und ihre Renovation 1951/52, in: Brugger Neujahrsblätter 1953/S. 37–53. Max Banholzer, Lorenz Schmidlin, Das neue Geläute der katholischen Kirche Brugg, in: Brugger Neujahrsblätter 1963/S. 18–21. Richard Roth, Die neue Orgel in der St. Nikolauskirche in Brugg, in: Brugger Neujahrsblätter 1966/S. 8–10. Walter Moser, Kurt Bader, Die Renovation der katholischen Pfarrkirche St. Nikolaus in Brugg, in: Brugger Neujahrsblätter 1981/S. 115–118.

28 Protokoll der Kirchengenossenschaft 15.3.1921, 28.4.1925, 31.8.1929, 19.11.1935. Protokoll der Kirchenbaugesellschaft 23.11 1935, 9.12.1940.

chenpflege an der Spitze. Die Kirchenbaugesellschaft änderte ebenfalls ihren Namen und nannte sich neu «Römisch-katholischer Kirchenverein Brugg». Analog passte er die Statuten und den Eintrag im Handelsregister an.[29]

Die Auflösung des Kirchenvereins

Die zweigleisige Organisation innerhalb der Pfarrei Brugg hatte auch die Regierung misstrauisch gemacht. Das eigentumsrechtliche Übergewicht eines sehr kleinen Vereines im Vergleich zu der überwiegenden Zahl der Mitglieder der Kirchgemeinde hatte den Regierungsrat schon 1937 bewogen, die grosse Mehrheit der Kirchgenossen vor Übergriffen der elitären Minderheit durch allfällige, willkürliche Beschlüsse durch einen Zusatz zu schützen:

> *«Die Verträge sind unkündbar, solange die Kirche ausschliesslich dem römisch-katholischen Gottesdienst dient. Sie dürfen jedoch von den Parteien abgeändert werden, soweit dadurch das Gebrauchsrecht der Kirchgemeinde an der Kirche und am Pfarrhause nicht berührt wird.»*

Weshalb hielten die Mitglieder des Kirchenvereins – je einige auswärtige Geistliche und eine wachsende Zahl von Laien – meist Akademiker wie Ärzte und Lehrer – so zähe an ihren Eigentumsrechten fest? Bis zum Bau der Kirche und des neuen Pfarrhauses hatte dieses Gremium einen Grossteil der Finanzen beschafft und leitete aus dieser Tatsache weiterhin einen massgebenden Einfluss auf die kirchlichen Gebäude ab. Danach wurde es still um diesen Verein. Die Männerrunde traf sich in der Regel nur noch einmal jährlich, um Rechnung und Budget zu genehmigen und den Jahresbericht des Brugger Pfarrers anzuhören.

Das eigentliche Pfarreileben spielte sich innerhalb der Kirchgemeinde ab und ging am Kirchenverein völlig vorbei. Dieser kam am ehesten zum Zuge, wenn grosse Bauvorhaben bevorstanden und der Kirchenverein sich an der Beschaffung der Finanzen beteiligte, etwa bei Landkäufen in Windisch oder Villnachern. Für das Land in Windisch verzinste die Kirchgemeinde dem Verein die Schuld als Darlehen, das sie vollständig amortisierte. Gebaut wurde die Windischer Kirche daher durch die Kirchgemeinde, die im Grundbuch auch als Eigentümerin eingetragen wurde. Somit besassen die Gotteshäuser von Brugg und Windisch unterschiedliche Eigentümer.

Zu Diskussionen führte dieser ungewöhnliche Tatbestand vor allem 1951/52, als man die Brugger Kirche einer Totalrenovation unterzog. Der Kirchenverein bestimmte – die Kirchgemeinde zahlte, und dies störte einige Kreise.

29 Pfarrarchiv Brugg, Protokoll der Kirchengenossenschaft 4.5.1930, 5.5.1931, 19.11., 15.12.1935, 17.5.1936, 23.5. 10.12.1937, 3.1.1938. Protokoll des umbenannten Kirchenvereins Brugg 23.11.1935, 23.11.1936, 12.10.1937, 9.12.1940. Staatsarchiv Aargau KWc1937.

30 Pfarrarchiv Windisch, Protokoll der Kirchgemeinde Windisch 18.10.1966, 27.1.1969, 7.9., 16.11.1971, 2.4.1774, 7./14.12.1976, 13.12.1977, 10.1.1978. Protokoll der Generalversammlung 2.8.1977. Öffentliche Urkunde 6.12.1977. Mündliche Auskünfte von Ernst Birri (†), Windisch. Hermann Reinle, Die katholische Pfarrkirche zu St. Nikolaus in Brugg und ihre Renovation 1951/52, in: Brugger Neujahrsblätter 1953/S. 37–53. Walter Moser, Kurt Bader, Die Renovation der katholischen Pfarrkirche St. Nikolaus Brugg, in: Brugger Neujahrsblätter 1981/S. 115–119. Max Baumann, Geschichte von Windisch, S. 698–701.

Statuten
der
römisch-katholischen
Genossenschaft Brugg.
Baden.
Buchdruckerei J. L. Umbricht
1900.

Statuten der römisch-katholischen Genossenschaft Brugg (nachmals Kirchgemeinde). Im Gegensatz zur Kirchenbaugesellschaft umfasste sie sämtliche Katholiken des Bezirks Brugg.

Auf erbitterten Widerstand stiessen die bisherigen Eigentumsverhältnisse, als die Kirchgemeinde Ende der 1970er-Jahre grössere bauliche Eingriffe in das kirchliche Gebäude plante, besonders die Unterkellerung der ganzen Kirche zur Schaffung zusätzlichen Raumes für das Pfarreileben. Kritik wurde nun selbst innerhalb der Kirchenpflege laut, die vor der Bewilligung eines Millionenkredits vom Kirchenverein die Übergabe des Gotteshauses und der Pfarrhäuser verlangte.

Im Kirchenverein bildete die Loslösungsfrage schon seit längerer Zeit einen Diskussionsgrund; es war den Mitgliedern bewusst, dass die Tage ihrer Vereinigung gezählt waren. Die beiden Gremien einigten sich auf einen Schenkungsvertrag, worin der Kirchenverein sämtliche Liegenschaften und Kapitalien an die Kirchgemeinde übertrug. Um dem alten Misstrauen der kirchlichen Instanzen gegenüber Mehrheitsbeschlüssen der Kirchbürger Rechnung zu tragen und das Eigentum an Kirche und Pfarrhäusern vor Entfremdung zu schützen, liess die Kirchgemeinde die folgende Dienstbarkeit ins Grundbuch eintragen:

> *«Dem jeweiligen Eigentümer von Grundbuch Brugg Nr. 251 [Kirche, altes Pfarrhaus Stapferstrasse] und 262 [neues Pfarrhaus Bahnhofstrasse], zur Zeit Römisch-katholische Kirchgemeinde Brugg, ist es untersagt, die Grundstücke Brugg Nr. 251 und 262 samt den darauf stehenden Gebäuden anderwärtig als für den römisch-katholischen Kultus und für die seelsorgerliche Betreuung jener römischen Katholiken, bzw. jener römisch-katholischen Pfarrkörperschaft zur Verfügung zu halten und/oder zu stellen, die über den zuständigen Diözesanbischof mit dem rechtmässigen Bischof von Rom, d.h. mit dem Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche (Apostolischer Stuhl) verbunden sind.»*

Der Vertrag wurde am 6. Dezember 1977 von beiden Parteien unterzeichnet. Mit Beschluss vom 2. August 1977 hatte der Kirchenverein bereits seine Auflösung beschlossen. Er sollte in Kraft treten, sobald die letzten administrativen Aufgaben (Grundbuchverschreibung und Löschung des Eintrags im Handelsregister) vollzogen sein würden.

Mit diesem Vertrag befinden sich auch sämtliche seither erworbenen kirchlichen Liegenschaften (Lupfig, Schinznach-Dorf und Villnachern) eindeutig im ausschliesslichen Eigentum der Kirchgemeinde Brugg.[30]

[Eine katholische Kindheit]

Olga Knecht-Frei
Knecht-Transporte, in Windisch seit 1948

Viele, die später nach Brugg zogen und hier die Diaspora-Situation erlebten, stammten aus katholisch geprägten Gebieten. Ich bin 1930 in Oberehrendingen auf dem Bauernhof meiner Eltern zur Welt gekommen. Nur bei Komplikationen kannte man damals Spitalgeburten. In Oberehrendingen waren alle katholisch, bis auf eine einzige reformierte Familie. Fremde Kinder, fremde Familien kannten wir in Oberehrendingen nicht, alle waren Schweizer.

Beerdigungsfeiern während der Schulstunde

Der Glaube hatte einen grossen Stellenwert, wir verstanden uns als christliche Familie. Meine Mutter lernte uns das Beten, Schutzengelgebete und Tischgebete. Ab der ersten Klasse gab es selbstverständlich Religionsunterricht, eingebaut in den Stundenplan. Der Pfarrer kam zu uns in die Schule. Wir hatten keinen Vikar, Ehrendingen war zu klein. Der Pfarrer unterrichtete alle Kinder bis zum Schulaustritt und begleitete sie zur Erstkommunion. Sonntags nach der Morgenmesse besuchten wir zusätzlich die Christenlehre. So kam man erst zum Mittagessen nach Hause. Immer war der Pfarrer im Einsatz.
Unsere Unterstufenlehrerin amtete zugleich als Organistin und leitete den Kirchenchor. Wenn sie bei Beerdigungen spielte, musste ihre Schulklasse einfach in die Kirche mitkommen. Damals gab es die langen Gesänge wie «Dies irae». Wir dachten als Schüler, das höre nie mehr auf. Der Pfarrer und die Lehrerin verstanden sich gut.

Eine grosse katholische Gemeinschaft

Starb jemand, ob arm oder reich, gingen alle Dorfbewohner zur Beerdigung. Beim Eintreffen des Todes wurde «Endzeit» geläutet. Der Dorfweibel brachte die Nachricht in alle Haushalte, und mindestens eine Person aus jeder Familie wurde zur Wache geschickt. Das heisst, an zwei Abenden beteten wir in der Kirche um fünf oder sechs Uhr den Rosenkranz. Am dritten Tag fand die Beerdigung statt. Hinter vorgehaltener Hand sprach man über hochgestellte Personen aus Baden, die man kremiert habe. Das gab es in Ehrendingen nicht.
Am Sonntag liefen aus jedem Haus die Kinder auf die Strasse. Die Kinder gingen voraus zur Kirche, die Eltern kamen nach. Unterwegs wartete man auf die Freundin, da hiess es vielleicht: «Wart, ich komme, ich bin grad am Kämmen.» Man trug Sonntagskleider, Sonntagsschuhe, hatte geglättete Haarmaschen. Unter der Woche trug man eine Schürze, die musste sechs Tage lang sauber bleiben! Nur sonntags gab es die besonderen Kleider.

«Usechnüle» während des Gottesdienstes

Der Gottesdienst am Sonntag begann um neun Uhr. Die Kinder sassen in den vorderen Bänken und waren natürlich nicht still. Da gab es einen frommen, leicht behinderten Mann, der im Chor vorne sass und für Ordnung sorgte. Wenn einer der Buben zu laut wurde, packte er ihn an den Ohren und zog ihn aus der Kirchenbank hinaus, und der Bub musste vorne hinknien, «usechnüle», sodass alle es sahen. Es waren vor allem die Buben, die laut wurden oder zu viel mit den Heiligenbildchen handelten.
Die Heiligenbildchen erhielt man von einem Aushilfspater, der zur Osterzeit ins Dorf kam, um die Beichte abzunehmen. Da waren die Bänke voll, man musste anstehen. Zur Osterzeit, nach der Beichte, gingen alle zur Kommunion. Unter dem Jahr war es nicht so gebräuchlich, da blieben viele in den Bänken zurück, nicht so wie heute. Damals hiess es: Wer nicht gebeichtet hat, sollte nicht kommunizieren. Das wurde uns eingebläut. Ob jemand ging oder nicht, wurde nicht beachtet, der Kommunionsempfang war nicht so wichtig. Der lateinischen Messe folgte man, indem man im «Schott», dem Gebetsbuch, mitlas. Und im Kirchenchor sang man lateinische Gesänge. Zudem gab es während der Woche Jahrzeitfeiern zum Andenken an Verstorbene, auch da ging man hin.

Reiches Brauchtum: Maiandacht, Karwoche und Fronleichnam

Auf den Monat Mai freuten wir uns alle. Da fanden die Maiandachten statt. Jeden Sonntag kam das ganze Volk zusammen, alle waren in der Kirche. Es wurden Marienlieder gesungen, der Kirchenchor war dabei, es gab einen grossen «Maialtar» mit schönen Blumen, die Gottesmutter wurde geschmückt, die Lieder waren besonders, es war grossartig. Alle Kinder liebten die Maiandachten am Sonntagabend, die Feier für die Muttergottes. Heute gibt es das kaum noch, am ehesten noch in Leuggern in der Lourdesgrotte.
An Fronleichnam gab es eine richtig schöne Prozession zu vier Altären: Einer befand sich beim Schulhaus, zwei in Unterehrendingen, der letzte bei der Kirche. Die Frauen brachten Blumen, Pfingstrosen, Lilien und die Männer schnitten Buchen, junges Laub. Sie gestalteten den Bogen. Es war eine grosse Prozession, alle waren beteiligt. Voran marschierten die Musik, der Turnverein, der Kirchenchor. Die Erstkommunikantinnen in ihren weissen Kleidern und Blumenkränzen streuten Blumen, die Ministranten waren dabei, der Pfarrer trug die Monstranz, vier Männer trugen den Himmel. Alle liefen im Zug mit und beteten den Rosenkranz. Bei den Altären sprach der Pfarrer weitere Gebete

und teilte den Segen aus. Alle Leute liefen mit, es gab keine Zuschauer. Den Abschluss bildete die Messe in der Kirche.
Die Karwoche wurde ebenfalls besonders gefeiert. Die Glocken schwiegen, es ertönten stattdessen die «Raffelen» im Kirchenturm, eine Art hölzerne Rätsche. Meine Freundin erinnert sich, dass sie am Karfreitag schwarze Haarmaschen und schwarze Strümpfe anziehen musste.

Nicht viele Katholiken in Windisch mit eigenem Geschäft

Nach dem Krieg 1945 verliess ich Ehrendingen und kam bald nach der Heirat 1948 nach Windisch, denn die Mutter meines Mannes benötigte ihn im elterlichen Geschäft. Der Schwiegervater Johann Knecht stammte aus einer kinderreichen Familie von Döttingen. Da musste jeder schauen, wie er durchs Leben kam. Er war Förster gewesen und in Windisch begann er einen Fuhrbetrieb mit Ross und Wagen. Daneben betrieb er Holzhandel. Auf gut Glück probierte man, ein Auskommen zu finden.

> Alle Kinder liebten die Maiandachten am Sonntagabend, die Feier für die Muttergottes.

Mit meinem Mann wohnte ich auf der Klosterzelg. Damals wurde kein Katholik in den Gemeinderat gewählt. Es wirkte ein sehr strenger reformierter Pfarrer. Er predigte, bei den Katholiken kaufe man nicht ein. Beim Einstellen von Arbeitern oder Handwerkern achteten wir hingegen nicht auf die Konfession. Im Gegenteil, meine beiden Schwägerinnen heirateten einen Reformierten. Wir kauften im Quartierladen, und die Reformierten waren froh um jede Kundschaft. Es gab nicht viele Katholiken mit einem eigenen Geschäft. Wir schauten, dass wir durchkamen. Bei den Ausfahrten stiegen sowohl Katholiken wie Reformierte ein; die reformierte Konkurrenz hiess Vögtlin-Meyer.
Der Kirchenbau in Windisch 1965 war ein Novum. Vorher mussten wir die Kirche in Brugg besuchen. Die Christenlehre für die Kinder fand in den 1950er-Jahren nach dem Gottesdienst im Pfarrhaus statt und wurde meistens von Frauen erteilt. So unterrichtete Margrit Fuchs für Gottes Lohn unsere Kinder. Sie arbeitete beim Bauernsekretariat, später für die Bischofskonferenz in Solothurn als Sekretärin.
Die besonderen katholischen Feste bildeten hier einen Werktag, an dem man arbeitete. Fronleichnam wurde leider gar nicht so gefeiert wie im Bezirk Baden. Die katholischen Kinder erhielten allerdings schulfrei. Sie besuchten am Morgen die Messe. Die Firma Knecht fuhr die Kinder auf den Bözberg, die Katechetinnen hatten Spiele vorbereitet. Mitte/Ende der 1960er-Jahre nahm der Kirchenbesuch bei den Jungen ab. Ich erinnere mich, wie einer meiner Söhne damals bemerkte: «Jetzt gehe ich dann sonntags auch nicht mehr in die Kirche, man trifft ja niemanden mehr.»

3000 Tombolapreise für die Windischer Kirche

Der Bau der Windischer Kirche führte zu Diskussionen um den Standort. Zuerst wollte man die Kirche in Unterwindisch bauen. Der jetzige Standort an der Hauserstrasse war für damalige Verhältnisse «ab der Welt», am Rande von Windisch. Der Bau der Kirche führte zu einem Fest mit einem Basar. Eine eigene Kirche mit einem eigenen Pfarrer, den man schon vorher kannte, das war eine Freude. Ich hatte als Geschäfts- und Familienfrau keine Zeit, in den Vereinen mitzumachen. Doch für den grossen Kirchenbasar wurde ich um Mithilfe ange-

Pilgerfahrt nach Lourdes Mitte der 1980er-Jahre: Reiseleiterin Olga Knecht besuchte in all den Jahren rund hundertmal den Wallfahrtsort.

fragt. Damals konnte ich als eine der wenigen Frauen Auto fahren, und so half ich mit bei der Tombola. Für 3000 Nummern galt es, Preise zu erbitten und abzuholen. Es durfte kaum etwas kosten. Schreiner zimmerten Truhen, wir schrieben alle unsere Lieferanten an. Vom Nähmaschinen-Stutz, einem Windischer Reformierten, erhielten wir viele Biskuitrollen aus der Fabrikation seines Bruders. Von unseren Blumenlieferanten erhielten wir Gaben. Viele Reformierte spendeten uns. So kamen 3000 Preise zusammen. Damals lernte ich viele neue Leute kennen. Das ganze Volk half beim Basar 1960 mit, samt den Reformierten. Die Einweihung fünf Jahre später war ein grosses Fest, die Schüler zogen die Glocken auf. Wir waren damals glücklich über die eigene Kirche. Und heute – ist sie fast leer.

35 Jahre lang mit Pilgergruppen gereist

Während 35 Jahren führte ich Pilgergruppen neben den fünf Kindern und dem Geschäft. Bis 1970 führte meine Schwägerin Anna Knecht die Pilgergruppen. Nach dem Tod ihres Mannes übernahm ich diese Sparte unseres Geschäfts. Man muss sich vorstellen, um 1970 waren sich die Leute das Reisen ins Ausland nicht gewohnt. Es gab keine Autobahnen, man war zehn bis zwölf Tage lang unterwegs. Viele Pilger waren Bauersleute, deren Sohn den Hof hütete, oder sonst religiöse, ältere Leute. Die Jungen hatten dafür nicht das Geld. Damals war das Ferienmachen nicht üblich. Doch für eine Pilgerreise nach Lourdes hatten die Bekannten Verständnis. Aber wenn jemand für vierzehn Tage irgendwohin reiste, dachten sich die Leute schon: «Ha, die gend höch a.» Die Sprache, die Umgangsformen, sich selbst zurechtzufinden in Lourdes, das war schwierig. Sie brauchten eine Betreuung, eine Reisebegleitung. Immer begleitete uns ein Pfarrer.

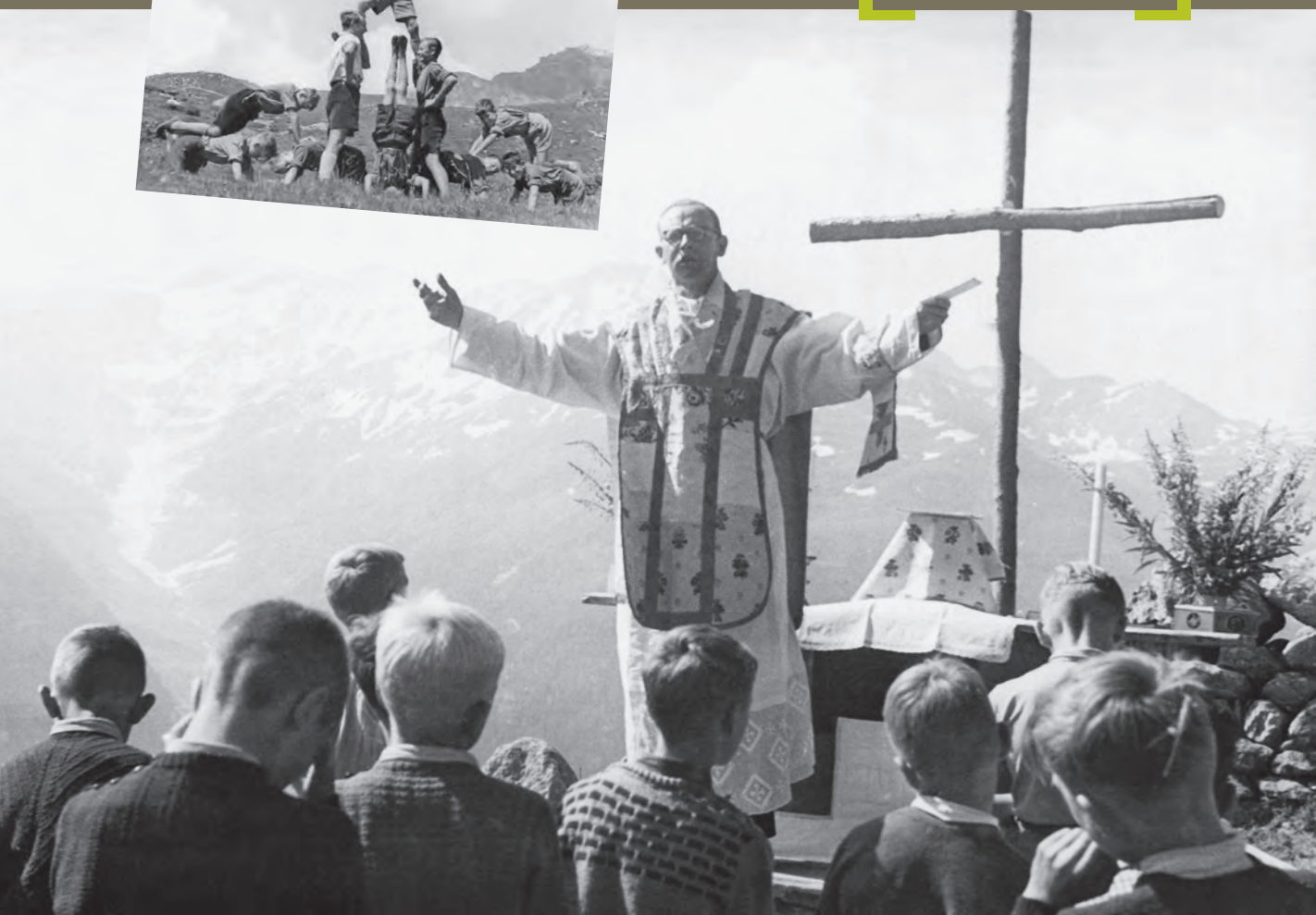
Unterstützung für Margrit Fuchs

Wir hatten lange regen Kontakt zu Margrit Fuchs. Sie sah die grosse Armut in Ruanda als Sekretärin des Bischofs. Klosterfrauen aus Belgien eröffneten ein Heim in Ruanda für körperlich behinderte Kinder. Es gab kein Wasser, dieses musste von weit hergetragen werden. Es hätte allerdings nur einer Leitung bedurft. Als Margrit Fuchs auf Urlaub war, schilderte sie uns diese Verhältnisse. Unsere Buben und mein Mann meinten, dass wir hier so viel Kirchensteuern einziehen, und für alles werde gesammelt. Wir sollten Margrit Fuchs, eine von hier, unterstützen. Unsere Buben wirkten als Leiter in der Jungwacht und brachten die Anregung ein. Zuerst war man von dieser Sammelidee nicht so begeistert. Doch dann unterstützte die Pfarrei Windisch sie regelmässig.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Mit dem Bau der Kirche St. Nikolaus stand das «Gerüst» der jungen Pfarrei. Dazu brauchte es gemeinschaftsfördernde Aktivitäten und Anlässe. Die Vereine bildeten bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die wichtigste Klammer und gleichsam den Kern der Pfarrei. Hier fanden sich die Katholiken zusammen, die aus unterschiedlichen Gegenden der Schweiz stammten.

Bilder aus den Jungwachtlagern 1948 bis 1952: Die Einbindung der Jugend in das Netzwerk der Pfarrei stellte ein besonderes Anliegen dar.



Leben in der Pfarrei: St. Nikolaus als Zentrum

Die Katholikinnen und Katholiken, die aus den vorwiegend ländlich-bäuerlichen Gegenden der Schweiz abwanderten und sich in Brugg und Windisch niederliessen, fanden sich auf einmal in einer kleinstädtisch-reformierten Umgebung wieder. Waren sie es bisher gewohnt gewesen, dass sich ihr Leben an einem von der Natur und den katholisch-kirchlichen Feiertagen vorgegebenen Ablauf orientierte, so fehlten diese Orientierungspunkte plötzlich.[1] Aufgewachsen und eingebettet in einer Agrargesellschaft, in der Dorf und Kirche eine Einheit bildeten, wurden sie zu Industrie- und Bahnarbeitern sowie Dienstboten in einem über Jahrhunderte gefestigten liberal-reformierten Umfeld. Es kamen jedoch nicht nur Arbeiter aus den katholischen Gebieten nach Brugg-Windisch: Der Geniewaffenplatz, die landwirtschaftliche Winterschule und der Schweizerische Bauernverband, aber auch das Gewerbe benötigten gut ausgebildete Katholiken. Die zugewanderten Katholiken fanden hier wohl Arbeit und Auskommen, doch sahen viele gleichzeitig ihre kulturelle Identität und die vertraute katholisch-konservative Lebensweise infrage gestellt.
Gefahr weltanschaulicher Natur drohte von zwei Seiten: einerseits vom vorherrschenden Freisinn, andererseits von der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung.

Die Kirchengenossenschaft bestimmt das Leben in der Pfarrei

In den Anfangsjahren der Pfarrei war es die Kirchengenossenschaft, welche den Rahmen für gemeinschaftsfördernde Anlässe bildete: 1902 konnte erstmals Ende Jahr eine «Christbaumfeier» abgehalten werden, an der über 300 Menschen zusammenkamen. Der Frauenhilfsverein Zug übernahm die Bescherung der Kinder und eine Tombola ergab einen schönen Betrag zugunsten des geplanten Kirchenbaus.[2] Im folgenden Jahr nahmen gar 800 Menschen daran teil und am anschliessenden Familienabend waren es noch 80 Personen.[3] Später organisierten die Vereine der Pfarrei die Weihnachtsfeier im Roten Haus.
Jeweils im Februar, in der Regel an einem Sonntag, fand zudem ein Genossenschafts(familien)abend statt, der nach der Gründung der

1 Altermatt, Moderne, S. 67f.
2 Jahresbericht Inländische Mission, 1902.
3 Jahresbericht Inländische Mission, 1903.

Kirchgemeinde 1938 vom Pfarreiabend abgelöst wurde, aus dem wiederum die Fasnacht hervorging. Beide Anlässe boten den Vereinen eine willkommene Plattform für Darbietungen und brachten die Pfarreiangehörigen beider Geschlechter und jeglichen Alters zusammen.

Vereine schaffen Gemeinschaft

Als Quasi-Ersatz für die früheren Dorfgemeinschaften entwickelten sich die katholischen Vereine zu einem zentralen Pfeiler in der Kultivierung und Zementierung einer eigenständigen, katholisch-konservativen «Sondergesellschaft».[4] Sie sorgten dafür, dass möglichst viele Katholiken in der Diaspora ihre sozialen Kontakte ausserhalb von Arbeitsplatz und Schule innerhalb der katholischen Konfessionsgemeinschaft pflegten. Aus Sicht der Amtskirche stellten die Vereine ein Instrument dar, um den inneren Zusammenhalt der Katholiken zu fördern und sie vor fremden, nicht römisch-katholischen Einflüssen zu schützen. Für die neu zugezogenen Katholiken wiederum waren die Vereine wichtige Integrationshilfen und dienten der Strukturierung ihres Alltags und der Freizeit. Hier fanden sie rasch Anschluss unter den katholischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und konnten ein neues Beziehungsnetz aufbauen. Die gemeinsamen Anlässe, an denen die verschiedenen Vereine mitwirkten, waren im doppelten Sinn gemeinschaftsfördernd: Einerseits hielten sie die Katholiken zusammen, und andererseits waren sie eine erstklassige Partnerbörse, die sicherstellen sollte, dass es zu keinen Mischehen kam und die Kinder nicht reformiert, sondern katholisch erzogen wurden.

4 Altermatt, Moderne, S. 193.
5 AvKG: A.1.0.47. Jahresbericht 1912.

Bis zur Gründung der Pfarrei Windisch 1965 spielte sich das Pfarrei-leben rund um die Kirche St. Nikolaus ab. Das Bild zeigt die Windischer und Brugger Knaben in der Jungwacht vereint: Gemeinsam schreiten sie 1945 zur Generalkommunion, angeführt von Scharführer Max Banholzer. Ein Leben lang blieb dieser Brugg verbunden und publizierte unzählige Artikel und Aufsätze zur Geschichte der Stadt. Als Katholik hatte er keine Aussicht auf eine Stelle an der Kantonsschule Aarau und siedelte nach Solothurn über.

Vereine als Netzwerk

Da der politische Katholizismus in Brugg-Windisch nie eine dominierende Stellung einnehmen konnte, entwickelten sich die kirchennahen Vereine zu den Grundpfeilern des katholischen Milieus in der Pfarrei St. Nikolaus. Innerhalb weniger Jahre nach dem Bau der Kirche entstand um den Kern der Pfarrei und der Genossenschaft ein Netz von religiösen und kirchlichen Vereinigungen. Charakteristisches Merkmal dieses Vereinskatholizismus ist die klare Ausrichtung auf die einzelnen Bevölkerungsgruppen. Die Segmentierung in unterschiedliche Vereine konnte sich in Brugg aber nie so stark ausprägen wie in den grösseren Diaspora-Städten. Einerseits erfolgte der Aufbau der Pfarrei verhältnismässig spät, und andererseits lebten zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu wenige Katholiken im Bezirk Brugg, um das ganze Vereinsspektrum abzudecken. Ausserdem dürfen die statistischen Zahlen nicht darüber hinwegtäuschen, dass längst nicht alle Katholiken praktizierend waren. Pfarrer Dubler bezeichnete 1912 die Hälfte der 2000 im Bezirk Brugg wohnhaften Katholiken als nicht praktizierend.[5]

Vereine als tragende Säulen des Pfarreilebens in der Diaspora

Trotzdem gab es auch in der Pfarrei Brugg verschiedene Kirchen- und Standesvereine sowie weitere Organisationen, welche die Katholikinnen und Katholiken abseits des Gottesdienstbesuches an Sonn- und Feiertagen an die Kirche banden. Mit Gemeinschaftsanlässen festigten die Vereine auf kirchlich-religiöser Ebene den individuellen Glauben ihrer Mitglieder. Einen festen Stellenwert nahm auch die Bildungsarbeit zu religiös-weltanschaulichen Themen ein,

Links: Die Stadt Brugg im Jahre 1920. Ein Fünftel der 4860 Einwohner war katholisch. Das markante Gebäude ist die landwirtschaftliche Winterschule.

Rechts: Neben der Klosterkirche erhebt sich die Psychiatrische Klinik Königsfelden. Die Klinik war ein wichtiger Arbeitgeber und verantwortlich dafür, dass viele Katholiken nach Brugg und Windisch zogen. Um die konfessionelle Parität sicherzustellen, setzte der Regierungsrat jeweils einen reformierten Klinikdirektor und einen katholischen Verwalter ein. Ansichtskarte von Windisch um 1905.

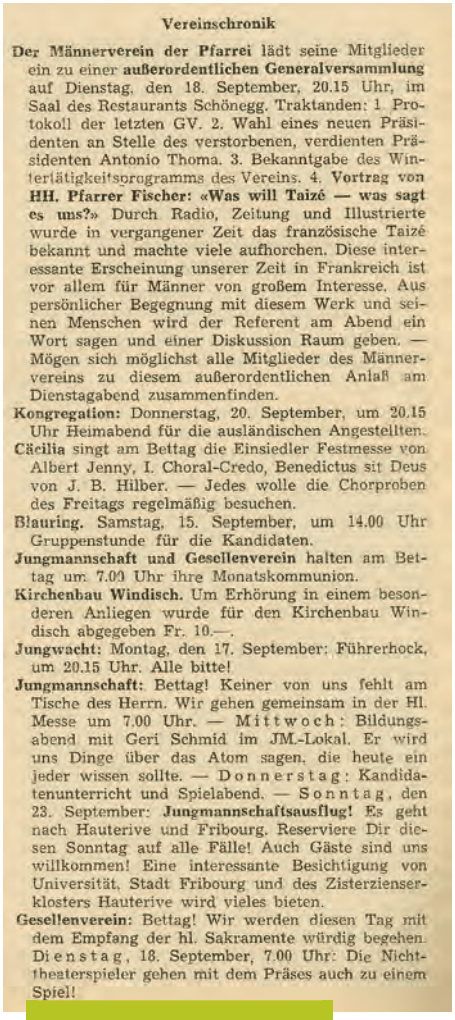
welche idealerweise der katholisch-konservativen Partei Wähler und Mitglieder zuführte. Daneben durften auch gesellige Zusammenkünfte und Feiern nicht fehlen, die das Gemeinschaftsbewusstsein ihrer Mitglieder förderten und den Grundstein für so manche Ehe und Familie bildeten. Sowohl an den Genossenschaftsanlässen wie auch an separaten Daten traten die einzelnen Vereine immer wieder mit einstudierten Theater- und Musikeinlagen auf und leisteten dabei einen Beitrag zum kulturellen Angebot und befriedigten gleichzeitig das Freizeitbedürfnis ihrer Mitglieder. Dazu gehörten auch die Vereinsausflüge in die ganze Schweiz. Da nach der Gründung der katholischen Kirchgemeinde die Genossenschaft ihre Bedeutung verloren hatte, etablierten sich später andere Anlässe, wie etwa der alljährliche Ausflug an Fronleichnam auf den Bözberg.[6]

Für jede Zielgruppe ein Verein

Das Vereinsangebot lässt sich in verschiedene Kategorien unterteilen: Neben der Trennung zwischen Frauen und Männern wurde in der Pfarrei St. Nikolaus zusätzlich alters- und zivilstandsspezifisch unterschieden: Für junge ledige Frauen und Männer gab es die Marianische Jungfrauenkongregation und den Katholischen Jungmännerverein. Für Verheiratete gab es je einen Katholischen Frauen- und Männerverein. In den 1930er-Jahren konnte auch für die katholische Jugend ein Vereinsangebot geschaffen werden: Jungwacht für die Buben und Blauring für die Mädchen.

Die meisten Vereine hatten ihre Blütezeit in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Gründung. Rückblickend waren dabei mehrere Faktoren ausschlaggebend: Zum einen war damals der Diaspora-Gedanke noch sehr ausgeprägt und der Einfluss der Kirche auf das Weltbild

6 Auskunft Wilhelm Knecht.
7 Altermatt, Moderne, S. 199f.



Vereinschronik

Der Männerverein der Pfarrei lädt seine Mitglieder ein zu einer **außerordentlichen Generalversammlung** auf Dienstag, den 18. September, 20.15 Uhr, im Saal des Restaurants Schönegg. Traktanden: 1. Protokoll der letzten GV. 2. Wahl eines neuen Präsidenten an Stelle des verstorbenen, verdienten Präsidenten Antonio Thoma. 3. Bekanntgabe des Winterlätigkeitsprogramms des Vereins. 4. **Vortrag von HH. Pfarrer Fischer: «Was will Taizé — was sagt es uns?»** Durch Radio, Zeitung und Illustrierte wurde in vergangener Zeit das französische Taizé bekannt und machte viele aufhorchen. Diese interessante Erscheinung unserer Zeit in Frankreich ist vor allem für Männer von großem Interesse. Aus persönlicher Begegnung mit diesem Werk und seinen Menschen wird der Referent am Abend ein Wort sagen und einer Diskussion Raum geben. — Mögen sich möglichst alle Mitglieder des Männervereins zu diesem außerordentlichen Anlaß am Dienstagabend zusammenfinden.

Kongregation: Donnerstag, 20. September, um 20.15 Uhr Heimabend für die ausländischen Angestellten.

Cäcilia singt am Bettag die Einsiedler Festmesse von Albert Jenny, I. Choral-Credo, Benedictus sit Deus von J. B. Hilber. — Jedes wolle die Chorproben des Freitags regelmäßig besuchen.

Blauring. Samstag, 15. September, um 14.00 Uhr Gruppenstunde für die Kandidaten.

Jungmannschaft und Gesellenverein halten am Bettag um 7.00 Uhr ihre Monatskommunion.

Kirchenbau Windisch. Um Erhörung in einem besonderen Anliegen wurde für den Kirchenbau Windisch abgegeben Fr. 10.—.

Jungwacht: Montag, den 17. September: Führerhock, um 20.15 Uhr. Alle bitte!

Jungmannschaft: Bettag! Keiner von uns fehlt am Tische des Herrn. Wir gehen gemeinsam in der Hl. Messe um 7.00 Uhr. — Mittwoch: Bildungsabend mit Geri Schmid im JM.-Lokal. Er wird uns Dinge über das Atom sagen, die heute ein jeder wissen sollte. — Donnerstag: Kandidatenunterricht und Spielabend. — Sonntag, den 23. September: **Jungmannschaftsausflug!** Es geht nach Hauterive und Fribourg. Reserviere Dir diesen Sonntag auf alle Fälle! Auch Gäste sind uns willkommen! Eine interessante Besichtigung von Universität, Stadt Fribourg und des Zisterzienserklosters Hauterive wird vieles bieten.

Gesellenverein: Bettag! Wir werden diesen Tag mit dem Empfang der hl. Sakramente würdig begehen. Dienstag, 18. September, 7.00 Uhr: Die Nichttheaterspieler gehen mit dem Präses auch zu einem Spiel!

In der Pfarrei gab es viele Vereine, die sich an einzelne Personengruppen richteten. Jede Woche orientierte das «Pfarrblatt» über die bevorstehenden Aktivitäten der einzelnen Pfarreivereine und trug damit wesentlich zur Gemeinschaftsbildung bei. Beispiel aus dem Jahr 1956.

und die Werthaltung der praktizierenden Katholiken sehr gross. Es war wie selbstverständlich, dass papsttreue Katholikinnen und Katholiken Mitglieder in den katholischen Vereinen waren. Dies wiederum bedeutet, dass längst nicht alle Katholiken Mitglieder der kirchennahen Vereine waren. Zum anderen befand sich das Vereinswesen generell in einer Hochphase. So wie die Industrialisierung die Menschen zur gleichen Zeit, am gleichen Ort die gleichen Arbeiten verrichten liess, so verbrachte man auch die spärliche Freizeit gemeinsam. Meistens gab es für die einzelnen Sparten (Musik und Sport) mehrere Vereine, wobei die Separierung nach sozialen, konfessionellen und geschlechterbezogenen Kriterien erfolgte: So gab es zeitweilig in Brugg sowohl einen Stadt- als auch Männerturnverein, je einen Frauen- und Damenturnverein, einen Satus-Arbeiterturnverein, einen Eisenbahner-Turnverein sowie später das katholische Pendant, die Juma.

Der Vereinskatholizismus verliert an Bedeutung

Die Vereine bestritten in kleinstädtischen und dörflichen Gemeinden zum grössten Teil das kulturelle Angebot. Diese Aufgabe nahm mit dem Aufkommen von Radio und Fernsehen und weiteren Konkurrenzangeboten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts rapide ab. Gleichzeitig nahm die Individualisierung zu und es bildeten sich neue Vereine. Diesem Trend schlossen sich die Vereine des katholischen Milieus jedoch nicht an. Zum einen fehlte die zahlenmässige Basis für neue Vereinsgründungen, zum anderen büssten die katholischen Vereine nach der Öffnung der Kirche durch das Zweite Vatikanische Konzil ihren Bastionscharakter ein, und schliesslich fand in den 1960er-Jahren auf gesamtschweizerischer Ebene der Integrationsprozess der Katholiken in den Schweizerischen Bundesstaat liberaler Prägung seinen Abschluss.[7] Das katholische Milieu wurde liberalisiert und die traditionellen katholischen Verhaltensnormen und Lebensweisen verloren ihre Gültigkeit im Zuge der Säkularisierung. Mit dem Wegfall der Pfarrer und Vikare als Präsides verloren die Vereine eine zentrale, gemeinschaftsstiftende Person. Einige Vereine überstanden diese Umbruchphase gut (Frauenverein, Jungwacht/Blauring), andere überlebten sie nicht (Kongregation) und wiederum andere schrumpften (Gesellenverein/Kolping) oder versuchten einen Neuanfang (Männerverein).

Lange bildeten die Vereine (und die Genossenschaft) den organisatorischen Rahmen für den Einbezug der Katholikinnen und Katholiken in den Pfarreialltag und das Zusammenwirken mit dem Pfarrer und den Vikaren ausserhalb der Gottesdienste. Nach dem Konzil wurden mit der Bildung von Pfarreiräten und Ad-hoc-Kommissionen und -Gruppierungen neue Gefässe dafür geschaffen.

Katholischer Männerverein benötigt zwei Anläufe

Der Katholische Männerverein bildete bis zur Gründung der Kirchgemeinde den organisatorischen Rahmen für engagierte Katholiken im Erwachsenenalter. Ihm kam innerhalb der Pfarrei eine wichtige Funktion zu, indem er die aktiven und am Gedeihen der Pfarrei sowie an religiösen Fragen interessierten Männer erfasste und zusammenbrachte. Hier konnten ausserhalb der Gottesdienste religiöse Themen besprochen, soziale Probleme angegangen und politische Anliegen koordiniert werden.

Aus der ganzen Schweiz absolvierten Männer ihre Rekrutenschule auf dem eidgenössischen Geniewaffenplatz in Brugg. Vielen war es nicht möglich, am Wochenende nach Hause zu fahren, sodass sie den Gottesdienst in Brugg besuchen wollten. Bis zum Kirchenbau 1907 mussten sie aus Platzgründen allerdings nach Gebenstorf ausweichen, und später sorgten sie gelegentlich für enge Platzverhältnisse in der Kirche St. Nikolaus. Ansichtskarte der Kaserne um 1900.

Am 2. Januar 1900 trafen sich erstmals einige Männer zur Gründung des Katholischen Männervereins Brugg und Umgebung.[8] Der Verein sollte es sich zur Aufgabe machen, durch regelmässige Versammlungen «katholisches Leben unter ihren [sic!] Mitgliedern zu wahren und zu mehren». Der Verein scheint allerdings schon kurze Zeit später wieder eingegangen zu sein. Im Juli 1907 versammelten sich die Windischer Katholiken im Wirtshaus zur Sonne. Die Idee der Gründung eines Männervereins fand grossen Zuspruch, und als an der Weihnachtsfeier der Genossenschaft Redaktor Baumberger das Fehlen eines hiesigen Vereins anmahnte, lud Pfarrer Hausheer auf Sonntagnachmittag, den 15. März 1908, die interessierten Männer zur Gründungsversammlung ins Hotel Central ein.[9] Als Referent sprach Pfarrer Käfer aus Basel. Mit Verweis auf die Industrialisierung und ihre Folgen legte er dar, warum gerade in der Diaspora die Gründung eines katholischen Männer- und Arbeitervereins wichtig sei: «Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, wie machtlos ein einzelner Katholik unter fremder andersgläubiger Bevölkerung dasteht.» Es werde sein Bedürfnis sein, sich mit anderen Glaubensgenossen zusammenzuschliessen, um nicht gesellschaftlich benachteiligt und um seine bürgerlichen Rechte gebracht zu werden.

Bemerkenswerterweise sprach sich Käfer entgegen dem Usus in anderen Diaspora-Gemeinden gegen die Schaffung je eines Männer-

8 AvKG: A.22.5.1 Beitrittserklärung.
9 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 15.3.1908.
10 AvKG: A.22.5.1. Statuten 1908, §1.

Das Elektrizitätswerk und der Eisenbahnknotenpunkt brachten Ende des 19. Jahrhunderts die Industrialisierung von Brugg in Gang. Zwischen 1888 und 1910 verdoppelte sich die Einwohnerzahl, primär durch Zuwanderung. Die zahlreichen katholischen Vereine der Pfarrei St. Nikolaus boten den Neuankommenden eine Gemeinschaft und banden sie zugleich an die Pfarrei. Der Postkartenverlag im katholischen Baden aktualisierte 1910 sein beliebtes Kartenmotiv um die neu gebaute Kirche St. Nikolaus.

und eines Arbeitervereins aus. Er sah in einem gemeinsamen Verein eine wichtige Grundlage für die Förderung des gegenseitigen Verständnisses auf der Grundlage des katholischen Glaubens. Darin schwang wohl auch ein wenig das Kalkül mit, dass durch die Bündelung der Kräfte mehr Einfluss geltend gemacht werden konnte. Sein Referat fand Anklang. Auf Anhieb schrieben sich 43 der anwesenden 45 Männer in die Mitgliederlisten ein und wählten einen fünfköpfigen provisorischen Vorstand. Die anfängliche Begeisterung flaute ein wenig ab: Einen Monat später fanden sich dreissig Männer aus dem ganzen Bezirk Brugg ein, dreizehn waren abwesend, wovon sich aber nur zwei entschuldigt hatten. Sie berieten die Statuten, welche der Vorstand anhand verschiedener Vorlagen ausgearbeitet hatte. Der Name «Katholischer Männerverein Brugg» war nicht unumstritten: Aus der Reihe der Anwesenden wurde der Antrag auf Ergänzung um den Begriff «Arbeiter» gestellt. Pfarrer Hausheer lehnte ab, weil erstens die Mitglieder ganz verschiedene Berufe ausübten und Stellungen innehätten und zweitens eigentlich jeder Mann ein Arbeiter sei. Dies dürften aber nicht die einzigen Argumente gewesen sein. Vielmehr sollte mit der Namenswahl das verbindende Element, der gleiche, römisch-katholische Glaube, in den Mittelpunkt gestellt werden und nicht allfällige Standesunterschiede. Dadurch erhoffte man sich, die Arbeiter vor den als schädlich erachteten Einflüssen der sozialistischen Arbeiterbewegungen zu schützen.

Ziele des Männervereins

Der Hauptzweck des Vereins lag in der «Betätigung und Förderung echter Religiosität, Standestüchtigkeit und Vaterlandsliebe im Sinn und Geist der katholischen Kirche und entsprechende Stellungnahme im öffentlichen Leben».[10] Weiter wollte der Verein die geistige und gewerbliche Bildung fördern, die soziale Hebung des Arbeiterstandes erreichen, die katholische Presse und Volksbibliothek unterstützen und die «gesellige und veredelnde Unterhaltung» pflegen. Bis zur Statutenrevision 1944 betrieb der Männerverein zudem eine Art «Lebensversicherung», indem, abgestuft nach der Dauer der Mitgliedschaft, im Todesfall den Hinterbliebenen zwischen 20 Franken

Ein wichtiger gesellschaftlicher Anlass war der Fasnachtsabend im Roten Haus, der als erstklassige Partnerbörse diente. Einer katholischen Heirat wurde lange Zeit konsequent der Vorzug gegeben, Mischehen waren verpönt. Pfarrer Dubler beklagte sich 1921 über die zunehmende Anzahl der Mischehen, da deren Kinder vielfach nicht katholisch getauft wurden, weshalb «uns so jährlich viele Seelen verloren gehen».
Bilder der Pfarreifasnacht im Roten Haus 1963. V. l.: Pfarrvikar Eugen Vogel und Erwin Trost.

für ein Jahr und 50 Franken ab zehn Jahren Mitgliedschaft ausbezahlt wurden.[11] Das Eintrittsalter legte man auf 17 Jahre fest, um auch Jünglinge zu gewinnen mit der Absicht, später die Gründung eines Jungmännervereins zu unterstützen. Dies war erst 1914 der Fall. Zum ersten Präsidenten des Männervereins wurde Emil Eiberle gewählt, der später auch die Kirchenpflege als Erster präsidieren sollte.

Der Männerverein war Mitglied des Katholischen Volksvereins im Aargau und über ihn eingebunden in ein schweizweites Netz. Durch die Teilnahme an Delegiertenversammlungen konnten die Erfahrungen ausgetauscht und wertvolle Anregungen mit nach Hause genommen werden. Eine dieser Anregungen führte beispielsweise 1913 zur Gründung einer Krankenkasse für Genossenschaftsangehörige als Sektion der Christlich-Sozialen Krankenkasse der Schweiz (CSS).[12]

Für Katholiken die katholische Presse

Ein wiederkehrendes Thema im Männerverein war die Verbreitung der katholischen Presse im Bezirk Brugg. Pfarrer Hausheer wies in einem Referat auf die starke Verbreitung sozialdemokratischer Zeitungen hin und rief dazu auf, die katholischen Zeitungen zu fördern. Er schlug vor, bei den entsprechenden Zeitungsredaktionen die Abonnentenlisten des Bezirks Brugg einzuholen, um anschliessend gezielt die Haushalte ohne Zeitungen auf die katholischen Blätter aufmerksam zu machen. Wie auch in anderen Fällen folgte die Mehrheit der Versammlung seinem Vorschlag.[13] Als der Vorstand von der Störung einer christlich-sozialen Versammlung in Zürich durch «sozialdemokratisch-anarchistische Elemente» vernahm, beschloss er, sofort öffentlichen Protest einzulegen und die katholischen Glau-

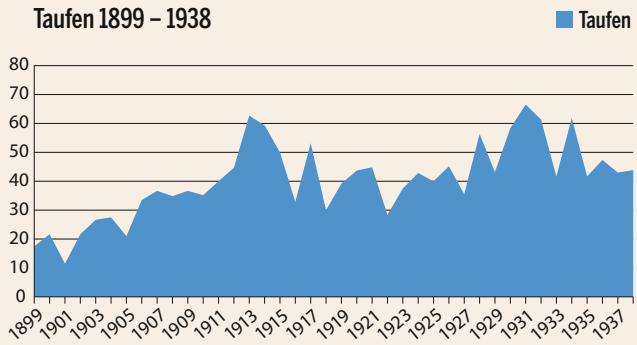
11 AvKG: A.22.5.1. Statuten von 1908, §9.
12 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 9.11.1913, S. 69.
13 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 10.12.1908.
14 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 26.10.1909.

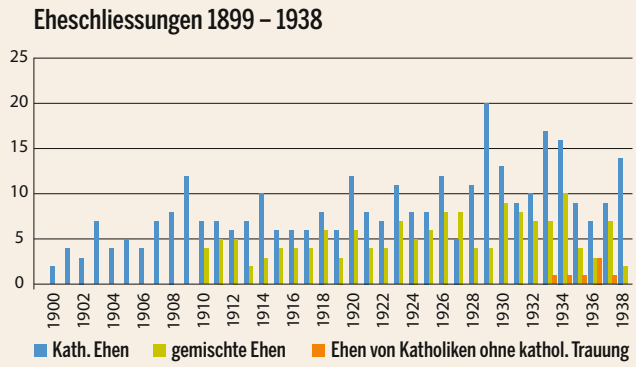
Taufstatistik 1899–1938

Der Pfarrer führte genau Buch über die Taufen, Eheschliessungen und Begräbnisse seiner Pfarrei. Erklärtes Ziel waren steigende Zahlen und so überrascht es nicht, dass der Einbruch der Taufen 1916 im Jahresbericht von Pfarrer Dubler kommentiert wurde: «Die Zahl der Taufen ist auffällig gering im Verhältnis zu früher. Wir wollen hoffen, es habe dies seine Ursachen in den abnormalen Verhältnissen der Kriegslage und wolle Gott verhüten, dass das verfluchte Laster des Zweikindersystems auch in unserer Genossenschaft seinen Einzug halte und unsägliches Verderben an Leib und Seele anrichte.»

Eheschliessungen 1899–1938

In den ersten Jahren meldete der Pfarrer nur Ehen, bei denen beide Ehepartner katholisch waren. Ab 1910 erfasste er Ehen, in denen ein Ehepartner nicht katholisch war. Ab 1933 erfasste er Ehen von Katholiken ohne katholische Trauung. Darunter können rein zivile oder reformierte Trauungen sein.





bensgenossen in Zürich zu unterstützen.[14] Zu diesem Zweck abonnierte der Vorstand für alle 70 Vereinsmitglieder für zwei Monate die katholischen «Neuen Züricher Nachrichten», um die Glaubensbrüder auch finanziell zu unterstützen. Gleichzeitig beschloss er, eine Reihe von Vorträgen zum Thema «Arbeit und Kapital» zu organisieren, um zu verhindern, dass sich im Bezirk Brugg die katholischen Arbeiter der sozialdemokratischen Bewegung anschlossen.

Eine Partei für die Katholiken

Standen Volksabstimmungen an, so hielt der Pfarrer oder ein Vorstandsmitglied ein Referat und begründete darin, warum gerade die Katholiken dafür oder dagegen sein mussten. Als während des Ersten Weltkrieges der politische Umgangston in der Schweiz rauer wurde und vor dem Hintergrund der Russischen Revolution die Angst vor ähnlichen Zuständen wuchs, beschloss der Männerverein, 1918 in Brugg eine Sektion der Katholisch-Konservativen Volkspartei (heute CVP) zu gründen: «Es geht mit der politischen Organisation der Katholiken von Brugg-Windisch langsam, aber sicher voran. Die jüngsten Ereignisse in unserem Vaterlande sollten nachgerade jedem katholischen Manne die Augen geöffnet und den Weg gezeigt

haben, wo er hingehört.»[15] Erst 1921 wurde die Parteisektion formell auf eigene Beine gestellt. In der Folge ging der Anteil der staatsbürgerlichen Referate und Diskussionsrunden zurück zugunsten von allgemeinbildenden Vorträgen durch die Vereinsmitglieder mit akademischem Hintergrund sowie zu kirchlichen Themen durch den Pfarrer und den Vikar. Die Vorträge bildeten eine willkommene Abwechslung und Bereicherung im Alltag, als es noch kein Fernsehen und erst wenige Radiogeräte gab. Der Einsatz von Lichtbildprojektoren steigerte die Attraktivität zusätzlich.

Die neuen Glocken warten 1962 auf ihren feierlichen Aufzug. Während zweier Tage und dreier Nächte stellten die katholischen Männerorganisationen eine Glockenwache. In 2-Stunden-Schichten bewachten sie zu zweit die Glocken. In den Nachtstunden wurden die Glocken zur Erleichterung des Wachtdienstes durch Scheinwerfer beleuchtet. Die wenig beliebten Schichten nach Mitternacht übernahmen Jungmannschaft und Jungwacht.

Ein «Fragekasten» für den Pfarrer

Die regelmässigen Vereinsanlässe bildeten einen guten Rahmen, in dem tagesaktuelle Themen diskutiert werden konnten, die eigentlich mehr in den Zuständigkeitsbereich der Genossenschaft gefallen wären. Auch gab es in den Gründungsjahren einen «Fragekasten», in den Fragen an den Pfarrer gelegt werden konnten. Waren sie genügend relevant, so beantwortete sie Hausheer am Ende der nächsten Versammlung. Etliche der behandelten Themen im Männerverein würden heute in die Zuständigkeit der Kirchenpflege oder der Pfarreiräte fallen. Nicht nur die Mitglieder, die ja gleichzeitig auch Genossenschaftsangehörige waren, konnten sich jederzeit aus erster Hand informieren und ihre Meinung einbringen, auch der Pfarrer hatte einen guten Überblick über die Sorgen und Nöte in seiner Pfarrei.
Der Männerverein unterstützte aus seinen Mitgliederbeiträgen regelmässig die übrigen Vereine der Pfarrei und bildete gleichzeitig ein Reservoir an Helfern für Pfarreianlässe.

Modernisierungswelle gräbt dem Männerverein das Wasser ab

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfasste eine Modernisierungswelle die ganze Schweiz. In den Jahrzehnten der Hochkonjunktur veränderte sich die Gesellschaft grundlegend: Sie wurde individueller und pluralistischer. Der Bezirk Brugg erlebte in diesen Jahren ein starkes Bevölkerungswachstum, wodurch auch die Zahl der Katholiken zunahm. Im Unterschied zur Wachstumsphase um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert liessen sich die Katholiken in zunehmendem Masse auch in den Landgemeinden nieder. Ebenso verlor die katholische Sondergesellschaft in der Diaspora ihre scharfen Konturen,

15 AvKG: A.22.5.3. Bericht über die Versammlung vom 22.12.1918 im Aargauer Volksblatt. S. 129.
16 AvKG: A.22.5.8. Einladung 29.1.1958.
17 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 22.3.1958.

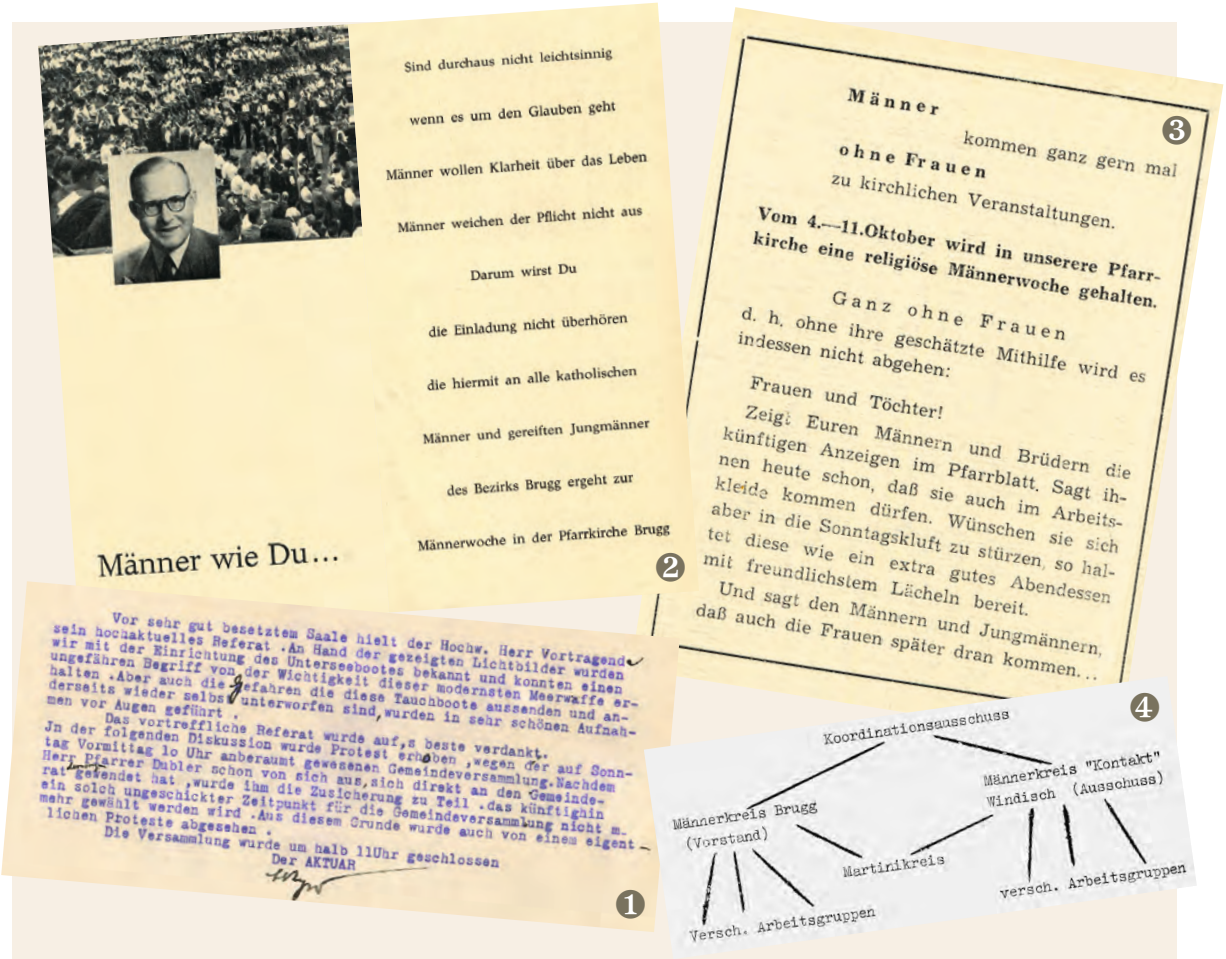
und die Mitgliedschaft in einem der katholischen Vereine war immer weniger eine Selbstverständlichkeit. Diese Entwicklung bekam auch der Männerverein zu spüren, als in den 1950er-Jahren immer weniger Männer an den Veranstaltungen teilnahmen. Von den rund hundert eingeschriebenen Mitgliedern konnten nur noch 20 bis 35 als Aktive bezeichnet werden, wobei oftmals auch nur 15 an einer Versammlung teilnahmen. Vermehrt ging man dazu über, gemeinsame Anlässe, wie etwa einen Filmabend im Kino Excelsior, zusammen mit dem Frauen- und Mütterverein zu organisieren, und an den Gesellschaftsabenden waren auch die Frauen eingeladen.

Neue Formen sind gefragt

1958 rief Pfarrer Albin Fischer eine neue Männerrunde ins Leben «die Fragen und Aufgaben des heutigen Lebens und der heutigen Zeitauseinandersetzung vom christlichen Glauben her überlegen».[16] Er hoffte, dass diese Vereinigung im Sinn und Geist des Laienapostolates wirken könne, wie es 1957 am Kongress in Rom fixiert worden war.[17] Durch das Bezeugen des eigenen Glaubens sollte für den Glauben geworben werden. Die Männerrunde gewann rasch neue Mitglieder und organisierte pro Jahr rund 20 Vortrags- und Diskussionsabende; wechselweise zu einem religiösen und einem weltlichen Thema. Eine weitere Gruppierung wurde unter der Bezeichnung Salve ins Leben gerufen, die jedoch nur kurze Zeit unter dem Vorsitz von Max Banholzer existierte. Beide waren keine Vereine im herkömmlichen Sinn, sondern verstanden sich als Untergruppen des

Wider die Taufschein- und Namenskatholiken

Im Jahresbericht 1911 beklagte sich Pfarrer Edwin Dubler über das Fehlen der Männer: «Es ist leider Gottes nicht zu leugnen, dass es in Brugg sehr viele Katholiken gibt, die sich religiös gar nicht betätigen und an der Entwicklung unserer Genossenschaft gar kein Interesse zeigen. Würden diese Taufschein- und Namenskatholiken auch mitmachen, dann würde es am Sonntag auf der Männerseite keine leeren Plätze mehr geben. Mögen sich die Guten von dieser religiösen Gleichgültigkeit nicht anstecken lassen, sondern als charakterfeste Männer treu zu ihrer religiösen Überzeugung stehen und ihre Pflichten als Katholiken erfüllen. Sie werden so viel eher die Achtung und Hochschätzung der Übrigen erwerben, als wenn sie aus Menschenfurcht oder anderen schwächlichen Rücksichten ihrer angestammten Religion den Rücken kehren und Abtrünnige werden und das hohe Gut des heiligen Glaubens verraten.»



Vor sehr gut besetztem Saale hielt der Hochw. Herr Vortragend sein hochaktuelles Referat .An Hand der gezeigten Lichtbilder wurden wir mit der Einrichtung des Unterseebootes bekannt und konnten einen ungefähren Begriff von der Wichtigkeit dieser modernsten Meerwaffe erhalten .Aber auch die Gefahren die diese Tauchboote aussenden und anderseits wieder selbst unterworfen sind,wurden in sehr schönen Aufnahmen vor Augen geführt .

Das vortreffliche Referat wurde auf,s beste verdankt.

In der folgenden Diskussion wurde Protest erhoben ,wegen der auf Sonntag Vormittag lo Uhr anberaumt gewesenen Gemeindeversammlung.Nachdem Herr Pfarrer Dubler schon von sich aus,sich direkt an den Gemeinderat gewendet hat ,wurde ihm die Zusicherung zu Teil .das künftighin ein solch ungeschickter Zeitpunkt für die Gemeindeversammlung nicht mehr gewählt werden wird .Aus diesem Grunde wurde auch von einem eigentlichen Proteste abgesehen .

Die Versammlung wurde um halb 11Uhr geschlossen

Der AKTUAR

1

Sind durchaus nicht leichtsinnig

wenn es um den Glauben geht

Männer wollen Klarheit über das Leben

Männer weichen der Pflicht nicht aus

Darum wirst Du

die Einladung nicht überhören

die hiermit an alle katholischen

Männer und gereiften Jungmännern

des Bezirks Brugg ergeht zur

Männerwoche in der Pfarrkirche Brugg

Männer wie Du...

2

Männer kommen ganz gern mal

ohne Frauen

zu kirchlichen Veranstaltungen.

Vom 4.—11.Oktober wird in unserere Pfarrkirche eine religiöse Männerwoche gehalten.

Ganz ohne Frauen

d. h. ohne ihre geschätzte Mithilfe wird es indessen nicht abgehen:

Frauen und Töchter!

Zeigt Euren Männern und Brüdern die künftigen Anzeigen im Pfarrblatt. Sagt ihnen heute schon, daß sie auch im Arbeitskleide kommen dürfen. Wünschen sie sich aber in die Sonntagskluft zu stürzen, so hat diese wie ein extra gutes Abendessen mit freundlichstem Lächeln bereit.

Und sagt den Männern und Jungmännern, daß auch die Frauen später dran kommen...

3

4

Aktivitäten des Männervereins

Der Männerverein war lange Zeit der wichtigste Standesverein der Pfarrei St. Nikolaus. Er band die Männer in der katholischen Diaspora in eine Gemeinschaft ein. Aus seinen Mitgliederbeiträgen unterstützte er auch die anderen Vereine und brachte die Anliegen der Katholiken in die lokale Politik ein. In seinen Versammlungen widmete er sich unter anderem tagespolitischen Fragen und leistete einen Beitrag an die Weiterbildung seiner Mitglieder.

(1) Ausschnitt aus dem Protokollbuch des Männervereins.

(2) Prospekt zur religiösen Männerwoche 1953. Eine immer wiederkehrende Sorge war es, die Männer in die Kirche zu bringen. Einen wichtigen Beitrag dazu leistete der Männerverein. Mit besonderen Angeboten, die sich ausschliesslich an die Männer richteten, versuchte man sie im Glauben zu stärken. Ein Mittel dazu war die Männerwoche 1953.

(3) Mit einem Inserat werden die Männer zur Teilnahme an der Männerwoche 1953 aufgerufen. Das Inserat richtete sich auch ausdrücklich an die Frauen und forderte sie auf, ihre Männer oder Brüder zur Teilnahme zu motivieren.

(4) Organisatorischer Aufbau der beiden Männerkreise Brugg und Windisch wie er in einem Grundlagenpapier gedacht war. In den 1960er-Jahren zeigte sich, dass der Männerverein in seiner bisherigen Form nicht mehr zeitgemäss war. Ab 1965 sollte in den beiden Pfarreien je ein Männerkreis das organisatorische Dach für verschiedene Gruppierungen bieten. Dem Unternehmen war jedoch kein grosser Erfolg beschieden.

Männervereins mit dem Unterschied, dass sie auch Nichtmitgliedern offenstanden. Der Vorstand förderte diese Untergruppen einerseits in der Hoffnung, dadurch später Mitglieder gewinnen zu können, und andererseits, weil sich der Männerverein seit jeher als eine Art «Dachorganisation der katholischen Organisationen» der Pfarrei verstand.[18]

Um die neuen und erfolgreichen Gruppierungen besser einbinden zu können, stellten sie ab 1961 je zwei Vertreter im Vorstand.[19] Im gleichen Jahr wurden zur Entlastung des Pfarrers auch Hausbesuche durch Vorstandsmitglieder eingeführt. Dazu erhielt jedes Mitglied von Pfarrer Schmidlin pro Monat zwei Adressen von neu zugezogenen Familien, deren «Oberhaupt katholisch ist», um sie zu besuchen und für eine aktive Teilnahme am Pfarreileben zu gewinnen. Diese Besuche wurden von den meisten Menschen geschätzt.[20]

Der «Martinikreis» erschliesst neue Bevölkerungsschichten

In der ersten Zeit zeitigten die verschiedenen Bemühungen Erfolg: Am Einkehrtag zum Thema «Warum liebe ich meine Kirche?» nahmen 19 Männer teil, und auch die Gesprächsabende der Männerrunde wurden verstärkt besucht. Der Aufschwung war nur von kurzer Dauer. Zwei Gegebenheiten setzten schliesslich einen bemerkenswerten Reformprozess in Gang: Erstens führte der Reformwille des Zweiten Vatikanischen Konzils zu einer regelrechten Reformbegeisterung in der Pfarrei Brugg, und zweitens stand die Pfarrei St. Nikolaus mit der Gründung der Pfarrei Windisch vor grossen Veränderungen. Innerhalb des Männervereins gingen die Meinungen, welche Richtung einzuschlagen sei, auseinander. Während einige eine Trennung des Vereins entlang der neuen Pfarreigrenzen begrüssten, sahen andere den Männerverein als Dachorganisation für die Einbindung der Männer in beide Pfarreien. Eine Mehrheit erachtete die herkömmliche Vereinsstruktur als überholt, da zu verbindlich und starr. Schliesslich einigte man sich auf einen mehrstufigen Plan: In einem ersten Schritt wurde auf Empfehlung von Pfarrer Schmidlin eine Zusammenkunft für «Führungsleute» ins Leben gerufen, die ihm den Beinamen «Herrenpfarrer» eintrug.[21] Schmidlin stellte fest, dass eine grössere Anzahl von Männern in führenden Positionen durchaus bereit wäre, sich in der Pfarrei stärker einzubringen.[22] Abgesehen vom regelmässigen Gottesdienstbesuch hatten sie jedoch weder einen näheren Kontakt mit der Pfarrei noch untereinander. Der frische Wind, der vom Konzil in Rom wehte, entfachte ein neues Interesse an der Pfarrei. Fortan sollten sich unter der Bezeichnung «Martinikreis» bis zu drei Dutzend «Akademiker, Erzieher, Fach-

18 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 19.3.1960.
19 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 4.3.1961.
20 AvKG: A.22.5.5. Jahresbericht 1961.
21 AvKG: A.22.5.3. Notiz Besprechung vom 14.9.1966.
22 AvKG: A. 22.5.5. Jahresbericht 1966/67.

Einführung der Handkommunion in Brugg: Der Männerverein nimmt das Heft in die Hand

Dass der verstärkte Einbezug von Laien in der Pfarrei St. Nikolaus nicht einfach toter Buchstabe war, zeigt das Beispiel der Einführung der Handkommunion in Brugg: Bis zur Instruktion Papst Pauls VI. vom 29. Mai 1969, welche die Handkommunion ermöglichte, war nur die Mundkommunion erlaubt. Dabei legt der Kommunionsspender die Hostie auf die Zunge des Empfangenden, der kniet. Pfarrer Schmidlin brachte die Frage der Handkommunion an einem Monatstreffen vor, um zu ergründen, wie die Gläubigen auf eine Umstellung reagieren würden. Die anwesenden Männer wünschten, dass bei der nächsten Männerabendmesse die geweihte Hostie direkt in die Hand gespendet werde. Die Erfahrungen waren durchwegs positiv und in den folgenden Messen wurde es den Männern freigestellt, ob sie die Hostie lieber in den Mund oder auf die Hand zu empfangen wünschen. Bald entschieden sich 95 Prozent der Männer für die Handkommunion. Eine Umfrage unter den Männern ergab Zustimmung, weil der Laie eine Aufwertung erfahre und «nicht mehr wie ein Kleinkind behandelt werde, dem man die Nahrung direkt in den Mund verabreicht». Auch die Begegnung mit Christus in der Hostie sei viel persönlicher. Mit dem Hinhalten der Hände bekunde der Kommunizierende die Bereitschaft zum Empfang der göttlichen Gabe. Indem er den Corpus Christi zum Munde führt, vollziehe er eine äussere, aktive Handlung, durch welche eine aktive innere Aufnahme von Christus zum Ausdruck komme. Diese Erfahrungen schilderte Franz Zihlmann 1968 als Obmann des Männerkreises in einem Brief an den Bischof von Basel, Anton Hänggi. Die Männer dankten darin dem Bischof für seine stillschweigende Zustimmung zur Handkommunion in Brugg und baten ihn, diese Praxis auch in anderen Pfarreien zu erlauben. Die Antwort des Bischofs aus der Feder seines Sekretärs war zwar wohlwollend, doch unmissverständlich: Weder könne der Bischof die eingeführte Praxis in Brugg begrüssen noch für andere Pfarreien freigeben. In dieser Frage sei eine Absprache mit den anderen Bischöfen in der Schweiz und das Einverständnis der kirchlichen Leitung in Rom unerlässlich, weshalb er um Verständnis und Geduld bat.

leute auf kaufmännischem, technischem und industriellem Gebiet in führender Stellung» viermal pro Jahr zum Austausch treffen. Oftmals standen Themen des Konzils im Mittelpunkt. Die Männer, die sich hier trafen, waren es gewohnt, eigene Meinungen zu haben und sie auch zu äussern; Eigenschaften, die Pfarrer Schmidlin nicht immer nur Freude bereiten sollten.

In einem zweiten Schritt wurde ein «Monatstreffen» für alle Männer der Pfarrei gegründet. Ab 1967 trafen sie sich jeweils am ersten Montag im Monat zu einer gemeinsamen Messfeier und anschliessender Diskussionsrunde im Hotel Bahnhof. Diese ausserkirchliche Begegnung zwischen Seelsorgern und Laien diente einerseits zur ungezwungenen Kontaktaufnahme und andererseits zur Aussprache über Probleme. Die Männer wurden dazu eingeladen, in der Kirche mitzureden und Anregungen direkt an die Pfarrer oder die Kirchgemeinde zu richten. Zu ausgewählten Themen waren auch die Frauen eingeladen.[23]

Die «Monatstreffen» sollten zusammen mit dem «Martinikreis» und dem Mütterverein den Pfarreirat als neu geplantes Gremium 1968

23 AvKG: A.22.5.5. Jahresbericht 1969.
24 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 17.1.1968.
25 AvKG: A.22.5.5. Jahresbericht 1967.
26 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 20.1.1970.
27 AvFV: Jahresbericht Mütterverein, 1911.

erübrigen.[24] Der Vorstand war gegen die Einführung eines Pfarreirates, denn damit würde eine Organisation als Zwischenglied zwischen Volk und Pfarrer geschaffen, was in der Zeit der Öffnung der Kirche einen Rückschritt darstellen würde.[25] Wie gross das Interesse an der Mitgestaltung und dem Einbringen in die Pfarrei war, zeigt auch die erfolgreiche Durchführung zweier Pfarrei-Weekends mit Pfarrer Schmidlin 1968. Intensiv wurde über die Probleme der Glaubensverkündigung, Predigtthemen, Neuerungen in der Gottesdienstordnung, Einbezug von Laien etc. diskutiert. Das Engagement entfacht hatte nicht zuletzt die Enzyklika «Humanae vitae», welche den Glauben in die Reformfreude des Vatikans erschütterte. Die Enzyklika verbot unter anderem die Empfängnisverhütung.

Kirchenpfleger auf dem Weg in die Kirche anlässlich der Pfarrinstallation von Hermann Reinle am 3. August 1941. Wiederholt beklagten sich die Pfarrer in ihren Jahresberichten über die mangelnde Erfüllung der Sonntagspflicht durch die Männer im Vergleich zu den Frauen. Erschwerend in der Diaspora kam hinzu, dass die gegenseitige gesellschaftliche Kontrolle schwächer war als in den katholischen Stammlanden.

Mit der Trennung kommt das Ende

In Windisch bildete sich 1967 ein Männerkreis «Kontakt», der allen Männern der jungen Pfarrei offenstand und die Mitarbeit der Laien in Pfarrei und Kirche bezweckte. Nach anfänglichem Zögern stimmte der Männerkreis zu, dass auch Mitglieder der Pfarrei Windisch sich im «Martinikreis» beteiligen durften. 1970 kam das Ende des Männervereins Brugg. Da eine Statutenänderung ohne Anwesenheit von zwei Dritteln der Mitglieder nicht möglich war, löste sich der Verein statutengemäss mit Zustimmung von Pfarrer Schmidlin auf. Das Restvermögen von 2025 Franken wurde entsprechend der Herkunft der Mitglieder zu einem Viertel der Pfarrei Windisch und zu drei Vierteln der Pfarrei Brugg zugewiesen.[26] Gleichzeitig traten an die Stelle des alten Vereins je ein Männerkreis in Brugg und Windisch als lose Vereinigungen mit dem Ziel, die Mitarbeit der Laien in der Kirche zu fördern. Ein Koordinationsausschuss aus den beiden Männerkreisen sollte zusammen mit den beiden Pfarrern Doppelspurigkeiten verhindern und das Verbindende fördern.

Vom Christlichen Mütterverein zum Katholischen Frauenverein

Als treibende Kraft hinter der Gründung des Christlichen Müttervereins Brugg, wie der Katholische Frauenverein bis 1970 hiess, kann Pfarrer Albert Hausheer bezeichnet werden. Es war sein erklärtes Anliegen, durch den Verein die katholischen Mütter zusammenzuhalten und über die Mütter die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen und an die Kirche zu binden.[27] Auf den 10. November

1907 lud er alle Frauen der Pfarrei zu einem Vortrag in der Kirche ein. Aber nicht Hausheer war der Referent, sondern Pfarrer Meier aus Bremgarten. Dieser erzählte den anwesenden Frauen von der Nützlichkeit eines christlichen Müttervereins und verstand es, sie für die Gründung eines entsprechenden Vereins zu begeistern. Hausheer nahm den Ball auf und unterstrich, wie wichtig ein solcher Verein für die junge Brugger Pfarrei sei. Die Ausführungen verfehlten ihre Wirkung nicht, am Ende des Anlasses erklärten sich spontan 45 Frauen zu einer Mitgliedschaft bereit.[28]

1914 wurde eine regelmässige Frühmesse eingeführt, was Pfarrer Dubler sehr begrüsste: «So ist nun vielen, namentlich den Müttern die Möglichkeit geboten ihre Sonntagspflicht zu erfüllen, die früher mit dem besten Willen nicht dazugekommen sind.» Im Bild: Frauen auf dem Weg zur Kirche anlässlich der Pfarrinstallation von Hermann Reinle 1941.

Der Erfolg stellt sich rasch ein

Am 22. November 1907 trafen sich sechs Frauen unter der Leitung von Pfarrer Hausheer zur ersten Vorstandssitzung. Einleitend wies er noch einmal auf die drei hauptsächlichen Ziele des Vereins hin: «1. Die Selbstvervollkommnung, 2. Die christliche Erziehung der Kinder und 3. Caritative Zwecke.»[29] Anschliessend besprachen die Frauen das weitere Vorgehen und legten erste Ziele fest, die sie erreichen wollten. Obwohl dem Pfarrer als Präses eine wichtige Stellung zukam, verstanden es engagierte Frauen, ihren Anliegen zum Durchbruch zu verhelfen.

Wie wichtig und richtig die Gründung des Vereins war, zeigen die Mitgliederzahlen: Bereits ein Jahr nach der Gründung zählte der Verein 78 Mitglieder. Fünf Jahre später waren es bereits 100 und beim 25-Jahr-Jubiläum 135. 1957 gehörten ihm 360 Frauen an und beim 75-Jahr-Jubiläum 470 Mitglieder.[30]

Pfarrer Hausheer war wohl selber etwas überrascht über den Erfolg. Zumindest sorgte er sich um die Ernsthaftigkeit der Mitgliedschaft, weshalb er 1910 beantragte, dass alle Frauen «erst nur als Kandidatinnen angesehen werden, um dann bei der nächsten allgemeinen Versammlung durch einen feierlichen Akt in den Mütterverein aufgenommen zu werden».[31] Dadurch erhoffte er sich, dass die Mitglieder «mit mehr Ernst und Überlegung» in den Verein eintreten und an ihre Pflichten erinnert werden. Mit einer Gegenstimme stimmte der Vorstand seinem Antrag zu. In den späteren Jahren fand jeweils vor der Generalversammlung eine kirchliche Feier statt, an der die neuen Mitglieder in den Verein aufgenommen wurden. Als das Interesse an dieser Feier nachliess, wurde 1969 «auf vielseitigen Wunsch» darauf verzichtet.[32]

28 AvFV: Protokollbuch 1907/08.
29 AvFV: Protokoll, 22.11.1907.
30 AvFV: Hedy Wittweiler, 100 Jahre Frauenverein. S. 143.
31 AvFV: Protokoll, 15.3.1910.
32 AvFV: Jahresbericht 1969.
33 AvFV: Protokoll 25.11.1908.
34 AvFV: Protokoll 29.3.1908.
35 AvFV: Protokoll 29.7.1908.

Kranken- und Wochenbettpflege

Ein wichtiges Anliegen zur Zeit der Vereinsgründung war die Anstellung einer Pflegerin für Wöchnerinnen und im Notfall auch für Krankheitsfälle. Da viele Menschen der Arbeit wegen nach Brugg gezogen waren, fehlte ein familiäres Netzwerk, das in der Heimat die Wöchnerinnen unterstützt hätte. «Besonders machte sich dieser Mangel [an familiärer Unterstützung] bei ärmeren Familien bemerkbar, wenn der Mann seinen kleinen Verdienst in der Fabrik noch aufgeben müsste, um in der Haushaltung das Allernötigste zu besorgen, und so geht dann die Frau meistens wohl oder übel vor der Zeit wieder ihrer Arbeit nach.»[33] Das Anliegen genoss hohe Priorität. Noch bevor die Statuten aufgestellt waren, diskutierten die Frauen über die Anstellung von zwei Pflegerinnen – einer «barmherzigen Schwester» und einer «weltlichen Pflegerin». Niemand bezweifelte die Notwendigkeit, doch herrschte Unklarheit über die Finanzierung. Liessen sich die erwarteten Kosten aus den Mitgliederbeiträgen und der Verrechnung der Dienstleistungen finanzieren? Um Klarheit zu bekommen, bat die Präsidentin, Anna Koller, Pfarrer Hausheer, diese Frage auf die nächste Sitzung abzuklären. Bevor die Anwesenden auseinandergingen, überreichte Hausheer ihnen zehn Franken als Startkapital in die Vereinskasse und als Aufmunterung für die Bewältigung der anstehenden Arbeiten.

Die linke Seite im Kirchenschiff war für Frauen reserviert. Diese Seite wird auch Evangelienseite genannt, weil auf dieser Seite die Evangelien gelesen wurden. Die rechte Seite hiess auch Epistelseite und war den Männern vorbehalten. Aufnahme anlässlich der Firmung 1952.

Die Hartnäckigkeit der Frauen zahlt sich aus

Die Abklärungen zogen sich etwas in die Länge, da Hausheer alle Hände voll zu tun hatte. Es zeigte sich aber bald, dass zuerst einmal nur eine Pflegerin angestellt werden konnte und es nicht einfach war, eine solche zu finden. Falls nicht eine erfahrene Pflegerin gefunden werden konnte, hätte der Verein eine Pflegerin ausbilden lassen müssen, was mit Kosten verbunden gewesen wäre. Der Pfarrer anerbot sich, «Fräulein» Rosine Barth anzufragen, ob sie die Stelle antreten würde. Leider war die Anfrage nicht von Erfolg gekrönt, worauf Hausheer das Projekt einstweilen nicht weiterverfolgen wollte.[34] Die Frauen waren jedoch anderer Ansicht. Sie beschlossen, am Ziel festzuhalten und weiter mögliche Kandidatinnen zu suchen. Die Hartnäckigkeit der Frauen sollte sich bald auszahlen. Wenige Monate später konnte Hausheer vermelden, dass Regina Steinmann aus Mellingen bereit sei, ab Februar 1909 als Krankenpflegerin zu arbeiten.[35] Nun

galt es, ein Reglement auszuarbeiten und die Tarife festzusetzen. Um die jährlichen Kosten von 800 Franken (Lohn und Wohnungsmiete) decken zu können, wurde der Tagesansatz für die Pflegerin auf 1.20 Franken für Mitglieder und 2.20 für Nichtmitglieder festgelegt, ungeachtet ihrer Konfession. Gleichzeitig wurde der ordentliche Mitgliederbeitrag von zehn auf zwanzig Rappen pro Monat erhöht, wobei die Hälfte für die Deckung der Aufwendungen für die Pflegerin vorgesehen war. Ärmere Familien erhielten nach Einreichung eines Gesuchs beim Vorstand die segensreiche Tätigkeit der Pflegerin unentgeltlich zugesprochen. Die Nachfrage zeigte, dass der Entscheid richtig war, und so beschloss der Vorstand, das (finanzielle) Wagnis einzugehen, eine zweite Pflegerin einzustellen. Erstens entsprach dies dem anfänglichen Wunsch und zweitens enthielt das Reglement über die Pflegerin einen Passus, wonach sich der Verein verpflichtete, bei Notfällen und im Verhinderungsfall kurzfristig selber einzuspringen.[36] 1910 erfolgte der Beitritt zum «St.-Anna-Verein» in Luzern, der für die Ausbildung und Vermittlung der Pflegerinnen zuständig war. Bald sprach man nur noch von den «St.-Anna-Schwestern» der Pflegestation und später von der Familienhilfe. Mit der Einführung des neuen Krankenversicherungsgesetzes 1995 und der Verbreitung der Spitex änderte sich das gesetzliche Umfeld, sodass 1997 diese langjährige Dienstleistung eingestellt werden musste.[37]

Vom Weihwasserkessel zur Volksbibliothek

Die Vorstandssitzungen wie auch die Versammlungen des Frauenvereins waren ideale Plattformen, um Anliegen die Pfarrei betreffend vorzubringen. So wünschten die Frauen neben der Einführung der Pflegeschwester noch im ersten Jahr, dass in der linken Hälfte der Kirche, der sogenannten «Frauenseite», ein Weihwasserkessel aufgestellt werde. Ein Anliegen, das Pfarrer Hausheer sofort entgegennahm und einer Lösung zuführte.[38]

Eine sehr grosse Bedeutung hatte die Wohltätigkeit, das heisst, die Unterstützung ärmerer Kinder und Familien. So beschloss der Vorstand 1908, Erstkommunionskleidchen anzuschaffen und an ärmere Familien auszuleihen.[39] In den Anfangsjahren wurden immer wieder Familien mit Milch- und Brot-Spenden unterstützt. Während des Ersten Weltkrieges organisierte der Verein handgefertigte Geschenke seiner Mitglieder, die er für die Weihnachtsbescherung der Kinder innerhalb der Pfarrei einsetzte.[40] 1940 riefen die Frauen eine Nähstube ins Leben, um die Soldaten im Feld zu unterstützen. Aber auch nach dem Krieg blieb diese Institution als Strickerinnengruppe bestehen.[41]

36 AvFV: Protokollbuch. Reglement vom 25.10.1908.
37 AvFV: Hedy Wittweiler, 100 Jahre Katholischer Frauenverein.
38 AvFV: Protokoll 23.1.1908.
39 AvFV: Protokoll 29.3.1908.
40 AvFV: Protokoll, 5.11.1915.
41 AvFV: Katholischer Frauenverein, S. 143.
42 AvFV: Protokoll GV 26.1.1908.

Wie auch der Männerverein war der Frauenverein in der Zeit der Genossenschaft, das heisst, vor der Gründung der Kirchgemeinde und der Finanzierung über obligatorische Kirchensteuern 1938, eine wichtige Finanzquelle für die Angebote der Pfarrei. Dazu zählte etwa die Volksbibliothek. Sie verfolgte das Ziel, insbesondere auch ärmeren Bevölkerungsschichten Zugang zu guten Büchern und katholischen Schriften zu bieten. Das Lesen diente einerseits der individuellen Weiterbildung und Auseinandersetzung mit dem Glauben. Andererseits bot die Lektüre in einer Zeit vor der Einführung von Radio und Fernsehen eine wichtige Freizeitbeschäftigung, gerade auch für Kinder. Die Volksbibliothek wurde rege benutzt, und so war auch der Anteil an zerlesenen Büchern sehr hoch. Deshalb unterstützte der Frauenverein die Bibliothek jährlich mit einem Betrag von zehn Franken.

Auch viele andere Angebote unterstützten die Frauen im Laufe der Zeit – sei es aus der Vereinskasse, sei es durch individuelle Spenden.

Im Herbst 1965 rief der Katholische Frauenverein zusammen mit dem Gemeinnützigen Frauenverein einen Kinderhütedienst am Dienstagnachmittag ins Leben. Damit wollte man den Müttern einen freien Nachmittag geben, damit sie sich erholen oder in Ruhe Kommissionen tätigen konnten.

Gemeinschaft bedeutet füreinander da zu sein – in guten wie in schlechten Zeiten. Die ersten Statuten enthielten einen Passus, wonach beim Todesfall eines Mitgliedes die übrigen wenn möglich an der Beerdigung und am Trauergottesdienst teilnehmen sollten. Da die Beerdigungen jeweils um 11.30 Uhr angesetzt waren, befürchteten die Frauen, dass sie dieser Pflicht nicht nachkommen konnten, da sie zu diesem Zeitpunkt mit dem Kochen beschäftigt waren. Pfarrer Hausheer empfahl, in einer solchen Situation das Kochen nach der Beerdigung zu richten, womit die ersten Statuten einstimmig gutgeheissen wurden.[42] Später entfiel dieser Paragraf. Dafür wurden regelmässige Kranken- und Spitalbesuche institutionalisiert und der Kontakt zu älteren und kranken Mitgliedern gepflegt.

Der Frauenverein stellt sich 1965 vor

«Vor 59 Jahren wurde unsere Müttergemeinschaft gegründet. Sie ist eine Schwesternschaft und steht unter dem Schutze unserer lieben Frau von Einsiedeln.

Ihr Ziel besteht: Die Bildung der Frau zu einer wahren Christin, einer liebenden treuen Ehegefährtin, einer vorbildlichen Mutter und Erzieherin, einer klugen und gütigen Helferin der Mitmenschen in der Pfarrei.

Die Mittel dazu: Gemeinsame Gottesdienste, Einkehrtage, kirchliche Vorträge und Gesprächsrunden.

Unsere Pflichten: Der persönliche religiöse und sittliche Eifer, die Sorge um ein christliches Familienleben, die christliche Erziehung der Kinder, die Teilnahme an den religiösen Zusammenkünften soweit als möglich.»

Den Glauben leben

Stets war es dem Vorstand und dem Präses wichtig, durch passende Angebote auch zur Weiterbildung beizutragen. In den ersten Jahrzehnten geschah dies in der Regel durch Vorträge des jeweili-

gen Pfarrers oder eines seiner Amtskollegen. Sie sprachen sowohl zu geistlich-religiösen Themen als auch zu weltlichen. Später lud man vermehrt auch externe Referenten ein, welche vor allem zu den Themen Frauen und Mütter, Kinder und Gesundheit sprachen. 1971 lösten die Monatstreffen die regelmässigen Vereinsvorträge ab, die zuletzt immer weniger Publikum fanden. Ausdrücklich rief die damalige Präsidentin die Frauen auf, an diesen Treffen «auch vermeintliche Kritiken der Kirche gegenüber» zu äussern.[43]

Auch das gemeinsame Leben des Glaubens geniesst im Frauenverein einen hohen Stellenwert: Die frühere Gemeinschaftskommunion wich im Laufe der Jahre gemeinsamen Betstunden am Herz-Jesu-Freitag einer Frauen- und Mütter-Messe und weiteren Anlässen. Fest im Vereinsprogramm verankert sind bis heute gemeinsame Wallfahrten und Ausflüge in die ganze Schweiz. Im Kreise des Frauenvereins erlebten die Mitglieder manch gesellige Stunden und konnten sich frei von Haushalt und anderen Pflichten über Gott und die Welt unterhalten. Stets verstand es der Vorstand, durch die Wahl der Aktivitäten auf die Bedürfnisse der Frauen einzugehen. So gründete man beispielsweise 1964 eine Turnerinnengruppe für gemeinsame Gymnastikstunden.

Jungfrauenkongre-gation 1957 mit Vikar Lorenz Schmidlin. Der Vikar entlastete den Pfarrer als Präses bei der Jungfrau-en-kongregation. Der Pfarrer kümmerte sich um die Frauen im Frauenverein.

Eine Marianische Jungfrauenkongregation wird gegründet

Im Bestreben, auch die weibliche katholische Jugend nach der Firmung an die kirchliche Gemeinschaft der Pfarrei Brugg zu binden, wurde 1910 in Brugg eine Marianische Jungfrauenkongregation gegründet. Sie sollte erstens die jungen Frauen dem besonderen Schutz der Gottesmutter anvertrauen und sie zweitens dazu anhalten, dass sie im ehelosen Stand ihre Unschuld bewahrten. Mit Datum vom 16. November 1910 stellte Bischof Jakob Stammler die Gründungsurkunde für die «Marianische Congregation für Jungfrauen an der katholischen Kirche in Brugg» aus. Der feierliche Gründungsakt erfolgte wenige Wochen später am Sonntag, 11. Dezember 1910. Der Tag begann für die jungen Frauen mit dem Empfang der Generalkommunion in der Frühmesse und wurde am Nachmittag mit einer Feier fortgesetzt. Die Frauenseite in der Kirche, das heisst die linke Hälfte, war laut Gründungsprotokoll fast bis auf den letzten Platz besetzt, als «Hochwürden Professor Zuber» aus Cham den anwesenden Frauen die Ziele und die Bedeutung der Marianischen Jungfrauen-

43 AvKG: Jahresbericht 1971.
44 AvKG: A.22.1.4. Protokollbuch Marianische Kongregation 1910–1918.

Erziehung zu einer guten «Sodalin»

Welches sind die Voraussetzungen für eine gute Ehe? Religiös – was ist da unerlässliche Bedingung?

Dass er den gleichen Glauben hat und – ihn auch praktiziert.

Warum verbietet wohl die Kirche gemischte Ehen? Was wird durch die Mischehen gefährdet?

Der Glaube der katholischen Gattin und der Glaube der Kinder.

Warum?

Mancher Protestant will sich überhaupt nicht katholisch taufen lassen. Selbst wenn katholische Trauung war, gibt es in der Ehe leicht Streit.

Warum?

Sonntagsmesse, Beichte, Ehefragen, Kindererziehung.

Was wird die Folge sein?

Die Frau wird unglücklich oder religiös lau.

Aber wenn der protestantische Mann alle seine Versprechungen hält, selbst die Kinder in die heilige Messe schickt, was dann?

Das Kind wächst in einem Konflikt auf; der Vater geht nicht in die Kirche, die Mutter geht. Wem muss ich folgen?

Eine Frau sagt: «Wir haben nie Streit, weil wir jedes religiöse Gespräch meiden.»

Was ist dazu zu sagen?

Dann muss das Kind zur Auffassung kommen, dass die Religion im Leben nichts zu bedeuten hat.

Es fehlt die religiöse Atmosphäre daheim und das katholische Beispiel beider Eltern!

Was wird geschehen, wenn in der Familie und in der Schule keine katholische Luft herrscht?

Viele Mischehekinder fallen vom Glauben ab.

Was folgt daraus für eine Sodalin?

Dass sie mit einem Andersgläubigen eine Bekanntschaft überhaupt gar nicht anfängt!

Ramsperger, Gebhard. Die Sodalin. Zürich 1944. S. 115f.

Für den Kandidatinnenunterricht der Jungfrauenkongregation gab es ein kleines Büchlein, in dem die zu unterrichtenden Themen aufgeführt waren. Wie beim Katechismus sollten die jungen Frauen mit Fragen und Antworten zu einem gottgefälligen Leben erzogen werden. Die Kongregation ersetzte die starke soziale Kontrolle in einem Dorf und sollte verhindern, dass sich die jungen Frauen in der Diaspora von der Kirche entfernten.

kongregation erläuterte.[44] Das Wirken einer jungen Sodalin («Gefährtin», Bezeichnung für die Mitglieder) «bestehe immer in treuer und gewissenhafter Erfüllung einer jeder ihrer Pflichten, dass sie (ver-)suche, Mädchen, denen in irgendeiner Weise für ihr Seelenheil Gefahr drohe, wieder auf den rechten Weg zurückzuführen, um so auf diese Art zugleich noch apostolisch zu wirken».

Kampfwahl ums Präsidium

Die Sodalinnen wurden dazu angehalten, nach dem Vorbild der Gottesmutter Maria zu leben. Nach der Ansprache und dem Verlesen der Errichtungsurkunde des Bischofs sowie der Bestätigungsurkunde des Jesuitengenerals wurden am prächtig geschmückten Muttergottes-Altar dreizehn junge Frauen in die Kongregation aufgenommen. Zu ihnen stiessen wenig später noch drei weitere, die am Sonntag verhindert gewesen waren, sowie Helene Koller, welche zuvor der Kongregation in Ingenbohl angehört hatte. Im Anschluss an die Feier fand in der oberen Sakristei die konstituierende Sitzung unter der Leitung von Pfarrer Hausheer statt. Als Präses der Kongregation

unterbreitete er den Anwesenden einen Dreiervorschlag für das Präsidium. Die übrigen jungen Frauen durften nun, was ihnen politisch noch verwehrt war, den drei Kandidatinnen ihre Stimmen geben. Je fünf Stimmen entfielen auf Helene Koller und Rosa Hausheer, die Schwester und Haushälterin des Pfarrers, und eine Stimme auf Marie Fischer. Da auch der zweite Wahlgang mit einem Patt endete, entschied das Los zugunsten von «Fräulein» Helene Koller. Einen Monat später wurden die übrigen Vorstandsämter besetzt, wobei sich auch hier mehrere Kandidatinnen um ein Amt bewarben.

Viele Mitglieder trotz strenger Kontrolle

Zwei Jahre nach der Gründung gehörten bereits 32 und 1915 nun 43 Frauen der Kongregation an. Eine Kandidatin musste ein vorbildliches und sittsames Leben führen, während mindestens vier Monaten an den Anlässen der Kongregation teilnehmen sowie einige Stunden Unterricht besucht haben, bevor sie als Mitglied aufgenommen werden konnte. «Verbotene Bekanntschaften» mit Ungläubigen, Freimaurern und Andersgläubigen konnten nach den Statuten des Schweizerischen Dachverbandes ein Ausschlussgrund sein, sofern sich die Sodalin davon nicht abbringen liess.

Die Kongregation stand grundsätzlich jungen, unverheirateten Frauen ab dem 17. Altersjahr offen. Offenbar bewarben sich in Brugg schon bald auch ältere Frauen um eine Mitgliedschaft, weshalb beschlossen wurde, die Alterslimite für Neuaufnahmen auf 40 Jahre festzusetzen. Über die einzelnen Mitglieder weiss man nicht sehr viel. Die Vermerke im Protokollbuch aus der Gründungszeit lassen aber vermuten, dass zahlreiche Sodalinnen als Hausangestellte in Brugg und der weiteren Umgebung tätig waren. Die jungen Frauen fanden in der Kongregation ein gesellschaftlich akzeptiertes Betätigungsfeld ausserhalb ihrer Familien beziehungsweise ihres Arbeitsortes. Die gegenseitige soziale Kontrolle war dabei hoch. Von Zeit zu Zeit nahm der Vorstand das Mitgliederverzeichnis zur Hand, und die Vorstandsmitglieder «merkten sich hierbei diejenigen besonders, die etwa am meisten zu überwachen sind oder denen Gefahr drohte, vom guten Weg abzukommen, denn leider gibt es immer wieder solche».[45]

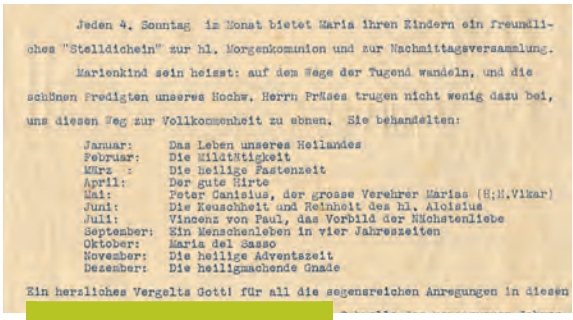
Vielfältige Aktivitäten

Das Schwergewicht der Tätigkeiten lag in der Pflege des religiösen Lebens. Dazu fanden monatlich Vereinsversammlungen statt, an denen der Pfarrer oder ein externer Referent einen religiös-belehrenden Vortrag hielt. Jeweils am vierten Sonntag im Monat fand eine

45 AvKG: A.22.4. Protokoll 2.7.1914.
46 AvKG: A.22.4. Protokoll 19.2.1913.
47 AvKG: A.22.4. Jahresbericht 1949.
48 AvKG: A.22.4. Protokollbuch 1961.

Generalkommunion in der Kirche statt. Diese war sehr wichtig und wurde regelmässig als Höhepunkt angekündigt. Sie unterstützte den Zusammenhalt innerhalb der Kongregation und wirkte gegen aussen als Vorbild. Der Versammlungsbesuch war obligatorisch und wurde durch den Vorstand kontrolliert.

Unter Pfarrer Dubler wurden zusätzlich gemeinsame Gesangsstunden eingeführt, die allerdings meistens mehr schlecht als recht besucht waren. Daneben halfen die «Marienkinder», wie sich die Sodalinnen selbst zu nennen pflegten, im Pfarreileben mit und widmeten sich karitativen Aufgaben. Für die Kinderbescherung an der Pfarreiweihnacht strickten und nähten sie Kleider oder leisteten eine Spende. Aufgeschoben werden musste lange Zeit die Einführung von Exerzitien, da der Pfarrer dafür keine Ressourcen hatte. Stattdessen regte er 1913 an, regelmässige Andachtstage einzuführen. Laut Protokoll war der Vorstand «sofort damit einverstanden» und beschloss, den Mitgliedern mitzuteilen, dass jeweils am ersten Sonntag während eines halben Tages je zwei Sodalinnen für eine Stunde Andacht halten und in der Kirche beten sollten.[46]



Jeden 4. Sonntag im Monat bietet Maria ihren Kindern ein freundliches "Stelldichein" zur hl. Morgenkommunion und zur Nachmittagsversammlung. Marienkind sein heisst: auf dem Wege der Tugend wandeln, und die schönen Predigten unseres Hochw. Herrn Präses trugen nicht wenig dazu bei, uns diesen Weg zur Vollkommenheit zu ebnen. Sie behandelten:

Januar:	Das Leben unseres Heilandes
Februar:	Die Milde tätigkeit
März :	Die Heilige Fastenzeit
April:	Der gute Hirte
Mai:	Peter Canisius, der grosse Verehrer Marias (H.H.Vikar)
Juni:	Die Keuschheit und Reinheit des hl. Aloisius
Juli:	Vincenz von Paul, das Vorbild der Nächstenliebe
September:	Ein Menschenleben in vier Jahreszeiten
Oktober:	Maria del Sasso
November:	Die heilige Adventszeit
Dezember:	Die heiligmachende Gnade

Ein herzliches Vergelts Gott! für all die segensreichen Anregungen in diesen

Jahresbericht der Marianischen Kongregation 1925. Jeden Monat trafen sich die Frauen zu verschiedenen Themen.

Mitarbeit in der Pfarrei und karitatives Wirken

Die Mitgliederzahlen waren starken Schwankungen ausgesetzt, die nicht zuletzt auf die Werbetätigkeit der Vorstandsmitglieder und des Pfarrers zurückzuführen waren. Den zahlreichen Eintritten über das ganze Jahr hinweg standen ebenso zahlreiche Austritte gegenüber. Die meisten traten infolge Wegzug aus der Pfarrei aus, andere, weil sie heirateten oder in ein Kloster eintraten. Der Jahresbericht 1949 verzeichnete erstmals über hundert Mitglieder.[47] 1960 war der Höhepunkt mit 128 Mitgliedern erreicht. Die Altersstruktur veränderte sich über die Jahre: 1952 war das älteste Mitglied 69 Jahre alt, das jüngste 16. Weitaus die meisten Frauen waren jedoch im Alter zwischen 18 und 30 Jahren.

Über die Jahrzehnte verlagerten sich auch die Schwerpunkte im Vereinsprogramm, indem die kirchlich-geistlichen Vorträge zugunsten profaner Themen und geselliger Anlässe etwas reduziert wurden. Wichtig blieben stets die Mitarbeit in der Pfarrei und das karitative Wirken. «Unsere zeitgemässe Aufgabe in der Kongregation besteht ja nicht nur aus dem Bestreben der persönlichen Heiligung, sondern wir möchten wirken für das geistliche und leibliche Wohl unserer Mitmenschen.»[48] Dazu wurden 1961 verschiedene Gruppen

unter der Leitung eines Vorstandsmitgliedes gebildet: Theatergruppe, Gruppe für neu Zugezogene und Kranke, Kinderkrippe, Kandidatinnenunterricht, Paramentengruppe und Strickabende. Im gleichen Jahr wurde der Maibummel zusammen mit dem Gesellenverein (Kolping) unter der Leitung von Vikar Albin Bossart durchgeführt.

Schwindendes Interesse

Wenige Jahre später sollte die Marianische Jungfrauenkongregation Geschichte sein. Die Aussicht, nach der Gründung der Pfarrei Windisch die gewachsene Gemeinschaft zu teilen, schwächte den Elan des Vorstandes spürbar. 1966 zählte die Kongregation in der Pfarrei Brugg 69 und in der Pfarrei Windisch 41 Mitglieder. Vermehrt konnten Anlässe wegen zu geringer Anmeldezahlen nicht stattfinden. An den kirchlichen Monatsversammlungen nahmen etwa ein Dutzend Frauen teil, während noch weniger Teilnehmerinnen die Vortragsabende zur Bibel besuchten. Lag der Vorsitz anfänglich beim Pfarrer, so gehörte die Führung der Marianischen Kongregation später zu den Aufgaben der Vikare.

Mit den Neuerungen, die das Zweite Vatikanische Konzil mit sich brachte, wurden die Kongregationen vielerorts neu aufgestellt und aus der Pfarreistruktur herausgelöst. In den Pfarreien Brugg und Windisch lösten sich die Vereine auf.

Marianische Jungfrauenkongregation

Die Marianische Kongregation ist eine 1563 vom Jesuitenpater Jean Leunis errichtete kirchliche Vereinigung, die 1584 von Papst Gregor XIII. bestätigt wurde. Anfänglich stand diese nur Männern offen. 1751 wurde die Marianische Frauen-Kongregation ins Leben gerufen. Mit der Zunahme der Volksfrömmigkeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebten die Kongregationen in den folgenden Jahrzehnten eine Blütezeit.

Katholischer Jungmännerverein: Gründung mit Schwierigkeiten und Widerwillen

Bereits früh war man sich auch in der Pfarrei St. Nikolaus bewusst, wie wichtig es war, die heranwachsende männliche Jungmannschaft nach dem Ende der Volksschulzeit und vor der Heirat organisatorisch zu erfassen. In der Gemeinschaft sollten sie zur Pflege des religiösen Lebens angehalten und in Fragen des öffentlichen und sozialen Lebens nach katholischen Grundsätzen eingeführt werden. Daneben sollte auch Charakterbildung erfolgen und die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung gefördert werden.

Schon bei der Gründung des Männervereins 1908 hatten die Mitglieder den Entschluss gefasst, sobald der Männerverein genügend gross und stark sei, einen Jünglingsverein zu gründen.[49] Aufgrund der starken Beanspruchung des Pfarrers und der prekären Platzverhältnisse für ein Vereinslokal konnte dieser Wunsch erst 1910 umgesetzt werden.[50] Die Mitglieder trafen sich jeweils in der Stube von Pfarrer Hausheer. Da die wenigen Mitglieder bald heirateten, war dem

49 AvKG: A.22.5.3. Protokoll Männerverein 12.4. 1908.
50 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 20.3.1910.
51 AvKG: A.22.3.3. Protokoll Jungmännerverein, 12.2.1939. Die weiteren Ausführungen zur Frühgeschichte folgen den Erinnerungen der ehemaligen Präsidenten, wiedergegeben an der Jubiläums-generalversammlung 1939.
52 So fand am 17. Oktober 1937 ein Kirchweihfest statt. Pfarrblatt 15. Oktober 1937.

Verein kein langes Leben beschieden. Der nächste Anlauf 1911 fiel zusammen mit dem Antritt von Pfarrer Dubler. Er wollte allerdings von diesem Vorstoss nichts wissen und setzte seine Kräfte lieber für die etablierten Vereine ein. Die jungen Katholiken gaben nicht auf und rührten eifrig die Werbetrommel bis 1914 die Gründung mit 28 Mitgliedern erfolgte.[51] Neben der religiösen Erziehung stand auch die Heranbildung zu verantwortungsvollen katholischen Staatsbürgern im Mittelpunkt. Dazu fanden regelmässige Versammlungen zu kirchlichen oder weltlichen Themen statt. Gemeinschaftskommunionen standen ebenso auf dem Programm wie die Teilnahme an Exerzitien und Einkehrtagen sowie gemeinsame Gebete. Wie bei der Marianischen Kongregation oblag es dem Vorstand, die Teilnahme der Mitglieder an der Gemeinschaftskommunion zu kontrollieren. Ebenfalls regelmässig wurde das Christkönigsfest gefeiert. Schliesslich gehörten auch gesellige Anlässe wie der Chilbisonntag im Herbst zum festen Programmteil, an dem oftmals kleine Theaterstücke aufgeführt wurden.[52]

Die Jungmannschaft treibt Sport

Die Mitgliederzahl sowie die Anzahl der Aktivitäten schwankten im Verlaufe der Jahre stark, wie das auch bei anderen Jugendvereinigungen der Fall war. Von besonderer Bedeutung war dabei die relativ

Der erste Ausflug des Katholischen Jünglingsvereins Brugg führte die jungen Männer am 4. Oktober 1925 ins Freiamt.

kurze Phase, in der jemand im Verein aktiv sein konnte, bevor er aufgrund der Lebensumstände in einen anderen Verein wechselte oder aus der Pfarrei wegzog. Ebenso wichtig wie der Vorstand war auch der Vikar, der ab 1922 den Pfarrer als Präses im Vorstand ablöste und junge Leute mobilisieren und motivieren konnte.

Die Jungmannschaft trieb auch Sport, in den Anfangsjahren hatte sie gar eine eigene Fussballmannschaft und eine Turnsektion, die den Abwerbeversuchen des Stadtturnvereines erfolgreich widerstehen konnten. Ab 1943 organisierte die Jungmannschaft einen militärischen Vorunterricht für die Lehrlinge und konzentrierte sich einige Jahre später auf das populäre Handballspiel. Während der sportliche Teil des Vereins bis in die heutigen Tage fortbesteht, ging der übrige Teil in den 1960er-Jahren ein. Es gelang ihm nicht – wie vielen ähnlichen Vereinen – mit seinem Programm genügend Heranwachsende auf die Dauer anzusprechen. 1965 organisierte die Jungmannschaft noch einen «Tanzkurs der katholischen Vereine» für Kongregation, Blauring, Jungwacht und Gesellenverein unter der Leitung eines Tanzlehrers.[53] Der achtteilige Kurs kostete 25 Franken pro Person und fand im Heim der Katholischen Jungmannschaft an der Stapferstrasse 21 statt. Der Kurs war erfolgreich und zeigt auch, wie stark der Wandel im katholischen Milieu der Pfarrei inzwischen war. Obwohl die religiösen Anlässe an Bedeutung verloren und das Programm freizeitorientiert wurde, reichte dies nicht aus. Zu vielfältig war das Freizeitangebot inzwischen geworden und zu stark etablierte sich eine eigentliche Jugendkultur, welche von der Kirche oder anderen Autoritäten unbelastet sein wollte. Diejenigen, welche weiterhin in einem kirchlichen Verein aktiv sein wollten, taten dies etwa als Leiter der Jungwacht.

St.-Nikolaus-Aktion 1949. Die Jungmannschaft der katholischen Kirche organisierte während vieler Jahre St.-Nikolaus-Hausbesuche.

Ein Verein für katholische Gesellen

Auf den Sonntag, 4. Februar 1923, kündigte das «Pfarrblatt» den Besuch eines Herrn Zimmermann aus Freiburg an, der im Hotel Bahnhof einen Vortrag zur Bedeutung und Institution der Gesellenvereine halten sollte.[54] Der Referent muss überzeugend gewesen sein, denn noch am gleichen Abend wurde die Gründung eines Gesellenvereins an die Hand genommen. Als Vereinslokal diente das Restaurant Füchslin, wo alle zwei Wochen ein Referat mit anschliessender Diskussion gehalten werden sollte. Allerdings erlosch die Flamme des Vereins schon bald wieder. Am 18. November 1930 sollte es im

53 AvKG: A.22.4.5. «Tanzkurs der katholischen Vereine».
54 Pfarrblatt, 2. Februar 1923, 9. März 1923. AvKG: A.22.5.3. Protokoll Männerverein S. 168.

Katholiken markieren Präsenz: Fahnenweihe und Regionaltagung 1951

Am 3. Juni 1951 war ein grosses Fest, als die Katholische Jungmannschaft eine neue Fahne erhielt.

Die alte und neue Fahne der Jungmannschaft am Tag der Fahnenweihe vom 3. Juni 1951. Paul Bieger hält die alte Fahne. Die Gestaltung der neuen Fahne übernahm der Künstler Willi Helbling, Sohn des langjährigen Präsidenten der Kirchenpflege und Bruder des späteren Domherren Arnold Helbling.

Nach der imposanten Fahnenweihe am Sonntagnachmittag in der Kirche führte ein grosser Umzug zur Regionaltagung im Amphitheater. Dort sangen sie alle gemeinsam das Lied «Empor das Haupt» und hörten verschiedenen Ansprachen zu.

zweiten Anlauf klappen: Achtzehn Jünglinge schrieben sich in die Mitgliederliste ein.[55] Ziel des Vereins waren einerseits die berufliche Fortbildung und die Pflege der Geselligkeit, andererseits die Sicherstellung der religiös-sittlichen Betreuung von Handwerksgesellen. Mitglied konnten junge Männer während ihrer Ausbildung und darüber hinaus werden. Der Verein bildete für die alleinstehenden jungen Berufsleute einen Ort, wo sie unter ihresgleichen die wenige Freizeit verbringen konnten. Gleichzeitig war es für viele Eltern eine Beruhigung zu wissen, dass ihr Sohn fernab der elterlichen Aufsicht in einem Verein mit christlicher Grundhaltung und guter Gesellschaft aufgehoben war.

Der Gesellenverein ist der einzige Verein, der sich anlässlich der Gründung der Pfarrei Windisch nicht in zwei Vereine aufspaltete. In den 1960er-Jahren öffnete sich der Verein auch für Frauen und nannte sich fortan «Kolping Brugg-Windisch». Im Bild: Texaid-Altkleidersammlung.

Aus dem Gesellenverein wird die Kolpingfamilie

Mit dem Zweiten Weltkrieg kam für den Verein eine Bewährungsprobe: Einige ausländische Mitglieder mussten in ihre Heimatländer zurückkehren, und die übrigen Mitglieder befanden sich oft im Aktivdienst. Nach Kriegsende stiegen die Mitgliederzahlen wieder an, und Theateraufführungen entwickelten sich zu einem festen Programm im Jahreskalender. In jenen Jahren erfolgte auch der Namenswechsel vom Katholischen Gesellenverein zur Kolpingfamilie. Der Name geht zurück auf Adolph Kolping (1813–1865), einen Schuhmachergesellen, der später Theologie studierte und Priester wurde. Zeitlebens setzte er sich für die Gesellen ein und gilt als Begründer des internationalen Kolpingwerkes.

Der Gesellenverein besass an der Stapferstrasse hinter der Apotheke Tschupp ein eigenes Vereinslokal, bis die Liegenschaft 1970 einem Neubau weichen musste. Seit 1974 besitzt der Verein im Pfarreizentrum Windisch wieder ein eigenes Lokal.

In den 1960er-Jahren mietete der Verein eine möblierte Wohnung, wo drei oder vier Gesellen wohnen konnten. Mangels Nachfrage wurde die Wohnung 1967 aufgegeben. Damals zeigte sich, dass der Verein in der bisherigen Struktur nicht weitergeführt werden konnte. Nachdem der übergeordnete Verband sich 1966 für Frauen geöffnet hatte, richtete sich auch die Kolpingfamilie Brugg-Windisch neu aus: Nicht mehr der alleinstehende junge Handwerker, der sich immer weniger in einem christlichen Verein organisieren wollte, sondern die Familienarbeit sollte im Mittelpunkt ihres Wirkens stehen. Bis 1975 bestand der Verein aus zwei Gruppierungen: die Aktiven (Burschen und unverheiratete Männer bis zum 35. Altersjahr) und die Altgesellen. Da nur die Aktiven Stimmrecht hatten und ihre Zahl

55 Pfarrblatt, 28. November 1930.
56 www.kathbrugg.ch > Kolpingfamilie Brugg-Windisch [04.04.2016].

stark zurückging, setzte sich der damalige Vorsitzende, Fredy Siegenthaler, erfolgreich dafür ein, beide Gruppierungen zusammenzuschliessen. Während vieler Jahre führte der Verein überdies eine Geschäftsstelle der Kolping-Krankenkasse.

Die Kolpingfamilie Brugg-Windisch ist heute noch ein aktiver Verein. Zu den regelmässigen Aktivitäten gehören ein Waldgottesdienst, ein Basar am Pfarreifest, die Maiandacht sowie ein religiöser Themenabend.[56] Daneben führt der Verein jedes Jahr eine Texaid-Altkleidersammlung durch.

Jungwacht und Blauring

Sowohl Jungwacht wie auch Blauring haben ihre Ursprünge in der katholischen Jugendbewegung der 1930er-Jahre. Es war eine Zeit, in der sowohl in Deutschland als auch in Italien ein Führerkult um sich griff, dem sich auch die Jugend nicht entziehen konnte. Um zu verhindern, dass sich die Kinder und Jugendlichen an falschen Vorbildern orientierten, und um sie frühzeitig ins Netz der katholischen Vereine einzubinden, gab es immer wieder Versuche der Jungmännervereinigungen und der Marianischen Kongregationen, eine Vorstufe für Kinder und Jugendliche zu gründen. 1932 wurde in Birsfelden die erste Jungwacht-Schar für die Buben gegründet und ein Jahr später folgte als Kinderstufe der Kongregation der Blauring für die Mädchen. Der Name setzt sich zusammen aus dem Symbol für Gemeinschaft (Ring) und das Weibliche: Maria (blau).

Im Bild: Jungwacht anlässlich des Festzuges zur Fahnenweihe der Jungmannschaft 1951.

Jungwacht und Blauring binden Jugendliche in die Pfarrei ein

Auch in Brugg vernahm man die Nachricht, dass einzelne Pfarreien begonnen hatten, Jungwacht-Scharen zu gründen, und es entstand der Wunsch, in der Pfarrei St. Nikolaus etwas für die Jungen auf die Beine zu stellen. Vikar Joseph Lüthi nahm sich der Angelegenheit an. Unter ihm dürfte im Jahr 1935 die Jungwacht gegründet worden sein. Die Anfänge waren bescheiden: Maximal 20 Buben umfasste die Schar unter der Leitung von Hermann Trost. Zu ihrer Uniform gehörten schon bald das grüne Hemd und der Jungwachtgürtel. Wie ihre schärfste Konkurrenz, die Pfadfinder, waren sie viel an der frischen Luft, unternahmen Wanderungen, trafen andere Scharen, spielten und bestritten die Freizeit miteinander. Das war damals nicht selbstverständlich. Das kantonale Schulgesetz gab dem Regierungsrat die Kompetenz, Vorschriften über die Mitgliedschaft von Volksschülern bei Jugendorganisationen und Vereinen zu erlassen. Damit wollte der Regierungsrat verhindern, dass die Schüler zu sehr von der Schule abgelenkt wurden. Für Abwechslung im Alltag der Bezirksschüler sorgte das Kadettenkorps. In diesem Umfeld war die Gründung von Jungwacht und Blauring etwas Neues, Ungewohntes im Stadtbild. Mit der Jungwacht erhielt das katholische Milieu eine nicht zu unterschätzende Stärkung: Die Kinder und Jugendlichen verbrachten nun auch die Freizeit im Kreise

In den ersten Jahrzehnten gehörten Gottesdienste zum festen Bestandteil eines Lagers. Man liess die Gottesdienste fotografieren und sandte die Bilder als Ansichtskarten nach Hause. Damit konnte den Eltern gezeigt werden, dass die religiöse Erziehung nicht zu kurz kam. Im Bild: Gottesdienst mit Vikar Adolf Studer im Jungwachtlager Oberalppass 1953.

ihrer Glaubensgenossen, und dies in einem Alter, in dem die eigene Persönlichkeit geprägt wird. Gleichzeitig entstanden Freundschaften und Bindungen, die ein ganzes Leben lang halten sollten. Obwohl die Erwartung da war, dass junge Katholiken in der Jungwacht und später Katholikinnen im Blauring aktiv waren, gab es auch einige, die sich für die Pfadfinder entschieden. Dabei dürfte es sich jedoch meistens um die Kinder kirchenferner Katholiken gehandelt haben.

Gottesdienst und Beichte gehören dazu

Die Konkurrenz zur Pfadi wirkte sich positiv auf die Mitgliederzahlen aus: Es gab einen regelrechten Wettbewerb, wer das attraktivere Programm aufweisen und mehr Mitglieder gewinnen konnte. Von den Aktivitäten her unterschieden sich Jungwacht und Pfadi wenig: Es wurden Ausflüge unternommen, Spiele und Wettkämpfe organisiert, Brücken gebaut und vieles mehr. Daneben spielte aber auch das religiöse Moment eine wichtige Rolle. Vorwiegend in den Gruppenstunden wurden durch einen Leiter oder den Präses, in der Regel der Vikar, kirchlich-religiöse Themen angesprochen. Ebenso bildeten Gottesdienst und Beichte einen festen Bestandteil. Es war dies eine Zeit, in der auch in der Pfadi vor dem Essen gebetet wurde.

Margrit Fuchs als treibende Kraft im Blauring

Im Sommer 1942 war es so weit: In Brugg wurde eine Blauring-Sektion gegründet, wodurch auch für die Mädchen ein Freizeitangebot vorhanden war.[57] In der Anfangszeit gab es zwei Gruppen, wovon

57 Tanner. Margrit Fuchs. Manuskript. S. 31.
58 Tanner. Notizen von Margrit Fuchs. Manuskript. S. 31.

eine, die Gruppe Agnes, mit ungefähr einem Dutzend Mädchen aus Brugg und Windisch, von Margrit Fuchs geleitet wurde. In ihrem Nachlass sind eine Reihe von Unterlagen erhalten geblieben, die zeigen, wie sorgfältig sie sich als Leiterin auf ihre Aufgabe vorbereitet hatte. Sie besuchte dazu einen Schulungskurs in Ingenbohl und listete Argumente für und gegen den Blauring auf. Als positive Punkte notierte sie sich unter anderem: «Bedürfnisse der weiblichen Jugend nach Organisation, Hilfe für die Familie, Verständnislosigkeit der Eltern für viele Fragen (der Kinder), … Führerinnenschulung in sich wertvoll.»[58] In den Gruppenstunden, die meistens am Samstagnachmittag stattfanden und zwei Stunden dauerten, beteten die Mädchen zur Zeit von Margrit Fuchs häufig ein «Ave Maria» oder sangen ein frommes Lied zur Einstimmung. Wichtige Inhalte waren die zwölf Gebote des Blaurings, religiöse Anleitungen, wie etwa die zur Dekoration eines Gabentisches, sowie auch praktische Dinge wie das Anlegen von Wundverbänden.

Erinnerungen an das Jungwachtlager in Münster 1951: Vikar Adolf Studer erhebt die Hostie zur Anbetung vor dem Kommunion-Empfang. Margrit Fuchs war eine treibende Kraft in der Blauringbewegung. Sie begleitete das Jungwachtlager 1951 als Köchin.

Die unvergesslichen Ferienlager

Jeweils einen Höhepunkt im Jungwacht- und später auch im Blauring-Kalender waren die Ferienlager. In einer Zeit, in der für viele Familien «Ferien» ein unbekanntes Wort war, bekamen die Jugendlichen die Möglichkeit, zwei Wochen von zu Hause fort und in eine Gemeinschaft eingebunden zu sein. Die Lager waren sehr schlicht gehalten. In den Anfangsjahren war man entweder in einer Berghütte oder in einer Militärbaracke einquartiert. Die Finanzierung der Lager erfolgte durch Mitgliederbeiträge und über Spenden. Damit konnten für Kinder aus einfacheren Verhältnissen reduzierte Beiträge eingezogen werden. Gleichzeitig bauten die Spendensammlungen auch auf den Zusammenhalt innerhalb des katholischen Milieus. Zusätzlich organisierte die Jungwacht Unterhaltungsabende. Der Eintritt trug zur Finanzierung der Lager bei. Der langjährige Scharführer Werner Müller drehte mehrere Lagerfilme, wovon jeder dem Gegenwert eines Monatslohns entsprach. Diese Filme führte er im Winterhalbjahr vor, um die Erinnerungen an die vergnüglichen Stunden wieder aufleben zu lassen und Werbung für das Lager im nächsten Jahr zu machen.

Die Jungen dürfen Verantwortung übernehmen

Die Jungwacht und auch der Blauring waren eingebunden ins Pfarreileben. Mit eigenen Nummern bereicherten sie die Pfarreifasnacht, führten beispielsweise 1965 eine Papiersammlung durch, um einen Beitrag an die Kirche Windisch zu leisten (Erlös: 800 Franken) oder organisierten eine Kleidersammlung, an der über eine Tonne gebrauchsfähige Kleider für das Missionswerk des früheren Pfarrers Albin Fischer in Ruanda zusammenkamen.[59]

Die Jungwacht-Schar leitete der Scharführer. Ihm zur Seite stand der Vikar als Präses. Führer und Hilfsführer waren für die Leitung der einzelnen Gruppen sowie für organisatorische Aufgaben zuständig. Die Mitgliederzahlen und damit auch die Zahl der Gruppen variierten stark: Zählte die Schar in den Anfangsjahren knapp zwei Dutzend Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, so stiegen diese Zahlen stetig an und durchbrachen Anfang der 1950er-Jahre erstmals die Hunderter-Marke. 1960 waren knapp 150 Jungwächter dabei. 1965, im Jahr vor der Abspaltung der Jungwacht Windisch, zählte die Schar 130 Buben sowie 29 Führer und Hilfsführer. 1976 gab es in der Jungwacht Brugg 18 aktive Führer, 62 Mitglieder und 12 Kandidaten.[60] Die 1950er- und 1960er-Jahre können, was die Mitgliederzahl betrifft, als die goldenen Jahre bezeichnet werden. Es war dies eine Zeit, in der auch die Leserschaft von Karl May und anderen Abenteuerromanen Höchststände feierte, und was lag da näher, als selbst in der freien Natur Abenteuer und Gemeinschaft zu erfahren. Gleichzeitig waren die Verbindungen zu Religion und Kirche noch intakt. Es war selbstverständlich, dass in einem Lager am Sonntag ein Gottesdienst stattfand.

Max Banholzer erinnert sich Jahre später an die Anfänge der Jungwacht

«Wir Grünspatzen waren eine neue, noch ungewohnte Erscheinung im Bild unseres Städtchens; wir mussten die Anerkennung in der Pfarrei, vor allem in Schule und Öffentlichkeit erst noch erwerben. Wir hatten uns auf einen Weg gemacht, den wir selber noch nicht kannten, sondern noch entdecken mussten; so gab es noch keine Erfahrung, keine Routine – dafür hatte alles den Reiz des Neuen und Spontanen. Unser Ziel aber war hochgesteckt: alle katholischen Buben unter dem grünen Banner mit dem Christuszeichen zu sammeln – und für dieses Ziel beseelte uns viel jugendlicher Schwung, viel Idealismus.»

Im Bild: Präses und Vikar Josef Rüttimann mit Leiter Max Banholzer, 1948 im Jungwachtlager St. Peterzell, SG.

Jungwacht und Blauring waren praktisch gelebte (kirchliche) Jugendarbeit. Die jungen Menschen konnten ihre Freizeit im Kreise von Gleichaltrigen verbringen, waren draussen in der Natur, teilten gemeinsame Erlebnisse und kamen dabei mit dem katholischen Glauben in Kontakt. Innerhalb der Schar mussten die jungen Menschen Verantwortung übernehmen. Sie erlebten unmittelbar, dass mit dem Älterwerden auch die Erwartungen zunehmen: Als Kandidaten mussten sie sich auf eine Eintrittsprüfung vorbereiten und auch als einfaches Mitglied war ihr Einsatz gefordert. Zelte stellen sich bekanntlich nicht von selbst auf. Nach einigen Jahren konnten die motivierten und fähigen Jungwächter Leiterkurse absolvieren,

59 30 Jahre Jungwacht. S. 27f.
60 30 Jahre Jungwacht. S. 23. AvKG: A.22.01.8. Scharliste 1976.
61 Aussage Wilhelm Knecht.
62 AvKG: A.22.01.8. Meinungsumfrage vom 25.8.1976.

um später eine Gruppe führen zu können: Auch hier galt es, eine Prüfung abzulegen, die nicht nur praktisches und theoretisches Wissen, sondern auch Kenntnisse über die Bibel voraussetzte. Die gemeinsamen Erlebnisse schweissten die jungen Menschen zusammen und schufen Bindungen, die über die gemeinsame Zeit in Jungwacht oder Blauring hinweg hielten. Insbesondere in der gemeinsamen Jungwachtzeit konnte die Basis zu einem Netzwerk gelegt werden, das später auch in Beruf und Militär tragfähig war. Es ist kein Geheimnis, dass beispielsweise in der Bank Aufina unter Direktor Clemens Bösch auffällig viele ehemalige Jungwächter eine Stelle antreten konnten.[61] Wer in der Jungwacht als guter Führer auffiel, der qualifizierte sich auch im Beruf oder im Militär für eine Führungsaufgabe. Viele Verantwortungsträger in der Kirchgemeinde tauchen bereits in jungen Jahren in den Scharlisten als Mitglied oder als Führer auf.

Nähe und Distanz zur Kirche

1976 führte der Scharleiter Josef Zimmermann unter den elf Scharführern eine Umfrage zu ihrer Motivation, ihren Zielen und ihren Wünschen durch.[62] Fünf Scharführer begründeten ihre Motivation damit, dass sie früher als Jungwächter vom Einsatz ihrer Führer profitiert hätten und nun der jüngeren Generation auch etwas zurückgeben wollten. Für die übrigen standen die Freude an der Arbeit mit Jugendlichen und die Übernahme von (Führungs-)Verantwortung im Mittelpunkt. Die Scharführer sahen ihre Tätigkeit vor allem als sinnvolle Freizeitbeschäftigung und Abwechslung zum (Schul-)Alltag. Mit einer Ausnahme empfanden alle Freude an ihrer Führungstätigkeit, wobei die Kameradschaft und die Gemeinschaft sowie die Begeisterung der Jungwächter die Quelle der Freude war. Die Antworten auf die weiteren Fragen zeigen allerdings, dass es auch viele Punkte gab, welche das Klima belasteten. So beklagten sich einige über Zeitprobleme und ineffiziente Sitzungen. Uneinig waren sich die Scharführer über die Rolle der Kirche. Während einige die zunehmende Distanzierung von der Kirche kritisierten und wünschten, die Jungwacht solle wieder vermehrt die Jugendlichen an die Kirche heranführen und religiöse Erlebnisse bieten, meinten andere, die Jungwacht müsse aufpassen, dass sie nicht noch mehr Jugendliche an den Fussballklub und die Pfadi verliere.

Die Schwierigkeiten nehmen zu

In den 1980er-Jahren traten erste Schwierigkeiten auf. Grössere Wechsel im Leiterteam und wenig Nachwuchs zehrten an der Substanz, sodass die Jungwacht Brugg 1986 für drei Jahre ihre Tätigkeiten

sistierte.[63] Allerdings kam sie nicht mehr richtig in Fahrt. Das Leiterteam war zusammengeschmolzen. Die Aufgaben ruhten auf wenigen und teilweise sehr jungen Schultern. Gleichzeitig bewegte sich der Mitgliederbestand in einem tiefen Bereich. Das Freizeitverhalten hatte sich geändert, das Angebot war vielfältig bis unüberschaubar und der Wille, über mehrere Jahre im gleichen Verein aktiv zu sein und Verantwortung zu übernehmen, war nicht mehr da. Auch die Nähe zur Kirche half nicht weiter, im Gegenteil. Kam dem Glauben und der gemeinsamen religiösen Erfahrungen zu Beginn ein sehr hoher Stellenwert zu, so rückte dieser ab den 1980er-Jahren zunehmend in den Hintergrund und verschwand in den 1990er-Jahren fast ganz. Im Jahr 2000 kam das Ende. Sowohl die Jungwacht als auch der Blauring Brugg stellten ihre Tätigkeiten ein. Die verbliebenen Mitglieder traten zu den florierenden Schwesterorganisationen in der Pfarrei Windisch über. Aus den ehemals katholischen Verbänden ist nun eine Kinder- und Jugendorganisation entstanden, in der «Herkunft, Religion, Kultur und vieles mehr» keine Rolle (mehr) spielen.[64]

Der Kirchenchor – eine Gründung mit Anlauf

Über die Anfänge des Kirchenchores verrät uns das Archiv nicht viel. Aus den 1964 niedergeschriebenen Erinnerungen von Josef Müller lassen sich dennoch einige Anhaltspunkte fixieren.[65] Josef Müller kam im Jahr 1900 als Jüngling aus dem katholischen Näfels nach Brugg, wo er bei der Stahlbaufirma Wartmann eine dreijährige Lehre absolvierte. Müller war überrascht, dass es in Brugg keine katholische Kirche gab, doch stellte er zu seiner Beruhigung und noch mehr zu jener seiner Eltern fest, dass trotzdem die Möglichkeit zum Besuch eines katholischen Gottesdienstes vorhanden war. Anlässlich der Installation von Pfarrer Albert Hausheer 1902 im alten Schützenhaus wurde erstmals eine vierstimmige Messe von einem Dutzend Sängerinnen (10) und Sängern (2) gesungen. Rund ein Jahr später erhielt er von Pfarrer Hausheer eine schriftliche Einladung zu einer Unterredung ins Pfarrhaus. Hausheer eröffnete ihm, dass er an Ostern 1904 die Ludwigsmesse von Zangel aufzuführen gedenke und deshalb Sängerinnen und Sänger suche. Nach einem kurzen Zögern sagte Müller zu. «Die Proben, jede Woche eine, fanden im damaligen (heute alten) Pfarrhäuschen statt und wurden von Herrn Pfarrer Hausheer geleitet. Sofern letzterer eine Aushilfe oder einen Vikar zur Verfügung hatte, dirigierte er auch am Sonntag die Messe. Als Übungslokal stand wie schon erwähnt ein Zimmerchen (3 × 4 m) im Pfarrhaus zur Verfügung. Ausser den Wandbänken befand sich darin noch ein Klavier, das Herrn Pfarrer zum Proben gute Dienste

Unverkrampfter Umgang mit dem Herrn Pfarrer

Die Ausflüge und Reisen wurden jeweils in liebevoll gestalteten Erinnerungsbüchern festgehalten. Hier drei Szenen aus der Reise 1948 in die Innerschweiz.

«Oeppe-n-e Halbstund vor de Talfahrt hämmer Truppezäme-zug gha bim Oberalpseeli. Plötzli hets am Ufer es Kreih und es Geuss gehe. Lueged emol de Herr Pfarrer … aber nei Herr Pfarrer, wa mache Sie au … und … Herr Pfarrer, Sie vergässed … wahrhaftig de Herr Präses isch mit ufezogene Hose-n-im See ume gumpet, eifach im Wasser umegschaderet …»

63 Belart, Peter. Das Aus kam in der zweiten Runde. AZ, 9. Juni 2000.
64 www.kathbrugg.ch > Jungwacht Windisch [04.04.2016].
65 A.22.06.10. Lebenserinnerungen von Josef Müller.
66 A.22.06.1 Statuten Cäcilia.

«Im zwöite-n-Akt hett de Herr Pfarrer i die nasse Socke-n-ie sölle schlüüffe, säb isch aber nid so ring gange wie vorher use.»

Und später in der Gartenwirtschaft: «Wills de Herr Pfarrer sowieso mit em Wasser gha het, het ihm e groossi, blaui Siphonfläsche i d'Auge gstoche, wo i siner Nöchi uf em Tisch gwartet het. Es isch nid lang gange, het er sie im Arm ghat, und het Isprützige serviert, bis die grossi Ampulle-n-usghölt gsii isch.»

leistete. Das Üben in dem wirklich zu kleinen Raum bei Anwesenheit von ca. 15 bis 20 Sängern wurde auf die Dauer unerträglich. Mit dem Erstehen unserer neuen St.-Nikolaus-Kirche (1907) durften wir in die obere Sakristei umziehen.» Die Verhältnisse waren allerdings nicht besser, doch sollte es noch bis zum Bau des neuen Pfarrhauses mit Saal, 1925, dauern, bis der Chor über geeignete Proberäume verfügte. Die Stadt Brugg war nicht bereit, den Singsaal des Stapferschulhauses freizugeben, da dieser einzig und alleine der Schule zur Verfügung stehe. Eine Regelung, die damals auch für die übrigen Gesangsvereine galt. 1907 sang der Kirchenchor nebst den vorgeschriebenen Weihegesängen eine vierstimmige Messe «Mater Dolorosa». Es sollte allerdings noch drei Jahre dauern, bis ein richtiger Verein mit Statuten gegründet wurde.

Der Kirchenchor Cäcilia wird gegründet

Im Jahr 1910 erfuhr die katholische Vereinsfamilie Zuwachs durch die Gründung des Kirchenchores Cäcilia.[66] Der Zweck des Vereins war die Pflege einer «würdigen Kirchenmusik nach den Vorschriften der Kirche». Dazu gehörten die gesanglichen Aufführungen beim sonn- und festtäglichen Vor- und Nachmittagsgottesdienst. Zusätzlich konnte der Chor – «soweit es ohne Beeinträchtigung dieser kirchlichen Aufgabe möglich ist» – auch den «weltlichen Gesang» pflegen, um dadurch einerseits das Vereinsleben zu heben und andererseits die Genossenschaftsanlässe zu verschönern. Wie auch in den übrigen Vereinen war der Pfarrer von Amtes wegen in den Vorstand eingebunden, und zwar als Ehrenpräsident. Die musikalische Leitung lag beim Dirigenten und beim Organisten, welche auch die notwendigen Proben ansetzen konnten. Mitglied des Chores konnte jeder Katholik werden, der einen guten Leumund besass und während einer vierteljährlichen Kandidatur seine «gesangliche Befähigung» unter Beweis stellen konnte. Mit dem Beitritt zum Verein verpflichteten sich die Mitglieder zu einem «gewissenhaften und pünktlichen Besuch der Proben und Aufführungen», was nicht immer ganz unproblematisch war. Der Vorstand hatte die Kompetenz, Mitglieder aufzunehmen oder auszuschliessen, wenn sie sich «eines groben Fehlers gegen Religion, Sitte oder Vereinsdisziplin schuldig» gemacht hatten. Den Jahrestag der heiligen Cäcilia (22. November), der namengebenden Patronin der Kirchenmusik, beging der Verein in den Anfangsjahren mit einem feierlichen Lobamt sowie einer Generalkommunion in der Frühmesse am darauffolgenden Sonntag. Bei der Hochzeit oder dem Todesfall von Aktiv- und Ehrenmitgliedern sang der Verein entweder das Hochamt beziehungsweise ein

Grablied und das Requiem. Die Zahl der Chormitglieder entwickelte sich erfreulich, und auch die Qualität der musikalischen Leistung fand allgemeinen Gefallen.

Für den Pfarrer ist Bach zu protestantisch

Die Tätigkeit des Chores beschränkte sich nicht nur auf die Mitwirkung in den Gottesdiensten. Es ist dem Ehrgeiz sämtlicher Beteiligten zuzuschreiben, dass sie vor allem unter der Leitung des bekannten Musikdirektors Benno Ammann aus Basel, der ab 1944 sowohl Chorleiter als auch Organist war, eigentliche Festmessen für hohe kirchliche Feiertage einstudierten. Daneben mass sich die Cäcilia, wie der Chor liebevoll genannt wurde, regelmässig mit den katholischen Kirchenchören des Bezirks Baden an Gesangsfesten und brachte auch eigene Konzerte in der St.-Nikolaus-Kirche zur Aufführung. Auch gemeinsame Konzerte mit dem reformierten Kirchenchor fanden von Zeit zu Zeit statt. Die konfessionellen Unterschiede waren höchstens am Rande ein Thema, wie etwa die Bemerkung von Pfarrer Reinle 1945 zeigt, als er feststellte, dass das Kirchenkonzert mit dem reformierten Kirchenchor und dem Orchesterverein nur Werke von Johann Sebastian Bach enthielt und deshalb «ganz protestantisch» aussehe. Die Anwesenden gingen mit dem Pfarrer einig, dass dies dem reformierten Kirchenchor mitzuteilen sei, «damit sich dieser uns gegenüber verpflichtet fühle, das nächste Mal ebenso katholische Kirchenmusik aufzuführen».[67]

Der Kirchenchor Cäcilia war der einzige Verein der Pfarrei St. Nikolaus, in dem Frauen und Männer gemeinsam mitwirkten. Der Kirchenchor umrahmte die Gottesdienste gesanglich und organisierte Konzerte – auch zusammen mit dem Kirchenchor der reformierten Kirche. Wichtig waren auch die regelmässigen Ausflüge.

Der einzige Verein für Männer und Frauen

Der Kirchenchor Cäcilia hatte eine wichtige Funktion im Pfarreileben. Der Chor war der einzige Verein, in dem Männer und Frauen jeglichen Alters aus der ganzen Pfarrei zusammenkamen und sich austauschen konnten. Da einige Sängerinnen und Sänger zugleich Mitglied in einem anderen Verein waren, entstand ein gutes Netzwerk. Es ist deshalb wenig verwunderlich, dass der Chor während vieler Jahre mit der Organisation der Pfarreiabende, d. h. der Fasnachtsabende im Roten Haus, betraut war und über weite Teile deren Programm mit musikalischen Einlagen und kurzen Theateraufführungen bestritt. Wie viele andere Vereine erlebte der Kirchenchor seit der Gründung Hochs und Tiefs. Immer wieder gab es Phasen, in denen es schwierig war, die Mitglieder zu regelmässigem und pünktlichem Besuch der Proben anzuhalten, und auch die Vorstandsmit-

67 AvKG: A.22.06.3. Protokoll 14.9.1945.
68 AvKG: A.22.06.3. Protokoll 22.11.1953.

Weihnachtsfeier in der Kirche und dann im Roten Haus

Mitternachtsgottesdienst in der St.-Nikolaus-Kirche in den 1970er-Jahren. Weihnachten nahm als kirchliches Hochfest eine zentrale Stellung im Kirchenkalender ein. 1957 lockerte Papst Pius XII. das Nüchternheitsgebot vor der heiligen Kommunion auf drei Stunden für feste Speisen und Alkohol, was für viele Kirchgänger eine Erleichterung bedeutete. Im Rahmen der Genossenschaft pflegte man jeweils Ende Jahr eine gesellige Weihnachtsfeier im Roten Haus abzuhalten, an denen verschiedene Vereine Aufführungen zeigten und die Kinder beschert wurden. Diese Tradition der Weihnachtsfeier wurde bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gepflegt.

glieder demissionierten teilweise nach sehr kurzer Zeit. Hauptgrund war häufig die berufliche Belastung. Es darf aber nicht vergessen werden, dass der Chor je nach Dirigent, Pfarrer und Vorstand ein sehr grosses Pensum zu bewältigen hatte. 1953 beispielsweise sang der Chor mit 69 Aktivmitgliedern 54 Messen von 13 Komponisten und studierte 13 neue Motetten und Choräle ein.[68]

Beliebte Chorreisen

Neben der Hauptbeschäftigung, dem gemeinsamen Gesang, durfte aber auch das Gesellige nicht zu kurz kommen. Regelmässig organisierte der Kirchenchor ein- bis mehrtägige Chorreisen. Diese Reisen in der ganzen Schweiz und später auch ins grenznahe Ausland waren sehr beliebt und führten in der Regel auch dazu, dass die Proben vor und nach der Reise stärker besucht waren als üblich – wohl auch, weil aus der Vereinskasse ein Pro-Kopf-Beitrag gesprochen wurde. Damit die Reisen nicht ein einmaliges Erlebnis blieben, erstellte in der Regel der Aktuar einen umfangreichen und bebilderten Reisebericht, der an der Jahresversammlung vorgelesen wurde, um die Erinnerungen an den gemeinsamen Anlass aufzufrischen.

Anfang der 1960er-Jahre machten sich Bestandesprobleme bemerkbar. Die durch Wegzug, Alter, Ableben und berufliche Belastung entstandenen Lücken konnten nicht mehr aus eigener Kraft gefüllt werden, weshalb Pfarrer Schmidlin sich in einem Schreiben an alle Pfarreiangehörigen wandte, um neue Mitglieder zu gewinnen. Sorgen bereitete ihm die bevorstehende Aufteilung des Kirchenchores nach der Gründung der Pfarrei Windisch. Die Sorgen waren unbegründet, existieren 2016 doch in beiden Pfarreien Kirchenchöre.

[Wie Dominosteine führte das eine zum anderen]

Wilhelm Knecht
Ministrant, Jungwächter und Kirchenpfleger, Windisch und Habsburg

Im Rückblick zeigt sich: Die Zeit in der Jungwacht und als Ministrant hat mein Leben geprägt. Zum Beispiel im Beruf: Als es darum ging, ins Kader der Aufina-Bank aufgenommen zu werden, wusste der katholische Aufina-Direktor Clemens Bösch, dass ich in der Jungwacht als Stammführer agiert hatte. Er selbst hatte in Sursee als Scharleiter gewirkt und wusste um den Wert dieser Erfahrungen. Mein Wohnort hier in Habsburg ergab sich ebenfalls aus den Beziehungen zur Jungwacht. Durch meine im Militär gemachten Erfahrungen war ich 1969 am Rande involviert in die Organisation eines Zeltlagers für ein Kreistreffen von 600 Kindern der Jungwacht. So kam ich in Kontakt mit dem hiesigen Gemeindeammann. Er erinnerte sich später an mich und bot uns Bauland in der Gemeinde an. In der Folge übernahm ich in meinem Wohnort Habsburg das Finanzressort als Gemeinderat. Und drittens ergab sich wegen der Jungwacht mein Engagement in der Kirche: Der Stellvertreter von Direktor Bösch, Siegfried Müller, betreute in der Kirchenpflege das Ressort Finanzen, welches ich in den 1980er-Jahren übernahm. Das waren unwahrscheinliche Dominoeffekte. Wäre das eine nicht gewesen, wäre das andere nicht passiert.

Die ersten katholischen Familien in Habsburg

Auch familiär und bezüglich Ökumene hat sich durch den «Dominostein Jungwacht» viel ergeben. In Habsburg lebten vor allem aus dem Kanton Bern zugewanderte reformierte Bauern. Die hier erfahrene Akzeptanz ist im Rückblick gesehen fast unglaublich: Wir waren 1971 wohl die dritte katholische Familie. Unsere Kinder nach Brugg oder Windisch in den Religionsunterricht zu schicken, war umständlich, es gab keine Busverbindungen. So unterrichtete meine Frau Elisabeth auf Anfrage von Pfarrer Eugen Vogel die Kinder zu Hause. Auch Eltern von reformierten Kindern waren erfreut darüber und meinten: «Können wir unsere Kinder auch gleich zu euch in den Unterricht schicken?» So begann die Ökumene ganz selbstverständlich.

Prägende Impulse fürs Leben durch den Ministrantendienst

Wenn ich heute auf meinen Lebensweg zurückschaue, wird mir klar, dass ich wegweisende Impulse als Ministrant erfuhr. Ich freute mich immer über die Pfarraushilfen aus dem Missionshaus Bethlehem Immensee. Unter anderem kam der Prorektor, Pfarrer Walter Schuler, nach Brugg. Durch diesen Kontakt wurden mir die Augen geöffnet für die weite Welt. Die Missionare von Immensee berichteten aus ihren Einsatzgebieten. Und Walter Schuler erzählte mir – dem Ministranten – von deren Erlebnissen in fernen Ländern. Das beeindruckte mich. Durch diese Gespräche habe ich Anfang der 1950er-Jahre unsere Vernetzung mit der Welt erkannt. Das wiederum öffnete meinen Horizont im späteren Berufsleben. Zu Hause verkündete ich meinen erstaunten Eltern, dass ich nicht die Bezirksschule Brugg besuchen wollte, sondern das Gymnasium in Immensee. Das war damals, so vernahm ich später, ein unglaubliches Statement eines 12-jährigen Buben. Meine Eltern verstanden mich anfänglich nicht. Ich musste Überzeugungsarbeit leisten. «Was ist denn mit dem los?», wurden sie von anderen gefragt.

Meine Zukunft war durch eine weitere Prägung aus der Kindheit bestimmt. Zur Kriegszeit half meine Mutter viel auf dem Hof ihrer Eltern in Siglistorf. Da die Männer an der Grenze waren, fehlten die Arbeitskräfte. 1938 auf die Welt gekommen, erlebte ich in jenen Jahren als kleiner Bub die Armut in der Umgebung, die damals

> In Brugg gab es in den 1940er-Jahren Katholiken, die als «Stützen» der Gesellschaft galten.

üblich war. Auf dem Feld lasen wir die liegen gebliebenen Ähren auf und zwei Bündel davon ergaben Mehl für ein Brot.

Aus diesen Erfahrungen heraus entwickelte ich ein besonderes Gespür für Bedürfnissituationen. Ich entschied mich später nicht für eine Laufbahn im Finanzbereich, sondern richtete mich beruflich auf Marktbedürfnisse aus. Diese Denkweise kommt mir noch heute in der Arbeit der Kirchenpflege zugute. Die fünf Kirchenzentren im Pastoralraum führen uns an die Bedürfnisse heran. Wir sind dezentral damit näher bei den Leuten, nicht nur in Brugg und Windisch, sondern auch im Schenkenbergertal, auf dem Bözberg oder im Birrfeld. Damit stelle ich die unternehmerische Frage beim Ressort Personal in der Kirchenpflege: Welche Bedürfnisse erkennen und welche Bedürfnisse haben wir? Welche Fähigkeiten brauchen wir hier eingesetzt?

Christlich-sozial handelnder Vater

Mein Vater arbeitete als Psychiatriepfleger in Königsfelden und ging seinen Weg durch Widerstände. Er wollte nicht bei der Katholisch-Konservativen Partei (KK) mitwirken.

Meinem Vater war ein Engagement näher bei der Arbeiterschaft wichtig. Das brauchte damals unheimlichen Mut, gegen 20 bis 30 Mitglieder anzutreten, die bei den Sozialisten angeschlossen waren. Er half mit, eine eigene Gruppe aufzubauen: Doch als Präsident der christlich-sozialen Königsfelder Arbeitnehmergruppe konnte er die Interessen der Arbeiter besser einbringen und zudem die christliche Grundhaltung vertreten. Sein Einsatz für die katholischen Werte war uns vier Kindern ein Vorbild.

> Das humanistische Gymnasium Immensee versprach mir eine Horizonterweiterung mit anderen Schwerpunktfächern.

Wie meine zwei jüngeren Schwestern und der jüngere Bruder besuchte ich am Mittwochnachmittag in Brugg den Religionsunterricht und am Sonntag nebst der Messe die Christenlehre. Auch der Besuch der Schülermesse am Donnerstagmorgen gehörte für mich zu den gerne wahrgenommenen «Pflichten». Innerlich bedeutete mir der Ministrantendienst viel, und die Jungwacht gab mir Kameradschaft, ein Eingebundensein in eine grössere Gemeinschaft. Meine Geschwister machten ganz normal mit in der Kirche, sei es im Blauring oder in der Jungwacht. Dass ich darauf bestand, das Gymnasium Immensee zu besuchen, verstanden die Eltern zunehmend. Sie akzeptierten, dass ich in eine andere Richtung ging. Missionar oder Priester zu werden, war damals durchaus eine Option für die Schüler von Immensee.
Als Ministrant brauchte es ein gewisses Rückgrat, denn es bedeutete frühes Aufstehen, und man musste den Lehrer fragen können, ob es in Ordnung sei, am nächsten Morgen nach der Frühmesse eine halbe Stunde später zur Schule zu kommen, zurück in eine Klasse von mehrheitlich Reformierten, und für Beerdigungen musste ich sogar den Schulmorgen unterbrechen.

Getragen im katholischen Beziehungsnetz

In Brugg gab es in den 1940er-Jahren Katholiken, die als «Stützen» der Gesellschaft galten. Das waren unter anderem die Apotheker Max Brentano und Ernst Tschupp, Chefarzt Casimir Willi, Rechtsanwalt Rudolf Mühlebach und Max Mühlebach, Gründer der Mühlebach Papier AG. Zu den festen Grössen zählten zudem Lehrer Ernst Birri, der Verwaltungsdirektor von Königsfelden, Josef Mühlefluh, Bijoutier Eduard Boutellier, Baumeister Carlo Tognola. Das waren Leute, die andere Katholiken mittrugen, sich für die Kirche verdient gemacht hatten, die die jüngere Generation sozusagen entdeckten und förderten. Schön für mich war, dass ich in meinem Umfeld ebenso Reformierte kannte, die mir sehr wohlgesinnt waren. Peider Mohr war mir ein guter Schulfreund. Sein Vater, Direktor von Königsfelden, und seine Mutter förderten unsere Freundschaft, sie hatten regen Austausch mit meinen Eltern. Das war gelebte Ökumene.
Auch mein Primarschullehrer Fritz Keller förderte mich unwahrscheinlich. Nicht nur, dass er das Ministrieren akzeptierte, er bestand darauf – um meinen und seinen Ruf zu schützen –, dass ich die Bezirksschulprüfung ablegte, auch wenn ich nach Immensee wechselte. Er freute sich für mich, als ich ans Gymnasium ging, und schenkte mir einen Weltatlas.
Das humanistische Gymnasium Immensee versprach mir eine Horizonterweiterung mit anderen Schwerpunktfächern, war eine Herausforderung und eine eigentliche Mutprobe für einen 12-Jährigen. Später profitierte ich vom strengen Rhythmus in Immensee: 5 Uhr aufstehen, danach Frühturnen, Messe, Frühstück und Schulbeginn.

Jungwachtlager 1952 in der Galmihornhütte. Hinten in der Mitte Gruppenführer Wilhelm Knecht: «Die Jungwacht gab mir Kameradschaft, ein Eingebundensein in eine grössere Gemeinschaft.»

Katholiken in der Diaspora schauten füreinander

Nachdem ich mich entschieden hatte, nicht Theologie zu studieren, kam ich vor dem Maturabschluss von Immensee zurück und stand vor einem Wendepunkt in meinem Leben. Da sprach mich Max Mühlebach an: «Jetzt machen wir einen Vertrag mit dir und schauen, ob das Lehrlingsamt Aarau einverstanden ist, dass jemand aus dem Gymnasium die KV-Prüfung nach zwei Jahren ablegen kann.» Da ich zwei Jahre später einen sehr guten Abschluss vorlegte, schickte mich die Geschäftsleitung der Mühlebach AG bereits als Angestellten zur Tochterfirma nach Genf. Früh wollte ich in die Welt hinaus. Die Firma Mühlebach war mir – im Nachhinein gesehen – ein Sprungbrett. Ich erhielt viel Förderung in Sachen Weiterbildung, was ohne Maturabschluss damals fast unmöglich war. Berufsbegleitende Studiengänge ermöglichten mir später die Übernahme unternehmerischer Führungsfunktionen, dies auch in anderen Konzernen, meist mit globaler Ausrichtung. Sozusagen als Win-win-Situation erwies sich meine Dozententätigkeit an internationalen Hochschulen im Fachbereich Marketing/Kommunikation. Diese Sondermandate nutzte ich dafür, den Studierenden die Grundsätze unternehmerisch-ethischen Handelns näherzubringen.

Ein weiterer geachteter Katholik in Brugg war der Baumeister Karl Neuhaus. Er traf mich am Bahnhof, als ich vom Militär zurückkam, und sprach mich an: «Aha, hoffentlich auch einer, der weitermacht.» Daraus ergab sich ein wegleitendes Gespräch. Ich erzählte ihm, dass der Schulkommandant mich für die Übermittlungs-OS vorgesehen hatte. Da nahm mich Karl Neuhaus zur Seite und riet mir: Ich solle den Werdegang als Quartiermeister machen. Er sei sich bewusst, dass dies eine weitere RS bedeute. Fast wie ein Befehl hörte sich das an. Nach der Ausbildung ging es im Stab als Quartiermeister auch um Beziehungen zu den Behörden und Gemeinden: Das zählte später zu meinem beruflichen Fachgebiet.

Bei meiner Karrierelaufbahn im Militär – später nahm ich eine Spezialfunktion im Armeestab ein – spielte die Konfession in den 1960er-Jahren keine Rolle. Privat dagegen spürten wir damals, dass unterschiedliche Konfessionen in der Ehe zu Problemen führen können. Man hatte nicht Angst vor der Verbindung, doch das Gelingen der Ehe war eher erschwert. Man war sich bewusst, dass Spannungen aufkamen bezüglich Entscheidung der Konfession der späteren Kinder. In unserer Generation und in unserer Verwandtschaft gab man den Ehepartnern mit der gleichen Konfessionszugehörigkeit konsequent den Vorzug.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

[Von der Diaspora zur Ökumene]

Die Geschichte der Römisch-Katholischen Kirchgemeinde ist nicht nur die Geschichte eines ehemals reformiert geprägten Bezirks Brugg zu einem konfessionell gemischten. Es ist vielmehr auch die Geschichte eines eindrücklichen gesellschaftlichen Wandels von der Diaspora zur Ökumene, von der Segregation zur Integration.

Es ist schwierig, uns die Welt vorzustellen, in der sich die ersten Katholiken wiederfanden, die sich Ende des 19. Jahrhunderts im reformierten Bezirk Brugg niederliessen und den Grundstein zur Diasporapfarrei St. Nikolaus legten. Die Säkularisierung und der gesellschaftliche Wandel im letzten Jahrhundert führten dazu, dass die konfessionellen Unterschiede und Gegensätze aus dem öffentlichen Leben nahezu verschwunden sind und die Ökumene in der Schweiz nicht nur als selbstverständlich, sondern auch als notwendig angesehen wird.[1] Vergessen scheinen die durch die Reformation im 16. Jahrhundert geschaffenen konfessionellen Gegensätze in der Alten Eidgenossenschaft. Nach mehreren kriegerischen Auseinandersetzungen fanden die reformierten und katholischen Orte eine Form des Zusammenlebens, welche ein Auseinanderbrechen der Eidgenossenschaft verhinderte. In der Umbruchzeit des 19. Jahrhunderts traten die konfessionellen Unterschiede wieder deutlicher zutage, wenngleich sie häufig als Stellvertreter für andere Auseinandersetzungen dienten. Die Rekonfessionalisierung ab den 1830er-Jahren prägte über ein Jahrhundert lang das Nebeneinander von Katholiken und Reformierten in der Schweiz. Um das Leben in den ersten Jahr-

Diaspora

Mit dem Begriff Diaspora wird eine religiöse Minderheit bezeichnet, die unter einer andersgläubigen Mehrheit lebt. Er bezeichnet sowohl das Gebiet, in dem diese Minderheit lebt, als auch die konfessionelle Minderheit selbst. Er beschreibt einen Zustand, in dem die konfessionellen Gruppen ihr Leben weitestgehend getrennt voneinander gestalten, wobei sich diese Trennung nicht nur auf das religiöse Leben bezieht, sondern nahezu sämtliche übrigen Lebensbereiche umfasst. Wie scharf und trennend die Grenze zwischen der konfessionellen Minderheit und Mehrheit tatsächlich ist, hängt dabei von verschiedenen Faktoren ab. Dazu zählen etwa die Intensität der konfessionellen Streitigkeiten auf übergeordneter und politischer Ebene, die auch auf die lokale Ebene ausstrahlen, oder die Grösse der Diaspora-Gemeinschaft, die bestimmend ist für die Frage der gesellschaftlichen Autarkie. Schliesslich prägen das konfessionelle Nebeneinander auch massgeblich die jeweiligen Protagonisten: Dies waren in Brugg katholische und reformierte Pfarrer sowie tonangebende Männer und Frauen.

1 Fink, Katholizismus, S. 10.

zehnten der katholischen Diaspora im Bezirk Brugg besser verstehen zu können, soll nun im Folgenden das historische Umfeld näher beleuchtet werden.

Das 19. Jahrhundert verändert alles

Industrialisierung und Nationalstaatenbildung veränderten den europäischen Kontinent im 19. Jahrhundert nachhaltig und tief greifend. Die katholische Kirche antwortete unter Papst Pius IX. auf den dadurch ausgelösten Modernisierungsschub mit einem antimodernistischen Gegenprogramm.[2] 1864 veröffentlichte Pius IX. ein «Verzeichnis der Irrtümer», das so ziemlich alles verwarf, was die Aufklärung verkörperte. Es vertrat den Primat des Papsttums über die Politik. Die religiös-ethischen Werte des eigenen Weltbildes wurden stärker betont und Liberalismus sowie Sozialismus bekämpft. Dank modernen Kommunikations- und Transportmitteln (Zeitungen und Eisenbahn) konnte die katholische Kirche in dieser Zeit ihren Einfluss ausweiten und eine Vereinheitlichung und Popularisierung der religiösen Volksbräuche erwirken, die früher nicht möglich gewesen wären.

Von der Diaspora zur katholischen Sondergesellschaft

In der Schweiz wehrten sich die Katholiken ab den 1830er-Jahren in zahlreichen Kantonen gegen die Aufklärung und gegen den Liberalismus. Für sie war die Niederlage der katholisch-konservativen Orte im Sonderbundskrieg 1847 prägend. Schlagartig wurden sich die katholisch-konservativen Kräfte ihrer Minderheitsposition im neu gegründeten Bundesstaat freisinniger Prägung bewusst. Als Reaktion darauf rückten die rom-treuen Katholiken noch stärker zusammen, betonten die Autorität des Papstes, die Vorrechte der Kirche gegenüber dem Staat und entwickelten eine Frömmigkeit, die sich weniger durch innere Spiritualität auszeichnen, als vielmehr in zahlreichen äusseren Übungen manifestieren sollte.[3] Dazu zählte neben der strengen Beachtung der Kirchengebote auch der häufige und regelmässige Besuch der Vereinsanlässe. Aus dieser gegen aussen zur Schau getragenen Religiosität entwickelten die Schweizer Katholiken ein neues Selbstbewusstsein. Die Konzentration auf die eigene Konfession ging einher mit einer verstärkten Abgrenzung gegenüber den Reformierten. Was die Situation in Brugg betrifft, so legte man grösstenteils einen Pragmatismus an den Tag, wenngleich es hüben wie drüben immer wieder Phasen gab, in denen man sich in den konfessionellen Gräben zu verschanzen drohte. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass entsprechende Aktionen meistens von Einzelpersonen ausgingen. Für einen provozierenden «Demonstrationskatholizismus» mit eindrücklichen Prozessionen war die Pfarrei zu klein. Allerdings teilten viele Katholiken noch lange das Sendungsbewusstsein der Kirche, wonach die katholische Kirche im alleinigen Besitz der absoluten Wahrheit sei, was naturgemäss bei den Reformierten auf wenig Verständnis stiess.

Ökumene

Gleich wie der Begriff Diaspora stammt auch der Begriff Ökumene (Oikumene) aus dem Griechischen. Er bezeichnet in der griechisch-römischen Antike die gesamte von den Menschen bewohnte Erde. Die Römer gebrauchten dafür den Begriff Orbis terrarum (Erdkreis), eine Bezeichnung, die heute noch im päpstlichen Segen Urbi et Orbi weiterlebt (der Stadt [Rom] und dem Erdkreis). Innerchristlich werden mit dem Begriff Ökumene die Bestrebungen um die Zusammenarbeit unter den verschiedenen christlichen Kirchen bezeichnet.

2 Altermatt, Moderne. S. 68.
3 Altermatt, Moderne. S. 143.
4 Altermatt, Moderne. S. 201f.

Laufenburg, Freitag, den 4. Dezember 1925. 6. Jahrgang Nr. 49
Für Haus und Herd **Pfarrblatt** Zur Lehr' und Wehr
für die katholische Pfarrei Brugg

Ein Nachrichtenkanal in alle Haushalte: 1920 erschien die erste Ausgabe des «Pfarrblattes». Es informierte wöchentlich über die Aktivitäten innerhalb der Pfarrei und diente dem Pfarrer und dem Bistum als direktes Medium zu den Pfarreiangehörigen. Im Bild Titelseite der Dezember-Ausgabe von 1925.

Nicht alle blieben der Kirche treu

Die Minderheitsstellung der Katholiken prägte ihr konfessionelles Bewusstsein und Verhalten.[4] Dabei lassen sich grob drei Verhaltensmuster unterscheiden: Ein Teil der Katholiken assimilierte sich rasch an die Brugger Umgebung und unterschied sich kaum von kirchenfernen Reformierten. Sie entfremdeten sich von den kirchlichen Institutionen und engagierten sich in neutralen Vereinen. Vielfach wählten sie freisinnig-liberal oder sozialdemokratisch. Ihr Anpassungsvermögen und ihr Verhalten führten dazu, dass sie von der Umgebung nicht als Katholiken wahrgenommen wurden. Andere reagierten auf die gesellschaftliche Minderheitsposition durch eine verstärkte Rückbesinnung auf die eigenen kulturellen Wurzeln und Werte. Sie nahmen die fremde Umgebung als Bedrohung wahr und zogen sich in eine katholische Sondergesellschaft zurück. Sie rückten zusammen und bildeten den Kern des katholischen Milieus der Pfarrei. Für sie bildeten die katholischen Vereine und Organisationen den gesellschaftlichen Kosmos, in dem sie sich bewegten und der ihnen in Aussicht stellte, die gewohnten Wertvorstellungen und

Klagen von Pfarrer Dubler in den Jahresberichten 1919 und 1920

«Es geht die Zahl der Kommunionen stetig etwas zurück, was nicht sein sollte. Auch dürfte sich namentlich die Männerwelt etwas zahlreicher beim Tische des Herrn einfinden. Es mögen die Männer nie vergessen, dass der Heiland die erste Kommunion beim letzten Abendmahle nicht mit Frauen, sondern mit Männern gefeiert hat & dass es wiederum Männer waren, welche zum Heiland gesagt haben: Herr lehre uns beten.»

«Wir leben gegenwärtig in der Zeit, wo sich die Geister scheiden & die beiden Weltanschauungen des Glaubens & Unglaubens immer mehr mit einander in Kampf geraten. Das merkt man besonders in der Diasporaseelsorge. So viele, die im Glauben gleichgültig & indifferent sind & an kathol. Orten noch so mit dem grossen Haufen mitmachen würden, die werden bei uns einfach nach links getrieben.»

Aufbau, Wandel und Wirken: Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg, 2. Aufl. 2018 ©Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg

Lebensweisen zu bewahren. Ein dritter Teil der Katholiken bewegte sich zwischen den beiden Polen. Sie besuchten vielleicht den Gottesdienst, engagierten sich jedoch nicht in den Vereinen.

Das Wohlwollen ist nicht grenzenlos

Vor der Errichtung der Pfarrei St. Nikolaus bestand in Brugg bereits seit einigen Jahren eine Missionsstation.[5] Der Name war Programm: Es ging darum, im reformierten Brugg gleichsam einen Orientierungspunkt für die hiesigen Katholiken zu schaffen, wie auch eine Keimzelle für eine zukünftige katholische Kirchgemeinde zu bilden. Der Brugger Stadtrat hatte ein offenes Ohr für die Anliegen der Katholiken und stellte ihnen unentgeltlich Örtlichkeiten für Gottesdienste und Religionsunterricht zur Verfügung. Ebenso unterstützte die Einwohnergemeinde den Bau der katholischen Kirche St. Nikolaus 1907 finanziell. Der Stadtrat wäre wohl auch bereit gewesen, den Einbau der Kirchturmuhr zu unterstützen, wenn nicht vonseiten der katholischen Genossenschaft an der Gemeindeversammlung vom 4. September 1906 eine Rechtsverwahrung erhoben worden wäre. Es ging damals um die Abtrennung des reformierten Kirchengutes von der Einwohnergemeinde. Pfarrer Hausheer forderte als Präsident der Genossenschaft in einer schriftlichen Eingabe den Stadtrat auf, zu prüfen, ob beim Einzug und der Rückgabe von Stiftungen anlässlich der Reformation 1528 alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Konkret verwies er auf eine Urkunde, aus der hervorging, dass Jakob von Rinach damals auf die Rückgabe einer Stiftung in Höhe von hundert Gulden verzichtete. Stattdessen sollte der Rat der Stadt die Erträge dem Spital zukommen lassen, bis in Brugg der durch die Reformation aufgehobene katholische Gottesdienst wieder abgehalten werde.[6] Hausheer fragte nun, ob diese Rückgabe an die Katholiken erfolgt sei, und falls nicht, so erhob er vorsorglich namens der katholischen Genossenschaft den Anspruch darauf. Diese Forderung geriet dem Stadtrat in den falschen Hals, weshalb er von einer Unterstützung beim Einbau einer Kirchturmuhr nichts wissen wollte. Wie und ob der Stadtrat offiziell auf dieses Schreiben reagierte, ist unbekannt. Im Allgemeinen war der Kontakt zwischen der Stadt Brugg auf der einen und der Genossenschaft beziehungsweise der Kirchgemeinde auf der anderen Seite gut, wenngleich hie und da unterschiedliche Auffassungen vorherrschten. 1931 anerkannte der Stadtrat die Wohltätigkeit der St.-Anna-Schwestern in der Pflegestation und leistete fortan einen Beitrag an das Werk unter der Führung des Frauenvereins.[7] Daneben gab es in Brugg wie auch in anderen reformierten Gebieten eine Diakonissin als Gemeindeschwester.

:: Katholischer Männer-Verein Brugg ::

Vortrags-Abend

Sonntag den 3. Febr. 1918, abends halb 8 Uhr
im Hotel Bahnhof (kleiner Saal).

TRAKTANDEN:

1. Protokoll.
2. **Vortrag:**
„Zwingli und die schweiz. Reformation"
gehalten von hochw. Herrn Pfarrer Dubler.
3. **Einziehen der Monatsbeiträge.**
4. Verschiedenes.

Zu recht zahlreichem Besuche ladet höfl. ein

Der Vorstand des kath. Männer-Vereins.

1918 organisierte Pfarrer Dubler eine Vortragsreihe zum Thema Reformation. Am Ende des Jahres und nach der Vortragsreihe war für den Männerverein klar, dass nur durch die Gründung einer Sektion der Katholisch-Konservativen Partei (heute CVP) der politische Katholizismus in Brugg zu Einfluss kommen würde.

5 Vgl. Kapitel Max Baumann.
6 AvKG: A.1.0.102. Brief an den Gemeinderat zu Handen der Einwohnergemeinde, 3.9.1906.
7 AvKG: A.1.0.47 Jahresbericht der Genossenschaft 1931.
8 AvKG: A.1.0.47 Jahresbericht der Genossenschaft 1913.

Die Katholiken werden politisch aktiv

Auf Pfarrer Albert Hausheer folgte 1911 Edwin Dubler nach, der sich sehr darum bemühte, seine Pfarrei vor schädlichen, nicht katholischen Einflüssen frei zu halten, derer es seiner Ansicht nach viele gab: «Es gibt ja freilich auch Taufscheinkatholiken, welche froh sind, dass der liebe Gott sie katholisch gemacht hat, damit sie keine protestantische Kirchensteuer bezahlen müssen, und welche diese Ersparnis als Geschenk der Vorsehung für sich behalten, weil sie nicht gezwungen werden können, die katholische Kirchensteuer zu bezahlen.»[8] Für ihn war klar, dass nur durch ein verstärktes politisches Engagement die Situation geändert werden könne: «Da unsere Genossenschaft immer mehr erstarkt, wurde auch der Wunsch ausgesprochen, sich mehr zu sammeln, um sich auch am politischen Le-

Flugblatt der Katholischen Volkspartei zu den Grossratswahlen (1940er-/50er-Jahre)

Der Aufruf richtete sich direkt an die Katholiken: «Es kann uns Katholiken nicht gleichgültig sein, wie unsere gesetzgebende Behörde zusammengesetzt ist. Wenn wir wollen, dass unser Einfluss im Grossen Rat immer bedeutender wird, muss jeder von uns zur Wahl vom nächsten Sonntag eine klare, unzweideutige Stellung beziehen. Wohin gehört der stimmfähige Katholik? Die Wahl der katholischen Volkspartei ist so weit gefasst, dass jeder auf dem Boden des Christentums stehende Bürger sich demselben anschliessen kann. Die Katholische Volkspartei steht auf nationalem Boden. [...] Sie ist eine Weltanschauungspartei. Sie kämpft unentwegt gegen die Entchristlichung von Staat, Familie und Gesellschaft. Sie allein räumt der Kirche als der berufenen Hüterin und Förderin der christlichen Grundsätze, die ihr gebührende Stellung in Staat und Öffentlichkeit ein.»

Bis in die 1980er-Jahre war es wie selbstverständlich, dass bei Wahlen auf dem Grund der katholischen Kirchgemeinde Wahlplakate für die CVP aufgestellt werden konnten.

DIE KATHOLISCHE VOLKSPARTEI DES BEZIRKES BRUGG

an die Katholiken zu Stadt und Land!

Am nächsten Sonntag gehen wir zur Urne, um unser kantonales Parlament, den

GROSSEN RAT

wieder für eine Amtsdauer zu bestellen. Es kann uns Katholiken nicht gleichgültig sein, wie unsere gesetzgebende Behörde zusammengesetzt wird. Wenn wir wollen, daß unser Einfluß im Großen Rat immer bedeutender wird, muß jeder von uns zur Wahl vom nächsten Sonntag eine klare, unzweideutige Stellung beziehen. Wohin gehört der stimmfähige Katholik? Die Wahl kann ihm nicht schwer fallen. Das Programm der *katholischen Volkspartei* ist so weit gefaßt, daß jeder auf dem Boden des Christentums stehende Bürger sich demselben anschließen kann.

DIE KATHOLISCHE VOLKSPARTEI

steht auf nationalem Boden. Sie wendet sich mit Entschiedenheit gegen umstürzlerische Treibereien, die Ordnung und Sicherheit gefährden.
Die katholische Volkspartei steht sozial in der Mitte, *unter bewußter* Betonung der *gerechtfertigten Forderungen der Arbeiter und Angestelltenschaft*. Neben den wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben hat die katholische Volkspartei noch *höhere, ideale Aufgaben*.
Sie ist eine *Weltanschauungspartei*. Sie kämpft unentwegt gegen die *Entchristlichung von Staat, Familie und Gesellschaft*. Sie allein räumt der Kirche als der berufenen Hüterin und Förderin der christlichen Grundsätze, die ihr gebührende Stellung in Staat und Oeffentlichkeit ein. Diesen Richtlinien wollen wir am nächsten Sonntag mit dem Stimmzettel auch im Bezirk Brugg Nachdruck verschaffen, indem wir die Liste

5

DER KATH. VOLKSPARTEI, LISTE

in die Urne legen. Unser Ziel ist es, einen der 15 Großräte, welche unser Bezirk zu wählen hat, unserer Partei zu sichern.
Das können wir erreichen, wenn jeder stimmfähige Katholik zu unserer Sache steht und mit *Liste 5* zur Urne geht. *Nur die Liste zählt bei der Zuteilung der Mandate.* Auf dieser Liste können unsere Kandidaten *zweimal* geschrieben werden oder es können noch Kandidaten einer andern Liste darauf geschrieben werden.
Wichtig ist, daß unsere *Liste 5* eingelegt wird, nur dann winkt uns der Erfolg.

Katholische Volkspartei Bezirk Brugg.

ben reger beteiligen zu können und die uns gebührende Vertretung in den Behörden zu erlangen. Es sind in dieser Hinsicht bereits Schritte geschehen, und so wollen wir hoffen, dass unsere katholischen Männer der Genossenschaft treu und mutig in all den Geisteskämpfen der Zukunft zu ihrer Überzeugung stehen und für ihre Rechte mannhaft eintreten.[9] Die Ansage scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Anfang des Jahres 1918 ersuchte Emil Eiberle als Präsident des Männervereins den Brugger Stadtrat, ein Mitglied aus der katholischen Kirchgemeinde in die Schulpflege zu wählen.[10] Der Verein erhoffte sich dadurch mehr Einfluss auf die Lehrerwahlen und eine verstärkte Berücksichtigung der Anliegen der Katholiken. Der Stadtrat hielt kurz angebunden fest: Die Wahl sei schon getroffen und ein Gesuch deshalb gegenstandslos.[11] Am 22. April 1918 beschlossen die Vorstandsmitglieder des Männervereins einstimmig, es sei nun an der Zeit, dass der Männerverein auf politischer Ebene für die Anliegen der Katholiken eintrete. Lange Zeit gab es keine klare Trennung zwischen der Partei und dem Männerverein. Meistens wurden die Gelder des Männervereins für politische Aktivitäten eingesetzt. Erst 1920 ging man dazu über, die Parteiaktivitäten durch freiwillige Beiträge zu finanzieren, bevor 1921 die definitive Trennung beschlossen wurde.[12] Diese veranlasste Dubler zu einer freudigen Feststellung: «Unsere Genossenschaft nimmt in Brugg eine achtunggebietende Stellung ein und wir haben Leute bei uns, die sich zeigen dürfen und den Beweis leisten, dass wir Katholiken auf allen Gebieten so leistungsfähig sind wie unsere Gegner.»[13]

Das «Brugger Tagblatt» als Feindbild

Ein «guter Katholik» zeichnete sich aus Sicht des Männervereins nicht nur durch einen regelmässigen Gottesdienstbesuch und Mitwirken in einem Verein aus, sondern auch durch ein Abonnement beim «Aargauer Volksblatt», der einzigen katholischen Tageszeitung im Kanton.[14] Die Stimme des katholisch-konservativen Aargaus versuchte einerseits die verstreuten Schäfchen der katholischen Diaspora auf Kurs und zusammenzuhalten und andererseits gleichzeitig gegen die «Feinde» des Katholizismus anzutreten, den Liberalismus und die Sozialdemokratie. Um zu verhindern, dass die Katholiken durch die Lektüre der sozialdemokratischen Zeitung «Freier Aargauer» und des liberalen «Brugger Tagblattes» fehlgeleitet würden, ersuchte die Brugger Sektion der katholisch-konservativen Partei den Stadtrat 1918, auch das «Volksblatt» zum amtlichen Publikationsorgan zu bestimmen, was jedoch aufgrund der geringen Abonnentenzahl in Brugg nicht verwirklicht wurde.[15]

9 AvKG: A.1.0.47. Jahresbericht 1917.
10 AvKG: A.22.5.3. Protokoll 3.2.1918.
11 StABg : B A IIa.7, Stadtratsprotokolle 23.1.1918.
12 AvKG: A.22.5.3. Protokoll Männerverein, 4.5.1920, 20.2.1921.
13 AvKG: A.1.0.47. Jahresbericht 1921.
14 Müller, Politische Presse im Aargau. S. 244ff.
15 AvKG: A.22.5.3. Protokoll Männerverein 22.4.1918. StABg: B A IIa.7, Stadtratsprotokolle 8. 5.1918, No. 1373.

Kampf um Stadtratsitz

1945 vereinbarten die bürgerlichen Parteien der Stadt Brugg mit vier Kandidaten anzutreten und den Sozialdemokraten einen Sitz zuzugestehen. Diese traten mit dem bisherigen Arthur Basler und dem Grossrat Hans Saner an. Da die Freisinnigen mit ihren drei bisherigen Stadträten Carl Froelich, Hugo Lüthy und Ernst Kistler antraten und die BGB (heute SVP) den Landwirtschaftslehrer Alfred Ganz ins Rennen schickte, verzichtete die Katholisch-Konservative Partei (heute CVP) auf eine eigene Kandidatur. Ein Entscheid, der nicht allen Katholiken gefiel. Kurzerhand riefen sie in Inseraten zur Wahl von Max Brentano auf. Dies wiederum provozierte ein Inserat, in dem die konfessionelle Karte gespielt wurde. Im ersten Wahlgang machten Arthur Basler (SP), Arthur Müller (Jungliberale), Ernst Kistler (FDP) und Carl Froelich (FDP) das Rennen.
Quelle: Brugger Tagblatt

Zu den
Gemeinderats-Wahlen
Mitbürger!
Lasst Euch durch die unter Druck gegebene Erklärung Dr. Brentano's **nicht beirren.**
Dem deutlichen Volkswillen wird sich Dr. Brentano beugen und das Amt annehmen.
Darum fehle auf keiner Liste der Name
Dr. Max Brentano
Apotheker

Gemeinderatswahlen
Ref. Wähler seid auf der Hut! Von der katholischen Seite wird im letzten Moment entgegen den Abmachungen unter den bürgerlichen Parteien
Dr. Max Brentano
vorgeschlagen.
Das ist gegen Treu und Glauben. Stimmt daher geschlossen für die bürgerliche Parole:
Dr. Ernst Kistler
Carl Froelich
Hugo Lüthy
Alfred Ganz
Besorgte ref. Bürger.

Dass nicht alle Katholiken im Bezirk Brugg bei den Wahlen die Katholisch-Konservativen, die heutige CVP, wählten, schrieben die Spitzen der Partei der Dominanz des freisinnigen «Brugger Tagblattes» zu. Dessen langjähriger Chefredaktor, Lukas Bader, war nicht nur Solothurner Katholik, sondern wirkte zuvor nach seinem Doktorat in Philosophie und Theologie auch im geistlichen Beruf, ehe er der Liebe wegen den Berufsstand gewechselt hatte.

Der lange Weg in die politischen Institutionen

Es war naheliegend, dass nach der Gründung der Katholisch-Konservativen Partei 1918 auch der Wunsch entstand, in den politischen Gremien mitzubestimmen. Nach dem eher dilettantischen Versuch 1918, nach getätigter Wahl einen Schulpflegekandidaten vorzuschlagen, war die Freude gross, als 1931 mit Nationalrat August Mühlebach der erste katholische Vertreter in die Brugger Schulpflege gewählt wurde. Fortan konnten sie ihre Anliegen an die Schule direkt vorbringen. Von 1962 bis 1969 stellten die Katholisch-Konservativen mit Max Brentano sen. gar den Präsidenten. Es war ihm ein grosses Anliegen, dass mehr katholische Lehrer in Brugg unterrichteten.
Länger warten mussten die Katholiken mit der Wahl eines Vertreters in die Exekutive. Der Grund lag dabei nicht am Mangel an fähigen Kandidaten, sondern dürfte mehr auf Vorbehalte gegenüber der Katholisch-Konservativen Partei zurückzuführen sein. Längst nicht

alle Katholiken wählten die CVP. Während in Brugg viele Katholiken in Kaderpositionen tätig waren und freisinnig wählten, wandten sich die vielen Arbeiter in Windisch der Sozialdemokratie zu. Der Vergleich zwischen dem Anteil der Katholiken an der Bevölkerung und dem Stimmenanteil der CVP bei den Wahlen blendet zudem aus, dass viele Katholiken zu den nicht stimmberechtigten Ausländern zählten. In den 1960er-Jahren wurde in Brugg und in Windisch der Ruf nach einem katholisch-konservativen Gemeinderat immer lauter. 1961 traten die Katholisch-Konservativen in Windisch erfolglos mit Josef Schneider, Chefbuchalter bei der Hunziker & Cie. AG in Brugg, an. Als 1968 ein Gemeinderat der SP in Windisch zurücktrat, versuchten die Freisinnigen mit dem katholischen, aber parteilosen Walter Knecht, einerseits die SP zu schwächen und andererseits die katholischen Wähler zufriedenzustellen, was jedoch nicht gelang. Die CVP unterstützte Knecht nur halbherzig, weil er nicht Parteimitglied war. Ein Jahr später scherte die CVP aus dem Bürgerblock aus und verbündete sich mit der SP zu einer «schwarz-roten Koalition». Diesmal ging die Rechnung auf, und Josef Schneider wurde erster CVP-Gemeinderat in Windisch.[16]

Links Guido Suter als Präsident des Einwohnerrates der Stadt Brugg 1970/71. 1973 scheiterte der CVP-Kandidat und spätere Kirchenpflegepräsident knapp bei den Stadtratswahlen.

Ein langer Weg zum ersten CVP-Stadtrat

In Brugg sollte es länger dauern. 1970 scheiterte die CVP mit Max Vogel. Vier Jahre später trat sie mit Guido Suter an, von 1977 bis 1988 Präsident der Kirchenpflege. Er war 1953 an die Bezirksschule gewählt worden und wechselte im April 1973 als Rektor an die kantonalen Frauenschulen in Brugg. Er war gleichzeitig Präsident des

Der erste Brugger Einwohnerrat 1966 bei seiner Vereidigung. Guido Suter (1), Peter Ledergerber (2), Franz Mazenauer (3) und Max Brentano (4).

aargauischen Lehrervereins und gewählter Verfassungsrat. Seit dem Bestehen des Einwohnerrats gehörte er diesem an und war 1970/71 dessen Präsident, alles in allem eine gute Voraussetzung zur Wahl in den Brugger Stadtrat, doch sollte es anders herauskommen. Am Wahltag erreichte Guido Suter zwar das absolute Mehr, doch fehlten ihm 18 Stimmen auf den fünftplatzierten Urs Kistler von der FDP. Der Stadtrat setzte sich weiterhin aus drei Freisinnigen und zwei Sozialdemokraten zusammen. Der Wahlgang und die Nichtwahl verursachten ein mittleres Blätterrauschen im lokalen Zeitungswald. Zwei Tage vor dem Wahltag hatte der Journalist Hans-Peter Widmer des «Brugger Tagblattes» bei der Berichterstattung über die Ausgangslage geschrieben, dass Suters Haupthandicap seine Konfession sein dürfte. Diese Feststellung habe nichts mit Kulturkampf zu tun, sondern entspreche einfach den Realitäten.[17] Als der Wahlausgang feststand, war für die CVP rasch klar, dass die Nichtwahl in erster Linie auf die Äusserung des Journalisten zurückzuführen sei. Der CVP-Parteipräsident Alois Wyss sagte zum «Brugger Tagblatt» als Reaktion nur: «Ich bin Katholik, mehr habe ich zum Wahlausgang nicht zu sagen.»[18] Pfarrer Lorenz Schmidlin verfasste einen längeren offenen Brief an Guido Suter. Einerseits stellte er die gängige Lesart infrage, dass die Konfession letztlich ausschlaggebend gewesen sei und nicht die politische Haltung, andererseits zeigte er sich konsterniert über die von Widmer verwendete Handicap-Aussage. Ob und wenn ja, welchen Einfluss die Konfession letztlich hatte, bleibt offen. Tatsache ist jedoch, dass die CVP in Brugg nie den Stimmenanteil erreichte, den sie sich aufgrund des Anteils von Katholiken an der Bevölkerung erhofft hatte. Zum Zeitpunkt der Stadtratswahl stellte sie 7 von 50 Einwohnerräten gegenüber 12 der SP und 13 der FDP. Zwölf Jahre später, 1985, wählten die Brugger Stimmberechtigten mit Werner Umbricht den ersten CVP-Vertreter in den Stadtrat.

Nicht immer war der Umgangston so freundlich: Der reformierte Windischer Pfarrer Theodor Keller hielt anlässlich der Einweihung der Kirche in Windisch eine Tischrede auf Lateinisch.

Wider die «Katholische Aktion»

Der steigende Anteil an Katholiken in der Bevölkerung und der hohe Organisationsgrad der katholischen Vereine und Verbände wurden auf reformierter Seite auch als Bedrohung der eigenen Identität wahrgenommen. Wenngleich eine Ausnahme, so zeigt die Kontroverse um die «Katholische Aktion» exemplarisch, dass ein friedliches konfessionelles Nebeneinander nicht selbstverständlich war. Im «Kirchenboten für das reformierte Volk im Kanton Aargau» erschien im Januar 1950 ein längerer Artikel aus der Feder des reformierten Pfarrers aus Windisch, Theodor Keller. Darin warnte er vor der «Katholischen Aktion», welche die reformierte Lebenswelt

16 Baumann, Geschichte von Windisch, S. 711–712.
17 Brugger Tagblatt, 7.9.1973.
18 Brugger Tagblatt, 10.9.1973.

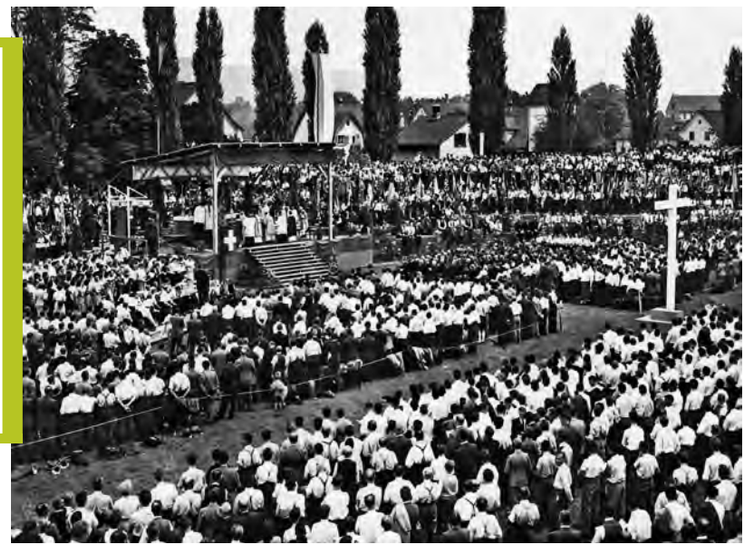
Der Glaube dominiert über die Politik

Die Mitgliedschaft im Katholischen Männerverein war an aktiven Glauben gebunden. Implizit wurde auch erwartet, dass die politische Haltung zur Katholisch-Konservativen Partei gehörte. 1913 engagierte sich der Lokomotivführer Zürcher sowohl im Vorstand des Männervereins als auch in der «Fortschrittlichen Partei des Bezirks Brugg».[19] Der Vorstand des Männervereins missbilligte dieses Vorgehen: «Dieses Gebaren von Herrn Zürcher kommt allen Vorstandsmitgliedern höchst sonderbar vor. Dass Herr Zürcher als Vorstandsmitglied des katholischen Männervereins in den Vorstand einer Vereinigung eintritt, die unsere Interessen direkt bekämpft, ist unbegreiflich.» In der Diskussion wird verlangt, Joseph Zürcher schriftlich vor die Wahl zu stellen: «entweder bei uns, oder bei unseren Gegnern». Pfarrer Dubler versucht die Wogen zu glätten und schlug vor, es solle doch zuerst einmal das Gespräch gesucht werden. Sofort schlug jemand aus der Mitte der Runde vor, Pfarrer Dubler solle das Gespräch suchen, was ohne Einwände zum Beschluss erhoben wurde, wie der Aktuar Küng festhielt. Ohne Absprache mit seinen Vorstandskollegen entschied Küng, den Betroffenen nicht mehr zu den Vorstandssitzungen einzuladen, bis der Bericht von Pfarrer Dubler vorlag. Am 22. Juli 1913 konnte dieser Entwarnung geben. Er habe mit Zürcher gesprochen und dieser habe ihm versprochen, wieder treu zu «unserer Sache zu halten».[20] Damit war der Fall erledigt.

bedrohe: «Aber nun schaut ausgerechnet der Katholizismus immer und immer wieder gerade die Konfession an, und erst lange nachher den Menschen. Ja, das liegt eben im Wesen seiner ‹Katholischen Aktion›, überall den Leuten seiner Konfession den Vorzug zu geben, und ihnen in Stellungen zu verhelfen, bis hinauf ins Bundeshaus. Seine Bevölkerungspolitik ist darauf ausgerichtet, grosse Familien zu bekommen, um in absehbarer Zeit die Volksmehrheit zu erreichen, und dann zu regieren; das heisst, dann wird Rom seine Direktiven erteilen, wie bei uns regiert werden soll.» Auslöser für die starken Worte Kellers waren unter anderem der Katholikentag in Luzern 1949 samt Übertragung eines Grusswortes des Papstes durch das Schweizer Radio und die Ausstrahlung der Mitternachtsmesse zu Weihnachten 1949. Pfarrer Keller war wohl nicht der einzige Reformierte, der den hohen Organisationsgrad der Katholiken in konfessionell homogenen Sport- und Berufsverbänden als Bedrohung der eigenen Identität empfand. «Wo die römische Kirche selber in der Minderheit ist, da ist sie sehr anpassungsfähig nach aussen, wo sie aber in der Mehrheit ist, da herrscht sie.» Der Artikel von Pfarrer Keller richtete sich klar an die Reformierten und fällt in eine Zeit, in der die konfessionellen Milieus im Zuge der Säkularisierung immer stärker erodierten.

Pfarrer Reinle reagierte postwendend in der nächsten Ausgabe des «Pfarrblattes». Unter dem Titel «Ei, ei warum so giftig?» bezog er Stellung, und zwar in einer Weise, die wohl die Wogen nicht zu glätten vermochte. «Herr Pfarrer K. in Windisch hat die Galle entleert,

19 AvKG: A.22.5.3. Protokoll Männerverein, 3. April 1913.
20 AvKG: A.22.5.3. Protokoll Männerverein, 22. Juli 1913.



Katholikentag in Windisch 1953: Eine grosse Bedeutung in der katholischen Mobilisierung kam den Katholikentagen zu, an denen sich die katholischen Männer (ab 1954 auch Frauen) versammelten. Katholikentage dienten dazu, gegen aussen Stärke und Geschlossenheit des Katholizismus zu demonstrieren und gegen innen das Gefühl von Gemeinschaft zu vermitteln.

Zum 150-jährigen Bestehen des Kantons Aargau trafen sich am 5. Juli 1953 rund 15 000 Katholiken im Amphitheater zur Pontifikalmesse unter der Leitung von Bischof Franziskus von Streng und mit einer Ansprache von Bundesrat Josef Escher. In der hinteren Reihe ganz links sitzt der Brugger Pfarrer Hermann Reinle.

die ihm wohl die gute Laune des Neujahrs verdorben hatte. Solche Eruptionen sind nicht immer aufzuhalten und es pflegt sich hernach wieder ein befreiendes Gleichgewicht im gestörten Organismus einzustellen. Aber es ist nicht gebräuchlich und auch etwas unappetitlich, die Öffentlichkeit an dem riechen zu lassen, was man sonst auf dem kürzesten Weg dem Schwemmwasser anvertraut.» Reinle schrieb weiter, der Artikel wäre wohl kaum erschienen, wenn Keller zuerst einen benachbarten Pfarrer «oder auch seine Pfarrfrau» konsultiert hätte. «Wir bedauern aufrichtig, in Windisch einen Nachbarn von der theologischen Fakultät zu wissen, der an einem pathologi-

schen Katholikenschreck leidet. Ob nicht einige Wochen Ferien und schonende Behandlung geraten sind? Die Wahnvorstellung von der ‹Katholischen Aktion› scheint hier verwirrende Formen angenommen zu haben.» Reinle schliesst seine Ausführungen versöhnlich: «Wer die Verhältnisse in Windisch kennt, möchte lächeln über diese vergnügliche Kostprobe [=Vorwürfe an die Katholiken]. Wer aber die Zeichen der Zeit nur einigermassen versteht, muss es hüben und drüben bedauern, wenn in letzter Stunde vor grossen Entscheidungen wütend und sinnlos Gräben aufgebrochen werden, statt gemeinsame Dämme zu bauen.»[21]

Pfarrer Lorenz Schmidlin an der Morgenfeier im Freudenstein. Drei Pfarrern wurde die Ehre zuteil, am Brugger Rutenzug die Festansprache zu halten.

«Brugger Tagblatt» zur Jugendfestansprache von Pfarrer Binder 1932

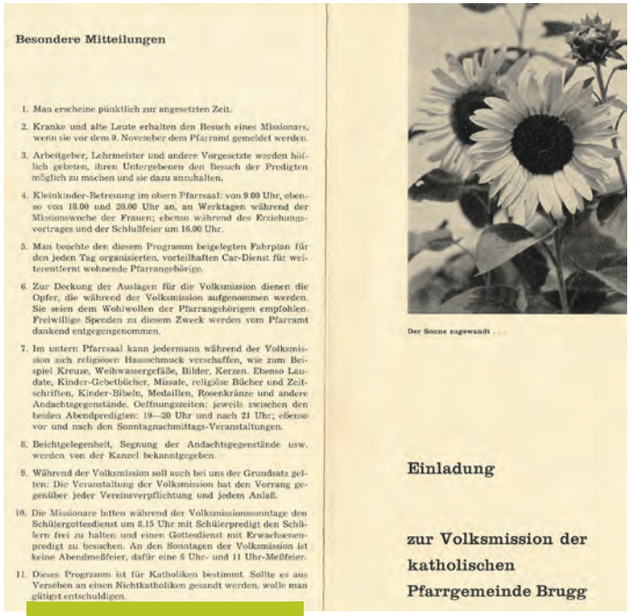
«Die Rede ist ein warmes, von grossem Verantwortungsgefühl für die Jugend und die Jugenderziehung zeugendes Bekenntnis des Leiters der hiesigen katholischen Diaspora, und wir wollen sie auch werten als Zeugnis einer schönen, auf gegenseitiger Achtung beruhenden Harmonie der beiden Kirchgemeinden in unserer Stadt.»

Pfarrer Binder hält die Jugendfestansprache in der Stadtkirche

Wie in der ganzen Schweiz, so gab es auch unter einzelnen Katholiken in der Pfarrei Brugg Vorbehalte gegenüber dem modernen Schulwesen. Viele sahen in den modernen, durch den Staat geführten Schulen Brutstätten eines antiklerikalen Liberalismus und eine Quelle für die gesellschaftlichen Probleme der Zeit. Die Liberalen wiederum sahen konfessionell geführte Schulen als «Hort der Reaktion und des religiösen Wahnglaubens».[22] Es ist deshalb wenig überraschend, dass der Einflussnahme auf die Schule und schulpolitischen Vorlagen generell ein grosses Gewicht beigemessen wurde. Besonders ein Dorn im Auge waren die Bestrebungen des Kantons, sich in den konfessionellen Unterricht einzumischen. 1942 rief Pfarrer Reinle zu einer Aktion gegen den interkonfessionellen Unterricht auf. Eltern hatten die Möglichkeit, durch Abgabe einer Erklärung ihre Kinder vom Unterricht befreien zu lassen. «Es ist natürlich wichtig, dass sämtliche Eltern diese Erklärung unterschreiben», so Reinle gegenüber der Kirchenpflege.[23]

Das Verhältnis zur Schule funktionierte jedoch grundsätzlich ohne grössere Schwierigkeiten. Wohl gab es hie und da unterschiedliche Auffassungen, doch fanden sich beide Parteien in der Regel. Davon zeugt auch die Tatsache, dass die Schulpflege 1932 Pfarrer Gottfried Binder für eine ganz besondere Aufgabe anfragte: Die Schulpflege erkor ihn als ersten katholischen Geistlichen von Brugg zum Jugendfestredner. Die Symbolkraft dieser Rede ist umso grösser, als

21 AvKG: A.1.0.28 Verkündwesen; Pfarrblatt 13.01.1950.
22 Altermatt, Moderne, S. 229f.
23 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege, 10.8.1942.
24 Aussage von Max Banholzer und Willi Helbling.



Besondere Mitteilungen

1. Man erscheine pünktlich zur angesetzten Zeit.
2. Kranke und alte Leute erhalten den Besuch eines Missionars, wenn sie vor dem 9. November dem Pfarramt gemeldet werden.
3. Arbeitgeber, Lehrmeister und andere Vorgesetzte werden höflich gebeten, ihren Untergebenen den Besuch der Predigten möglich zu machen und sie dazu anzuhalten.
4. Kleinkinder-Betreuung im obern Pfarrsaal: von 9.00 Uhr, ebenso von 18.00 und 20.00 Uhr an, an Werktagen während der Missionswoche der Frauen; ebenso während des Erziehungsvortrages und der Schlußfeier um 16.00 Uhr.
5. Man beachte den diesem Programm beigelegten Fahrplan für den jeden Tag organisierten, vorteilhaften Car-Dienst für weitentfernt wohnende Pfarrangehörige.
6. Zur Deckung der Auslagen für die Volksmission dienen die Opfer, die während der Volksmission aufgenommen werden. Sie seien dem Wohlwollen der Pfarrangehörigen empfohlen. Freiwillige Spenden zu diesem Zweck werden vom Pfarramt dankend entgegengenommen.
7. Im untern Pfarrsaal kann jedermann während der Volksmission auch religiösen Hausschmuck verschaffen, wie zum Beispiel Kreuze, Weihwassergefäße, Bilder, Kerzen. Ebenso Laudate, Kinder-Gebetbücher, Missale, religiöse Bücher und Zeitschriften, Kinder-Bibeln, Medaillen, Rosenkränze und andere Andachtgegenstände. Oeffnungszeiten: jeweils zwischen den beiden Abendpredigten: 19—20 Uhr und nach 21 Uhr; ebenso vor und nach den Sonntagnachmittags-Veranstaltungen.
8. Beichtgelegenheit, Segnung der Andachtsgegenstände usw. werden von der Kanzel bekanntgegeben.
9. Während der Volksmission soll auch bei uns der Grundsatz gelten: Die Veranstaltung der Volksmission hat den Vorrang gegenüber jeder Vereinsverpflichtung und jedem Anlaß.
10. Die Missionare bitten während der Volksmissionssonntage den Schülergottesdienst um 6.15 Uhr mit Schülerpredigt den Schülern frei zu halten und einen Gottesdienst mit Erwachsenenpredigt zu besuchen. An den Sonntagen der Volksmission ist keine Abendmeßfeier, dafür eine 6 Uhr- und 11 Uhr-Meßfeier.
11. Dieses Programm ist für Katholiken bestimmt. Sollte es aus Versehen an einen Nichtkatholiken gesandt werden, wolle man gütigst entschuldigen.

Der Sonne zugewandt . . .

Einladung

zur Volksmission der katholischen Pfarrgemeinde Brugg

Programm der Volksmission 1958. Regelmässig fanden Volksmissionen statt. Dabei kamen auswärtige Geistliche als Missionare in die Pfarrei, um die aktiven Katholiken in ihrem Glauben zu stärken und passiv gewordene für das Leben mit der Kirche wieder zu gewinnen. 1958 dauerte die Volksmission drei Wochen; die erste richtet sich an die Schuljugend, die zweite an die «Frauen und Töchter» und die dritte an die «Männer und Jungmänner». Um allen Katholiken in der weitverzweigten Pfarrei ein Mitmachen zu ermöglichen, wurde ein Car-Dienst mit den Gebr. Knecht aus Windisch organisiert.

dass dieser Schritt nicht unumstritten war. Ein Mitglied der Schulpflege schlug eine Sitzung später vor, man möge doch prüfen, ob in Zukunft nicht stets der reformierte Pfarrer die Ansprache halten solle. Davon wollte die Mehrheit jedoch nichts wissen und nach Binder sollte auch seinem Nachfolger Hermann Reinle (1949) und Lorenz Schmidlin (1964) diese Ehre zuteilwerden. Binder und Reinle hielten ihre Ansprache vor versammelter Schülerschar in der reformierten Stadtkirche, wo bis 1953 jeweils die Morgenfeier abgehalten wurde. Die Ansprache der katholischen Pfarrer in der Stadtkirche dürfte ein nicht ganz alltägliches Bild abgegeben haben. Schliesslich war dies eine Zeit, in der weder Katholiken noch Reformierte ohne äusseren Antrieb einen Fuss in das Gotteshaus der jeweils anderen Konfession gesetzt hätten.

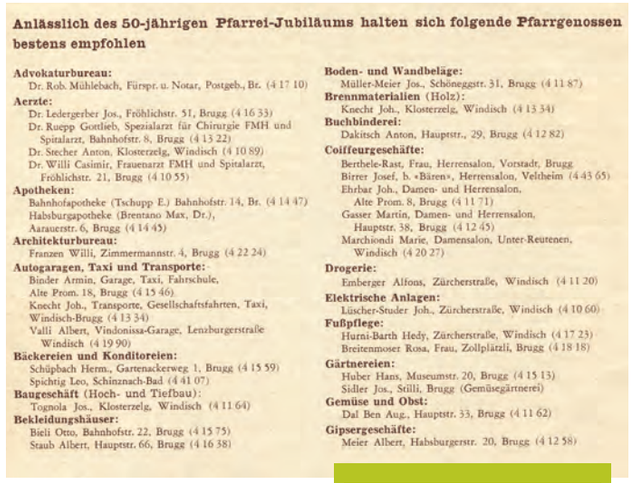
Schwieriger zu fassen ist die zwischenmenschliche Ebene. Sie hinterlässt in der Regel keine Spuren in einem Archiv, doch kann sie umso verletzender sein. Eine abschätzige Äusserung eines Lehrers bei einem katholischen Feiertag oder eine spöttische Bemerkung im Geschichtsunterricht konnte genauso dazu beigetragen haben, dass sich katholische Schüler diskriminiert fühlten.[24]

Die Schule und die katholischen Feiertage

Ein ewiger Reibungspunkt zwischen der katholischen Kirche und der Schule waren die Feiertage. Wichtige katholische Feiertage wie etwa Fronleichnam sind im reformierten Bezirk Brugg keine offiziellen Feiertage. Dementsprechend benötigten die katholischen Schüler zur Erfüllung ihrer kirchlichen Pflicht eine Dispensation von der Schule. Obwohl rechtlich korrekt und durch die Schule stets bewilligt, haftete diesem Vorgang etwas Diskriminierendes an. Die Schule versuchte so weit entgegenzukommen, dass die Schüler jeweils das Gesuch in der Schule schreiben und von den Eltern nur noch visieren lassen mussten. Trotzdem brauchte es bis 1945 eine individuelle Abmeldung.

1945 wurde ein neues System eingeführt: Fortan wurde die Absenzenkontrolle in jeder Klasse einem katholischen Schüler übertra-

gen. Dieser musste vor dem jeweiligen Feiertag den Lehrern ein Verzeichnis der betroffenen Schüler vorlegen. Die Schulpflege war mit der Vereinfachung einverstanden und mahnte, dass katholische Schüler diese freien Tage als Feiertage zu begehen hätten.[25]
1969 diskutierte die Kirchenpflege im Hinblick auf eine Aussprache mit der reformierten Kirchenpflege, ob an katholischen Feiertagen wie dem Fronleichnam der Unterricht nur jeweils am Nachmittag stattfinden könnte. Der Bischof verordnete ein Zuwarten, da in der Westschweiz wie auch in anderen Ländern Europas der Fronleichnamstag auf den Sonntag verschoben worden war. Die Feiertagsregelung betraf jedoch nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer. In Windisch zogen es die katholischen Lehrer 1969 vor, in die Kirche zu gehen und keinen Schulunterricht abzuhalten, was die Schulpflege missbilligte – möglicherweise auch, weil die christkatholischen Lehrer der Schule ebenfalls ferngeblieben waren.[26]



Anlässlich des 50-jährigen Pfarrei-Jubiläums halten sich folgende Pfarrgenossen bestens empfohlen

Advokaturbureau:
Dr. Rob. Mühlebach, Fürspr. u. Notar, Postgeb., Br. (4 17 10)
Aerzte:
Dr. Ledergerber Jos., Fröhlichstr. 51, Brugg (4 16 33)
Dr. Kuepp Gottlieb, Spezialarzt für Chirurgie FMH und Spitalarzt, Bahnhofstr. 8, Brugg (4 13 22)
Dr. Stecher Anton, Klosterzelg, Windisch (4 10 89)
Dr. Willi Casimir, Frauenarzt FMH und Spitalarzt, Fröhlichstr. 21, Brugg (4 10 55)
Apotheken:
Bahnhofapotheke (Tschupp E.) Bahnhofstr. 14, Br. (4 14 47)
Habsburgapotheke (Brentano Max, Dr.), Aarauerstr. 6, Brugg (4 14 45)
Architekturbureau:
Franzen Willi, Zimmermannstr. 4, Brugg (4 22 24)
Autogaragen, Taxi und Transporte:
Binder Armin, Garage, Taxi, Fahrschule, Alte Prom. 18, Brugg (4 15 46)
Knecht Joh., Transporte, Gesellschaftsfahrten, Taxi, Windisch-Brugg (4 13 34)
Valli Albert, Vindonissa-Garage, Lenzburgerstraße Windisch (4 19 90)
Bäckereien und Konditoreien:
Schüpbach Herm., Gartenackerweg 1, Brugg (4 15 59)
Spichtig Leo, Schinznach-Bad (4 41 07)
Baugeschäft (Hoch- und Tiefbau):
Tognola Jos., Klosterzelg, Windisch (4 11 64)
Bekleidungshäuser:
Bieli Otto, Bahnhofstr. 22, Brugg (4 15 75)
Staub Albert, Hauptstr. 66, Brugg (4 16 38)
Boden- und Wandbeläge:
Müller-Meier Jos., Schöneggstr. 31, Brugg (4 11 87)
Brennmaterialien (Holz):
Knecht Joh., Klosterzelg, Windisch (4 13 34)
Buchbinderei:
Daktitsch Anton, Hauptstr., 29, Brugg (4 12 82)
Coiffeurgeschäfte:
Berthele-Rast, Frau, Herrensalon, Vorstadt, Brugg
Birrer Josef, b. «Bären», Herrensalon, Veltheim (4 43 65)
Ehrbar Joh., Damen- und Herrensalon, Alte Prom. 8, Brugg (4 11 71)
Gasser Martin, Damen- und Herrensalon, Hauptstr. 38, Brugg (4 12 45)
Marchiondi Marie, Damensalon, Unter-Reutenen, Windisch (4 20 27)
Drogerie:
Emberger Alfons, Zürcherstraße, Windisch (4 11 20)
Elektrische Anlagen:
Lüscher-Studer Joh., Zürcherstraße, Windisch (4 10 60)
Fußpflege:
Hutni-Barth Hedy, Zürcherstraße, Windisch (4 17 23)
Breitenmoser Rosa, Frau, Zollplätzli, Brugg (4 18 18)
Gärtnereien:
Huber Hans, Museumstr. 20, Brugg (4 15 13)
Sidler Jos., Stilli, Brugg (Gemüsegärtnerei)
Gemüse und Obst:
Dal Ben Aug., Hauptstr. 33, Brugg (4 11 62)
Gipsergeschäfte:
Meier Albert, Habsburgerstr. 20, Brugg (4 12 58)

Die breit gestreute Sondernummer des «Pfarrblattes» 1949 enthielt eine Auflistung über die Geschäftsinhaber, welche die Pfarrei aktiv unterstützten. Die Liste kam bei den Reformierten gar nicht gut an, da sie fürchteten, wirtschaftlich benachteiligt zu werden. Innerhalb der katholischen Sondergesellschaft achtete man darauf, dass Aufträge möglichst an Katholiken vergeben werden konnten, wozu die Kirchgemeinde extra eine Liste führte.

Reformierte Kirchgemeinde und Einwohnergemeinde trennen sich

Lange verwaltete die Stadt das (reformierte) Kirchengut. Reichten dessen Erträge zur Deckung der Auslagen nicht aus, so wurde der fehlende Betrag aus den Überschüssen des Ortsbürgergutes beglichen.[27] Diese enge Verbindung wurde nicht hinterfragt, solange die Einwohner- und Kirchgemeinde deckungsgleich waren. Nachdem sich aber seit der Eröffnung des Elektrizitätswerks Brugg 1892 die Bevölkerungszahl innert kürzester Zeit nahezu verdoppelt hatte und auch die Zahl der Katholiken in Brugg stark angestiegen war, entschied sich der Stadtrat 1906 für die «gänzliche Lostrennung des evangelisch-reformierten Kirchenwesens vom Einwohner-Gemeindewesen». Er begründete diesen Schritt unter anderem mit dem Verweis auf den Bau der katholischen St.-Nikolaus-Kirche. Da fortan beide christlichen Konfessionen über Gotteshäuser verfügten, sei eine saubere Trennung zwischen Kirchgemeinde und Einwohnergemeinde ein Gebot der Stunde. Wohl nicht zuletzt, um sich nicht vorwerfen zu lassen, man finanziere aus den Steuererträgen der katholischen Bürger die reformierte Kirche, entschied die Einwohnerversammlung 1905 oppositionslos, den Bau der katholischen Kirche mit einem

25 StABg: B G.Ia.26 und B G.Ia.39 Schulpflegeprotokoll 4.6.1932, 1.6.1945.
26 AvKG: A. Protokoll Kirchenpflege, 12.6.1969. Aussage Eugen Vogel, 10.3.2016.
27 StABg B.A.Ig.10. Bericht des Gemeinderates über die Lostrennung vom 21.8.1906. S. 1.
28 Vgl. Kapitel Max Baumann.

Betrag von 2000 Franken aus den Steuererträgen zu unterstützen.[28] Für die Reformierten war die Lostrennung gewöhnungsbedürftig. Für die zugezogenen Katholiken hingegen war die Verflechtung und ausgesprochene Nähe des politischen Gemeinwesens zur reformierten Kirchgemeinde gewöhnungsbedürftig. Während die Reformierten sich schrittweise vom politischen Gemeinwesen lösen und den Weg in die Selbstständigkeit finden mussten, bemühten sich die Katholiken um ein «Ankommen» bzw. «Dazugehören» zur Einwohnergemeinde.

Vom Nebeneinander zum Miteinander

Die katholische und die reformierte Kirchgemeinde lebten in gutem Einvernehmen. Bereits Jahre vor der Ankündigung des Zweiten Va-

Umkämpfte Lehrerwahl in Brugg

1956 kam es in Brugg zu einer umkämpften Lehrerwahl. Die Schulpflege schlug den reformierten André Vonder Mühll und den katholischen Albert Müller zur Wahl vor. Damit überging sie den bisherigen Stellvertreter Hans Brunner. Zwar zweifelte die Schulpflege an seiner Befähigung, doch wählten die Brugger schliesslich neben Vonder Mühll auch Brunner. Damit entschieden sie sich gegen einen dritten katholischen Lehrer. Das «katholische Volksblatt» schrieb die Gründe für die Nichtwahl einem anonymen Flugblatt zu, das sich an die reformierten Wähler der Stadt richtete und sie über Müllers Konfession «aufklärte». Das «Brugger Tagblatt» sah die Gründe mehr in der Kampagne für den übergangenen Brunner, der in den zweieinhalb Jahren als Stellvertreter einen guten Kontakt zu den Eltern aufbauen konnte.

Die Schule als Austragungsort weltanschaulicher Kämpfe

Pfarrer Dubler liess es sich nicht nehmen, jeweils mit markigen Worten gegen liberale Neuerungen im Schulwesen zu wettern. So meinte er etwa, als es 1918 um die Einführung eines staatsbürgerlichen Unterrichts ging:

«Wir Katholiken brauchen keinen staatsbürgerlichen Unterricht. Unsere Religion, unser Gewissen, unser liebes schönes Vaterland, das sind unsere Quellen für den staatsbürgerlichen Unterricht und nicht die freisinnigen Bundespädagogen mit Frack und Zylinder. Diese Herren mögen sich's merken: Lasst uns Katholiken unsere Kinder erziehen und schulen wie bis anhin, es hat immer wackere Stauffacherinnen und Eidgenossen aus ihnen gegeben. Solltet Ihr in letzter Zeit mit eurer Nachkommenschaft [Anspielung auf die Radikalisierung der Sozialdemokraten und Abspaltung der Bauern und des Gewerbes in die Bauern- und Gewerbepartei (heute SVP)] so schlechte Erfahrungen gemacht haben, dass Euch vor Eurer Zukunft graut, dann hängt das Kruzifix wieder in Eure Schulstuben, lasst die Kinder vor und nach der Schule beten, Ihr werdet andere Resultate erzielen als mit hohlen Schützenfestreden und dem staatsbürgerlichen Zauber.»
Zwei Jahre später erörterte Pfarrer Dubler den anwesenden Mitgliedern und Gästen des Männervereins die Auswirkungen des neuen Kirchenrechts auf die Diaspora. Mit Nachdruck wies er dabei auf die schulpädagogischen Bestimmungen hin, welche die Katholiken verpflichteten, ihre Kinder in katholischem Sinn und Geist schulen zu lassen. Aufmunternd schloss er seine Ausführungen: «Es wird eine Zeit kommen, wo wir unsere Kinder nicht mehr einer Schule anvertrauen müssen, die dieselben nicht im Sinne und Geiste des Elternhauses erziehen.»

tikanischen Konzils durch Papst Johannes XXIII. gab es gemeinsame Anlässe wie etwa Konzerte beider Kirchenchöre. Der reformierte Männerkreis und die katholische Männerrunde organisierten gemeinsame Anlässe und Diskussionsrunden, so etwa 1964 zum Thema Familienplanung. Auf offizieller Ebene gab es gegenseitige Einladungen zu wichtigen Festanlässen in der Pfarrei. Zur weltlichen Feier nach der Pfarrinstallation waren immer auch Vertreter der reformierten Kirchenpflegen und der Gemeinderäte von Brugg und Windisch eingeladen. Wenn es darum ging, die Anliegen der Kirchgemeinde gegenüber der Einwohnergemeinde zu vertreten, gab es Absprachen zwischen der katholischen und der reformierten Kirchenpflege, um eine möglichst einheitliche Haltung gegenüber dem Stadtrat einzunehmen.

Trotzdem war die Ökumene, wie sie nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil möglich wurde, etwas Neues und Belebendes in der Pfarrei St. Nikolaus. Das Jahr 1968 kann in dieser Hinsicht als

Im Einsatz für die konfessionelle Ausgewogenheit

Die Betonung der konfessionellen Zugehörigkeit diente auch dazu, eigene (politische oder wirtschaftliche) Interessen zu verfolgen. Ein schönes Beispiel für die gefühlte Vernachlässigung der Katholiken in Brugg bietet ein Brief aus dem Jahre 1951 von Pfarrer Hermann Reinle an Karl Schuler, Redaktor der «Innerschweizer Bauernzeitung». Reinle hatte erfahren, dass an einer Landsgemeinde des Innerschweizer Bauernbundes bedauert wurde, dass kein Abgeordneter des Schweizerischen Bauernverbandes teilgenommen hatte. Für Reinle war klar, dass der Grund im konfessionellen Ungleichgewicht unter den Mitarbeitern des Bauernverbandes zu suchen war. Seit vier Jahren seien im Bauernverband, von einer Lernenden abgesehen, keine Katholiken mehr eingestellt worden, obwohl im gleichen Zeitraum rund zwanzig Personen neu eingestellt wurden.

«Ich zweifle nicht daran, dass solche Dinge an den Vorstandssitzungen nie zur Sprache kommen und dass die katholischen Bauern und Bauernvertreter von der Tatsache dieser offensichtlichen Untervertretung im Bauernsekretariat keine Ahnung haben. […] Ich bitte Sie, diese Zeilen und die absolut verbürgte Statistik ihrer Herkunft nach diskret zu behandeln. Es liegt mir auch nicht in erster Linie daran, einen konfessionellen Hader heraufzubeschwören. Aber Schweigen schiene mir strafbar, nachdem von der anderen Seite bei jeder Gelegenheit die katholische Ausschliesslichkeit an den Pranger gestellt wird.»

1986 erwarben die katholische und die reformierte Kirchgemeinde zusammen ein Exemplar der sogenannten «Grüninger-Bibel». Diese wurde vor der Reformation 1485 in Strassburg von Johannes Grüninger gedruckt und befand sich jahrhundertelang im Besitz der Brugger Stadtbibliothek.

Schlüsseljahr gelten. Im Frühjahr brachte Pfarrer Schmidlin die Einführung des ökumenischen «Vaterunser»-Textes zur Sprache. Diese ergebe nur Sinn, wenn Katholiken und Reformierte die neue Fassung gleichzeitig einführten. In Windisch hatte Pfarrer Vogel auf die bischöfliche Weisung hin bereits mit der Einführung begonnen, während der reformierte Windischer Pfarrer Keller damit noch zuwarten wollte. Seine ablehnende Haltung gegenüber den Katholiken war allseits bekannt und sein Weggang im gleichen Jahr dürfte der Festigung des ökumenischen Gedankens zuträglich gewesen sein.

In Brugg reagierte die reformierte Kirchenpflege erfreut über den Vorschlag zur Einführung und beide Seiten vereinbarten eine erste gemeinsame Sitzung.[29] Dabei ging es einerseits um die Feiertage und andererseits auch um die (ökumenische) Jugendarbeit. Im gleichen Jahr wurde die städtische Weihnachtsfeier in der reformierten Stadtkirche erstmals im ökumenischen Rahmen abgehalten.[30]

Bald pflegte die Kirchenpflege weitere Kontakte zu reformierten Kirchenpflegen im Birrfeld, in Riniken und Hausen. Dabei ging es hauptsächlich um den Bau von neuen Kirchen oder ökumenischen Kirchenzentren, wobei sich ein solches nur in Riniken realisieren liess.

Fortschrittliche Ökumene

1972 fand in Windisch der erste ökumenische Gottesdienst statt, der besonders bei den Reformierten sehr gute Aufnahme gefunden hatte, wofür die Kirchenpflege dem initiativen Eugen Vogel für «seine Bemühungen und für seine sehr gehaltvolle Predigt» dankte.[31] Wie weit in Windisch die Ökumene gehen konnte, zeigte sich 1989 bei einem Gemeindegottesdienst mit Eucharistie, in dem die reformierte Pfarrerin Akke Goudsmit die Predigt hielt und Eugen Vogel mithalf, die Kommunion auszuteilen. Akke Goudsmit beabsichtigte in der Liturgie nicht mehr Aufgaben zu übernehmen als einem katholischen Laie damals möglich war.[32]

Wie die Vergangenheit zeigt, kann die Ökumene nicht verordnet werden, sondern lebt von den Menschen, die sich dafür engagieren und sie leben. Im Alltag der Menschen werden die konfessionellen Unterschiede kaum mehr wahrgenommen. Heute ist Religion viel mehr als früher eine Privatangelegenheit. Durch die Erosion des Anteils kirchlich engagierter Menschen und durch die zunehmende zeitliche Distanz zu den konfessionell begründeten weltanschaulichen Auseinandersetzungen und die Rückbesinnung auf die gemeinsame Basis lässt sich ein verstärktes Miteinander feststellen.

29 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege, 4.06.1968.
30 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege, 15.10.1968.
31 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege, 01.02.1972.
32 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege, 21.02.1989. Information Astrid Baldinger, 31.09.2018

[Glaube ist heute ein Lebensentwurf mündiger Menschen]

Stephan Leimgruber
emeritierter Professor für Religionspädagogik, aufgewachsen in Windisch

Ich bin 1948 geboren und auf der Reutenen in Windisch mit einem jüngeren Bruder und einer älteren Schwester aufgewachsen. Meine Mutter zog uns alleine auf, denn als ich fünf Jahre alt war, starb mein Vater an einer unheilbaren Krankheit. Die Pfarrei unterstützte uns in jener Zeit: Pfarrer Hermann Reinle und Vikar Lorenz Schmidlin besuchten uns allwöchentlich, um dem Vater die Krankenkommunion zu reichen. Dieser Kontakt blieb erhalten. Sie luden meine Mutter ein, im Blauring-Lager zu kochen, und wir Kinder waren von 1954 bis 1964 in den Jugendvereinen. Wer damals katholisch war, gehörte zu den Jugendorganisationen Blauring, Jungwacht oder Jungmannschaft. Es war die Blütezeit dieser Verbände, die in den 1930er-Jahren entstanden waren, analog zur Entwicklung in Deutschland.

Glaube im Alltag integriert

Glauben war zu jener Zeit für uns etwas Selbstverständliches. Er war integriert in den Alltag, gab Orientierung und Halt. Viele kannten nichts anderes. Viele beteten zu Hause, gingen ebenso selbstverständlich in den Gottesdienst, zu den Sakramenten. Man taufte die Kinder, feierte Erstkommunion und Firmung. Schwierige Situationen wurden im Lichte des Glaubens gedeutet und verstanden. Der Tod meines Vaters wurde in unserer Familie in Analogie

zum Tod Jesu gesehen. Die Hoffnung auf Auferstehung bot meiner Mutter und uns Kindern Trost.
Am Sonntag gab es in Brugg vier Gottesdienste. Ich besuchte meistens um 8 Uhr den Jugendgottesdienst. Die Kirche war voll von Kindern und Jugendlichen, sodass ich öfter stehen musste. Die Predigt wurde für die Kinder angepasst, die Gebete waren teilweise lateinisch. Ich wirkte als Ministrant. Auswahlkriterium zum Ministrantendienst war, dass man das Stufengebet, das Gabengebet und das «Vaterunser» auswendig lateinisch beten konnte.
Ab und zu beteten alle zu Hause den Rosenkranz. Das ist ein betrachtendes Gebet, das die Heilsgeschichte aus der Sicht Mariens deutet. Es gibt den schmerzhaften Rosenkranz, wo man sich die Leidensstationen Christi vor Augen führt. In der Osterzeit betete man den freudenreichen, in der Fastenzeit den schmerzhaften Rosenkranz. Oftmals beteten ihn Frauen gemeinsam in speziellen Rosenkranzgottesdiensten oder vor der Messe.
In der Fastenzeit verzichteten wir auf Süssigkeiten. In den 1960er-Jahren kam die Deutung

> Die Kirche war voll von Kindern und Jugendlichen, sodass ich öfter stehen musste.

auf, fasten heisse, für die Dritte Welt Gutes zu tun. Man bewies Solidarität. Mit der Gründung des Hilfswerkes Fastenopfer 1961 gab es Fastentüten, und im Religionsunterricht arbeitete man an der Bewusstseinsbildung für Menschen von der südlichen Hemisphäre. Am Freitag assen wir kein Fleisch, oft auch am Mittwoch nicht. Es wurde vermehrt gebetet in jener Zeit, man führte einen kargen Lebensstil. An Ostern suchten wir nach dem Gottesdienst Nester. Da waren ein Osterhase und von der Mutter gefärbte Eier drin. Prozessionen gab es an Fronleichnam und am Weissen Sonntag. Man umschritt die Kirche und machte eine Schlaufe ums Eisi.

Grosse Gemeinschaft unter Jugendlichen

Alle vier Wochen war Beichte angesagt im Hinblick auf die Gemeinschaftskommunion von Jungwacht und Blauring am Sonntag. Da trug man die «Kluft» – grünes Hemd oder ein blaues für die Leiter – und zog in die Kirche ein. Das Banner wurde vorne aufgestellt. Bei der Wandlung und beim Segen wurde die Fahne gesenkt. Wir sangen Jungwacht- und Blauringlieder. Es war ein eindrückliches Gemeinschaftserlebnis, wie auch die Lager.
Dort begann man den Tag mit einem Gottesdienst als Auftakt. Zu Beginn spielte die Clairongarde, es gab Trommelschläge, der Vikar sprach ein Gebet und feierte die Messe. Danach gab es Frühstück.
In der Regel ging man vor der Kommunion zur Beichte im Beichtstuhl am Samstagnachmittag. Entlang des Dekalogs verlief das Beichtgespräch. Nach den Zehn Geboten suchte man als Kind eigene Sünden, zum Beispiel: Dass man den Gottesdienst nicht besucht oder das Gebet vernachlässigt habe, die Liebe zu den Eltern nicht genügend gelebt, oder dass man gelogen und unter den Schülern gestritten habe. Als Kind war die Beichte für mich eher etwas Unangenehmes, doch die Vergebung danach löste Freude aus.
Heute wird das im Religionsunterricht in anderer Form vermittelt: mit dem Versöhnungsweg. Anhand verschiedener Stationen werden Fragen aufgeworfen zu den Lebensbereichen der Kinder, die zum Nachdenken anregen: eigenes Leben, Schule, Freundschaften, Eltern, Gott. Der Versöhnungsweg wird in der vierten Klasse und vor der Firmung durchgeführt und dient der Gewissensbildung.

Priesterweihe am 12. Juni 1976. Stephan Leimgruber, Zweiter v. rechts: «Prägend für meinen Entscheid, eine theologische Laufbahn anzustreben, waren das katholische Umfeld und der Kontakt mit den Geistlichen.»

Vom Ministranten zum Theologieprofessor

Als Ministrant kannte ich alle Vikare. Im Brugger Pfarrhaus wohnten der Pfarrer und zwei Vikare. Die Vikare hielten Religionsunterricht, brachten den Kranken die Kommunion und übernahmen Beerdigungen in ihrer Region. Prägend für meinen Entscheid, eine theologische Laufbahn anzustreben, waren das katholische Umfeld und der Kontakt mit den Geistlichen. Auch der Verlust des Vaters spielte eine Rolle. Zuerst wollte ich Lehrer werden. Das hat sich nicht ergeben.

Die Entscheidung zugunsten der Theologie verlief gestuft, immer wieder musste ich mich neu entscheiden. So setzte sich in der Rekrutenschule der Gedanke fest. Während des Studiums forderte die zölibatäre Lebensform eine weitere Entscheidung. Mit 27 Jahren erfolgte 1976 die Priesterweihe, zusammen mit 14 anderen Geistlichen und einem Laientheologen. Danach war ich zuerst Vikar in Zug, dann Religionslehrer an der Kantonsschule und am Lehrerseminar in Solothurn und arbeitete an meiner Habilitationsschrift. Zuerst lehrte ich in Paderborn, später 16 Jahre lang Religionspädagogik an der Theologischen Fakultät der Universität München. Ich vertrat eine offene und liberale Theologie. Mein Schwerpunkt war das Thema der Weltreligionen im Religionsunterricht. 2014 wurde ich emeritiert und bin nun geistlicher Begleiter (Spiritual) am Priesterseminar St. Beat in Luzern.

Der heutige Glaube fordert bewusste Entscheidungen

Das heutige Selbstverständnis des Glaubens ist bewusster. Man muss sich viel mehr entscheiden: für den Besuch des Gottesdienstes, für eine christliche Taufe und Ehe. Die Kinder werden nicht mehr selbstverständlich getauft. Taufe und Erstkommunion sind den Eltern deshalb wichtig, damit die Kinder nicht einen gesellschaftlichen Nachteil erfahren sollen und sich später selbst entscheiden können. Die soziale Kontrolle ist heute verschwunden. Wer früher katholisch war und nicht mitmachte, wurde gering geschätzt.

Gültig für mich bleibt, dass der Glaube dem Leben Sinn gibt und dass er das Verhalten prägt. Lebenswendepunkte deuten Gläubige religiös. Wer nicht gläubig ist, für den wird Weihnachten zu einem Fest der Geschenke abgewertet, Ostern ist ein Fest des Osterhasen, was Auffahrt und Pfingsten sind? Bestenfalls etwas Mystisches.

Das Umfeld ist heute vielfältiger geworden. Das ist der grosse Unterschied zu früher. Es leben nun Ausländer aus ganz verschiedenen Ländern, Kulturen und Religionen hier. Früher lebte man im Bewusstsein, dass es Glaube und Heil nur in der Kirche gibt. Die römisch-katholische Kirche galt als die «allein selig machende Kirche». Erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurden die anderen Religionen anerkannt und auch die evangelischen Mitchristen und Mitchristinnen als Schwestern und Brüder gesehen.

Die grosse Veränderung zu heute besteht darin, dass der Glaube personaler gestaltet wird. Das ist eine hohe Anforderung, da machen nur wenige mit. Viele haben sich auch durch den Lebensstil von der Kirche distanziert. Das Sonntagsgebot ist in den Augen vieler nicht verpflichtend. Das dritte Gebot heisst: Du sollst den Sonntag heiligen. Man empfand es als eine mittlere bis schwere Sünde, dem Gottesdienst fernzubleiben. Ethisch befolgte man eine Gehorsamsmoral. Der Glaube der Kirche wurde als selbstverständliche Lebensform gelebt.

Vom Katechismus zum erlebnisorientierten Religionsunterricht

Früher bestritten Vikare und der Pfarrer den Religionsunterricht. Nebenamtliche Katechetinnen wurden etwa um 1970 vor allem für die Grundstufe eingesetzt und beauftragt, als sich der Priestermangel zuspitzte. Vollamtliche Katechetinnen sind heute Religionspädagoginnen, die am Religionspädagogischen Institut in Luzern ausgebildet werden. Heute gibt es Schülergottesdienste, Kleinkindergottesdienste: Sie werden praktisch allein von Frauen gestaltet. Man erkannte, dass Kinder schon vor dem Schuleintritt eine religiöse Erziehung benötigen.

Der Katechismus schlug einst in die andere Richtung. Wir lernten den Glauben mittels Fragen und Antworten, gemäss dem Katechismusbüchlein, das zurückgeht auf Petrus Canisius aus dem 16. Jahrhundert. So lautete eine Frage: «Wozu sind wir auf Erden?» Und die Antwort dazu: «Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen und dereinst in den Himmel zu kommen.» Der Glaube wurde als System von Sätzen verstanden, die man auswendig lernte. Später verstand man den Glauben stärker als Vertrauen und personale Beziehung zu Gott, die sich auf die Heilige Schrift stützt. Glaube wird als Lebensentwurf von mündigen Leuten begriffen.

Veränderungen im theologischen Denken

Offiziell seit 1943 fand die historisch-kritische Methode in der Bibel-Wissenschaft eine Verbreitung in der Theologie. So wurde zum Beispiel die Geschichte von Adam und Eva nicht mehr historisch verstanden, sondern als symbolische, übertragene Geschichte vom Ursprung des Bösen ausgelegt. Die moderne Exegese[1] kam auf. Die biblischen Bücher wurden nach ihrer Entstehung befragt, was beim Koran heute nicht der Fall ist – er ist ein Buch, von Gott diktiert. Der historische Anteil an der Bibel wurde stärker gewogen. Weiter setzte sich eine autonome Moral durch. Der Mensch wurde als mündiges Subjekt angesehen, er handelt verantwortungsvoll für sein Leben und den Lebensentwurf. 1968 erschien die Enzyklika «Humanae vitae» von Papst Paul VI. Darin wurde jede künstliche Methode der Geburtenregelung verboten, weil es eine in sich schwere Sünde sei. Damit geriet man hinter die Gedanken des Konzils zurück, denn das Konzil hatte bereits für verantwortete Elternschaft

> **Die grosse Veränderung zu heute besteht darin, dass der Glaube personaler gestaltet wird. Das ist eine hohe Anforderung, da machen nur wenige mit.**

plädiert. In den 1960er-Jahren stellte man immer mehr den Menschen ins Zentrum, der sein Leben plant und verantwortet, der sein Handeln überlegt und gestaltet. Dieser Vorgang war ein Aufholen der Katholiken gegenüber den Reformierten, der seit Immanuel Kant und der Aufklärung die Mündigkeit betont. Heute ist die Gehorsamsmoral überwunden, der Mensch erhält seine Rechte und seine Würde zurück.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

1 Exegese ist die Erklärung und Auslegung eines Bibeltextes.

Aus der Baugeschichte Kirche St. Marien in Windisch

(1) Spatenstich am 23. Mai 1963 mit dem designierten Pfarrer Eugen Vogel (Bild siehe Seite 153). Als Noch-Pfarrer von Windisch begleitete Lorenz Schmidlin das Bauprojekt.

(2) Arbeiter beim Verladen des Grundsteins: Am 24. November 1963 erfolgte die Grundsteinlegung der Marienkirche durch Generalvikar Lisibach.

(3/4) Mit vorfabrizierten Elementen wurde das Baugerüst aufgestellt. Eine moderne Kirche auch in der Bauweise.

(5) Ein grosser Tag war der 27. Mai 1965. Bischof Franziskus von Streng weihte die Windischer Kirche, verlas und übergab die Urkunde zur Errichtung der Pfarrei Windisch. Danach installierte er den neuen Pfarrer Eugen Vogel. Auf das Festmahl folgte die Glockenweihe am Nachmittag. Im Bild vollzieht der Bischof die äussere Weihe, die Reinigung.

(6) Zwei Tage nach der Weihe, am 29. Mai 1965: Glockenaufzug der fünf Glocken und Ansprache von Pfarrer Eugen Vogel.

[Ein Traum ging in Erfüllung]

Eugen Vogel
erster Pfarrer in Windisch 1965–1992 und Ehrenbürger der politischen Gemeinde

Ich bin aufgewachsen in Escholzmatt im Kanton Luzern. Meine Eltern hatten ein Coiffeur- und ein Lebensmittelgeschäft. Ich kam 1924 als siebtes Kind einer elfköpfigen Kinderschar zur Welt. Mein Vater hatte ein tiefes Gottvertrauen. «Mir hat der Herrgott immer geholfen, und es wird wieder gehen.» Diese oft geäusserten Worte und diese Haltung haben mich geprägt. Auch meine Mutter war sehr fromm im guten Sinne dieses Wortes.
In der fünften Klasse hatte ich im Schlusszeugnis in allen Fächern die Note 6, einzig in der Disziplin die Note 4. Ich wusste, dass ich Priester werden wollte, ein Onkel war Pfarrer. Wir waren aber eine einfache Grossfamilie. Mein Vater meinte, ich könne schon Priester werden, ich müsse aber selber schauen, wie ich zum Geld komme. Das förderte früh meine Selbstständigkeit. Heute gibt es Stipendien, das gab es damals nicht.

Vorkonziliare Priesterausbildung und erste Berührung mit der «nouvelle théologie»

Disentis bot eine siebenjährige Gymnasialzeit an. Die sieben Jahre Klosterschule haben mich sehr geprägt. Mein bester Freund war Josef Winiker, der nachmalige Abt Pankraz. 1945 machte ich dort die Matura, anschliessend begann ich das Theologiestudium in Luzern. 1947 bestand ich das Introitus-Examen mit der besten Durchschnittsnote 6, was mich bei meinen Mitstudenten eine Bierrunde kostete.

Anschliessend durfte man erstmals nach dem Krieg wieder ins Ausland. Da war ich einer der Ersten, die sich sofort meldeten. Die einen gingen nach Rom oder Innsbruck, ich ging nach Paris, da ich dort einen Onkel hatte. Ich trat in das internationale Priesterseminar Saint Sulpice in Issy-les-Moulineaux ein, geleitet von Sulpicianern, einer Gemeinschaft, der im 19. Jahrhundert eine gute Ausbildung von Priestern übertragen wurde.
Dieses Auslandjahr war mir wichtig. Ich kam in Berührung mit Professoren der «nouvelle théologie», einer ganz anderen Dogmatik. Zum Beispiel das Thema der Heiligen Dreifaltigkeit: Da wurde gefragt: 1. Was sagt die Bibel dazu? 2. Was sagen die Kirchenväter? 3. Was sagt der heilige Augustinus? Erst an vierter Stelle wurde Thomas von Aquin hinzugezogen. In Freiburg dagegen wurde vor allem thomistische Theologie gelehrt. Das ganze Spektrum des christlichen Denkens wurde mir in Paris vermittelt, das war für mich sehr hilfreich.
1948 kam ich zurück ans Priesterseminar Luzern. Dort lehrte Herbert Haag Altes Testament. Er war der erste junge Professor in Luzern, der uns in das wissenschaftliche Bibelstudium einführte. Er organisierte als einer der Ersten Reisen ins Heilige Land.

Zölibat damals nicht infrage gestellt

Mein Theologiestudium dauerte von 1945 bis 1950. Das letzte Studienjahr, das Weihejahr, absolvierte ich in Solothurn. Das Thema Sexualität traute man sich nicht in Luzern zu dozieren, es wurde aufs Weihejahr in Solothurn verschoben. Hier erklärte man uns auch den Sinn des Zölibats: Es sei ein Verzicht auf ein hohes Gut zugunsten eines höheren Gutes. Niemand stellte damals den Zölibat infrage. Er gehörte ganz einfach zum Priestersein. Wenn man nun als Priester in einer guten Gemeinde glücklich wirken konnte – und das war bei mir in Aarau,

Firmung in Windisch: Ein gutes, freundschaftliches Verhältnis zwischen Pfarrer Eugen Vogel und Bischof Anton Hänggi.

Brugg und Windisch der Fall –, brachte einem der Zölibat tatsächlich eine grosse Freiheit, unendlich vielen Menschen sehr nahe zu sein und für Gott und die Mitmenschen Zeit zu haben. Heute ist der Zölibat schwieriger lebbar. Er ist einer der Hauptgründe, warum es keine jungen Priester mehr gibt. Die Priesterweihe war eine schwierige Entscheidung. Ich hatte meine Zweifel. Nach der Priesterweihe, als der Entscheid gefallen war, waren auch die Zweifel zeitlebens vorbei.
Nach der Priesterweihe schickte mich Bischof Franziskus von Streng als Vikar nach Aarau. Vom frommen Entlebuch ins liberale Aarau: Das hat mir gutgetan. Ich hatte dort bis zu 13 Stunden Religionsunterricht und war Präses der Jungmannschaft und der Kolpingsfamilie Aarau, später wurde ich noch Gaupräses (Kantonalpräses). Ich machte sehr viele Hausbesuche. Fast alle Eltern meiner Schüler kannte ich persönlich.

Mein Chef, Pfarrer Arnold Helbling, war ein aufgeschlossener und tüchtiger Seelsorger. Wir hatten keine theologischen Differenzen. Ich habe mich immer fürs Neue und für Reformen interessiert. Ich habe fast alle Artikel über das bevorstehende Konzil gelesen.
Wenn man tiefer glaubt, führen die Erkenntnisse der Wissenschaft zu keinem Widerspruch. Ein Beispiel aus dem Unterricht: Gott hat den Menschen erschaffen, das ist zentral. Wie das zu erklären ist, ist zweitrangig, da hat auch die Entwicklung aus dem Urknall Platz. Dem Astrophysiker begegnet Gott nicht in seiner Wissenschaft. Denn er studiert die Entstehung der Welt vom Urknall bis heute. Da fragte ich einen Astrophysiker: «Und was war vor dem Urknall?» Da sagte er, das wisse er nicht, das sei nicht Gegenstand seiner Forschung.
Gott als Schöpfer aller Dinge steht für mich immer noch hinter dem Urknall. Das war für mich nie ein Glaubensproblem. Hinter all dem steht etwas, das nicht erklärbar oder wissenschaftlich fassbar ist. Glaube und Wissenschaft sollen sich ergänzen und nicht im Streit miteinander sein. Ich habe auch nie etwas gepredigt, das ich nicht selber glaube.

Der erste katholische Pfarrer in Windisch

1962 kam ich nach Brugg mit dem Auftrag, die Katholische Pfarrei Windisch aufzubauen. Ich habe als Vorbereitung in der Zeit meines Vikariates in Brugg fast sämtliche Katholiken der kommenden Pfarrei Windisch besucht.
Ein halbes Jahr vor der Kirchweihe fragte mich Pfarrer Lorenz Schmidlin: «Wämmer tusche?» – «Nein, es ist zu spät», gab ich zur Antwort, konnte aber verstehen, dass Windisch, für dessen Kirchenbau er sich immer voll und ganz einsetzte, für ihn eine grosse Versuchung wurde. Doch die damalige «High Society» von Brugg hätte diesen beliebten Seelsorger sowieso nicht gehen lassen.

Windisch war einst ein reformiertes Dorf, heute ist etwa die Hälfte katholisch. An Auffahrt, 27. Mai 1965, errichtete Bischof Franziskus von Streng die Pfarrei Windisch kirchenrechtlich, weihte die Marienkirche Windisch und deren Glocken und setzte den ersten katholischen Pfarrer von Windisch seit der Reformation ein. Das war ein kirchengeschichtlich bedeutender Tag. Es ist erstaunlich, dass ich als katholischer Pfarrer von Windisch nach vielen Jahren seelsorgerlicher Tätigkeit im Jahre 2004 zum Ehrenbürger der politischen Gemeinde Windisch erkoren wurde.

Zwei Kirchen innert eines Jahres gebaut

Der Generalunternehmer Josef Wernle aus Küttigen entwarf für das Birrfeld eine Holzkirche, die etwas kleiner als die damalige sogenannte «Fastenopferkirche» war. Sie wurde in 62 Arbeitstagen erstellt und kostete in einem Generalauftrag 300 000 Franken. Die Kirche Windisch kostete samt allen Nebengebäuden etwas über 2,8 Millionen Franken, so viel wie damals ein Kilometer Autobahn. Als die Kirche Windisch fertig war, fing man sofort an, im Birrfeld zu bauen. Es ist der damaligen Kirchenpflege hoch anzurechnen, dass sie innert Jahresfrist zwei Kirchen bauen liess, was schweizweit einmalig dasteht.

> **Mit der Erneuerung durch das Konzil war viel Neues möglich geworden. Diese Zeit war für einen Pfarrer wunderschön.**

Doch nach der Teilung in zwei Pfarreien gab es Spannungen zwischen Brugg und Windisch. Das zeigte sich vor allem in der Kirchenpflege. Es gab eben noch viele Bedürfnisse der Innenausstattung und die Sorge um genügendes Personal. Einige Brugger Kirchenpfleger

Ein Festtag für die Kirchgemeinde: Spatenstich der Marienkirche Windisch am 23. Mai 1963.

bremsten oft bei den Finanzen für Windisch. Es vergingen Jahre, bis mit Karl Ries ein Pfarrer nach Brugg kam, der an Rivalitäten kein Interesse hatte. Seither haben Brugg und Windisch kirchlich keine Probleme mehr. Dagegen sind die Rivalitäten zwischen Brugg und Windisch auf der politischen Ebene bis heute noch nicht überwunden.

Auswirkungen des Zweiten Vatikanischen Konzils

Pfarrer zu werden in einer neuen Kirche in der aargauischen Diaspora, das war mein Traum. Dieser ging in Erfüllung. Ich kam aus dem katholischen Entlebuch, mir gefiel die Diaspora sehr gut. In der neuen Pfarrei Windisch hatte ich keine katholischen Traditions-Vorgaben, konnte zeitgemässe Formen von Gottesdiensten und Frömmigkeit einführen und erlebte eine Pfarrei, die hinter mir stand. Mit der Erneuerung durch das Konzil war viel Neues möglich geworden. Diese Zeit war für einen Pfarrer wunderschön. Heute ist es viel schwieriger.

Ich hatte in Luzern und Paris noch vorkonziliare Theologie studiert und war zwölf Jahre vor dem Konzil als Seelsorger tätig. Der Priester stand mit dem Rücken zum Volk, die Messe war lateinisch. Die Pfarrer hatten viele Rechte, die Laien waren Berater und Helfer des Pfarrers. Auch unter diesen Umständen war ich ein glücklicher Seelsorger. Als ich 1974 Dekan wurde, gab es eine einzige Frau im Dekanat und 15 Männer. Heute sind es 5 Männer und 15 Frauen. Das war ein grosser Wandel.

Das Zweite Vatikanische Konzil 1962–1965 war aber keine scharfe Zäsur. Es brauchte Zeit. Es gab schon vorher liturgische Überlegungen, wie man zeitgemässe Gottesdienste halten sollte. Das Konzil hatte beschlossen, was damals teilweise schon verwirklicht war. Mit Eifer wurde das Neue eingeführt. Bis wir in der Seelsorge das Konzil einigermassen durchsetzen konnten, schrieb man aber bereits die Siebzigerjahre. Es dauerte lange, bis sich Gewohnheiten änderten. Gottes Mühlen mahlen langsam und die Mühlen der katholischen Kirche noch langsamer. Heute ist man sich erneut bewusst, dass vieles, was das Konzil anstrebte, noch nicht umgesetzt worden ist.

Zeitgemässe Liturgie bedeutete damals auch die deutsche Sprache. Die sterile dogmatische Sprache des lateinischen Messtextes wurde durch ein verständliches Deutsch ersetzt. In

Lebensschule: Elf Kinder zählte die Familie Vogel in Escholzmatt. Eugen, der spätere Pfarrer, ist das fünfte Kind von links.

Von nun an eine Kirchgemeinde mit zwei Pfarrern: Eugen Vogel, Lorenz Schmidlin sowie Josef Studiger, Präsident der Kirchenpflege am Festbankett.

der Eucharistie wurde neben der Vergegenwärtigung des Opfers Christi am Kreuz (von dort kommt die Hinwendung des Priesters zu Gott und der Rücken zum Volk) auch das Abendmahl Jesu neu stärker betont, obwohl dieses Element seit Jahrhunderten auch in der katholischen Theologie dokumentiert war.

Erster ökumenischer Gottesdienst in Windisch

Das Konzil war vorbei: Das gab eine Aufbruchstimmung auch von reformierter Seite. Die Reformierten hatten zu Beginn Angst, wer da nach Windisch käme. Der damalige reformierte Windischer Pfarrer Theodor Keller war nicht als Katholikenfreund bekannt. Ausgerechnet er hielt anlässlich meiner Installation eine lateinische Begrüssungsrede. Bei den kommenden reformierten Pfarrern war eine christliche Mitbrüderlichkeit selbstverständlich. Wir haben positive Beziehungen aufgebaut. Wir hatten nie Spannungen mit den Reformierten: Sie waren froh, dass wir nicht sture Katholiken waren, und wir waren froh, dass sie uns hereingelassen hatten. Wir haben uns schnell als Brüder und Schwestern Christi verstanden.

Am längsten arbeitete ich mit dem sehr offenen Pfarrer Walter Meier zusammen, der 28 Jahre lang reformierter Pfarrer in Windisch war. Ich war der erste katholische Pfarrer, der nach der Reformation in den reformierten Kirchen in Windisch und in Birr eine Predigt auf der Kanzel halten durfte. Wir erlebten am 29. Januar 1972 in der voll besetzten reformierten Kirche Windisch den ersten ökumenischen Gottesdienst seit der Reformation, an dem alles, was in Windisch Rang und Namen hatte, dabei war.

Ein Säugling im Pfarrhaus

Beziehungen zu Mitchristen in der Dritten Welt waren mir immer ein grosses Anliegen. Ich hatte besondere Beziehungen zu den Thomaschristen in Indien. Sie sandten innert Monatsfrist einen Vikar, als wir eine Vakanz hatten. Er blieb ein ganzes Jahr. Zwei Mal durften wir unter Führung eines Paters Indien besuchen, von Nord bis Süd. Auch Afrika war ein Schwerpunkt. Ich besuchte Tansania, Kenia, Uganda und Ruanda. Drei Wochen verbrachte ich bei unserer Projektbetreuerin Margrit Fuchs aus Windisch in Ruanda. Und wir betreuten ein

Jahr lang das Kleinkind Sarah aus Uganda, dessen Eltern in Freiburg studierten und in unserer Kirche liturgische Gesänge sangen. Sie hatten weder Geld noch Wohnung noch Zeit für ihr unerwartetes Kind, das sie meiner Haushälterin Elisabeth Zöllig für ein Jahr anvertrauten, als es drei Wochen alt war.

Treue und tüchtige Mitarbeiter

Glück hatte ich auch mit vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, vor allem mit meiner Haushälterin Elisabeth Zöllig, die 1969 im Pfarrhaus Windisch ihre Arbeit aufnahm und später mit mir nach Wohlenschwil kam und sich nun bereits seit 45 Jahren engagiert. Ich hatte auch neben einigen andern tüchtige, treue und engagierte Vikare und Mitarbeiterinnen. Der erste Vikar war Eugen Stierli, der am Anfang das Birrfeld betreute. Später war im Birrfeld Rita Bausch, eine Pionierfrau der Diözese, mit der ich sehr gut zusammengearbeitet habe. Ich musste aber erst lernen, in der Seelsorge mit Frauen zu arbeiten. Mein letzter Vikar war Josef Stübi, ein überaus tüchtiger Mitarbeiter, der heute als Pfarrer und Domherr in Baden wirkt. Er kam als Laientheologe zu mir, wir durften sein Priesterwerden miterleben. 1992 gab ich das Pfarramt Windisch mit 68 Jahren ab. Zum Andenken wurde auf dem Kirchplatz eine Linde gepflanzt, die bei der Renovation durch drei Schattenbäume ersetzt wurde. Am Boden unter einem dieser Schattenbäume wurde eine Widmung eingemeisselt mit dem Text: «Gewidmet: Eugen Vogel».

Zukunftsblick Kirche im Wandel

27 Jahre, von 1965 bis 1992, war ich Pfarrer in Windisch. Das war eine Aufbruchstimmung sondergleichen. Man glaubte, das gehe noch hundert Jahre so weiter. Nach fünfzig Jahren ist aber alles ganz anders. Wir haben nicht nur Priestermangel, sondern auch Mangel an Gläubigen. Die Kirchenaustritte nahmen zu. Viele Katholiken gehen nicht mehr zur Kirche. Vielleicht kommt aber etwas Neues, das besser ist. Vor allem wegen des grossen Priestermangels muss das Bistum Pfarreien wieder zusammenlegen zu einem Pastoralraum mit einem Leitungsgremium und einem einzigen Priester. Nach dem enormen Wandel in den letzten fünfzig Jahren kann man sich fragen, wie könnte es wohl in fünfzig Jahren aussehen. Kirchenträume sind ja erlaubt und werden manchmal Wirklichkeit. Vielleicht muss man die Pfarreien in fünfzig Jahren wieder trennen, weil die Kirchen voll sind, da alle Konfessionen in die gleiche Kirche gehen und genug Priesterinnen und Priester da sind, die die Seelsorge garantieren. Ein Traum? Die Kirche ist immer im Wandel. Wenn jemand wünschen würde, dass die katholische Kirche so bleiben muss, wie sie heute ist, wäre das ein schlechter Wunsch. Die Frohbotschaft Jesu muss immer neu und immer wieder anders in die betreffende Zeit hineingeboren und hineingetragen werden. Damit ändern sich lieb gewordene Strukturen, die Frohe Botschaft Jesu aber bleibt dieselbe.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Gast für ein Jahr im Windischer Pfarrhaus: Sarah aus Uganda.

Das Jahr 1968 kann als Wendepunkt gesehen werden: Die Mitwirkung der Laien, das Stimm- und Wahlrecht für Frauen, die Ökumene und das Engagement für die Länder des Südens zeigten die Öffnung gegen innen und aussen. Für die Gastarbeiter errichtete man einen Hort und baute ein Centro.

Fest der Nationen im Pastoralraum. Tamilische Kinder tanzen ein Gebet.

[Öffnung und Integration]

Aggiornamento im Bezirk Brugg

Das Zweite Vatikanische Konzil von 1962 bis 1965 ermöglichte den Aufbruch und die Öffnung der katholischen Kirche. «Aggiornamento» lautete das Leitmotiv von Papst Johannes XXIII. und meinte damit, die Kirche sollte sich der Welt von heute öffnen. Einiges, wie der Miteinbezug der Laien oder die neue Liturgie, hatte sich angebahnt. In den auf das Konzil folgenden zehn Jahren vollzog sich der Wandel in allen Bereichen.

Neue Wege in der Verkündigung schlug Pfarrer Eugen Vogel ein. Am 17. November 1968 übertrug das Schweizer Fernsehen den Sonntagsgottesdienst live aus der Marienkirche Windisch. Neue Medien wie Schallplatten und Filme hielten Einzug in den Religionsunterricht, und mit den Reformierten gründete man 1968 den ersten gemeinsamen Verein, den Ökumenischen Verein zur Förderung des kirchlichen Unterrichts. Überhaupt war in der Ökumene in jenem Jahr manch Neues möglich geworden: Im März 1968 beteten die katholischen Frauen in Brugg und im Birrfeld erstmals gemeinsam mit den

Zweites Vatikanisches Konzil 1962–1965

Das Zweite Vatikanische Konzil von 1962 bis 1965 war ein Jahrhundertereignis. Seit 1870 hatte es kein Konzil mehr gegeben, damals führte die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes zum Kulturkampf in der Schweiz und zur Abspaltung der Christkatholischen Kirche. Das vorletzte Konzil fand nach der Reformation, 1545 bis 1563, statt.

Das Zweite Vatikanische Konzil hatte Reformen beschlossen, die als Paradigmenwechsel gelten. Das Konzil nahm den Bruch mit der Tradition in Kauf. Es bekannte sich zu Menschenrechten, anerkannte die Religionsfreiheit und würdigte das Judentum positiv im Dokument «Nostra aetate». Jahrhundertelang hatte der Grundsatz gegolten: «Ausserhalb der Kirche kein Heil»; die Heiden würden in schrecklicher Finsternis leben. Die Erklärung über die Religionsfreiheit wurde von traditionalistischen Kreisen als unerhörter Angriff auf den Wahrheitsanspruch der kirchlichen Lehre empfunden. Religiöser Pluralismus und interreligiöser Dialog wurden nun möglich. Die Erklärung über das Apostolat der Laien forderte zur Teilhabe der Laien an der Sendung der Kirche auf. Die Laien hätten ihren Auftrag von Christus selbst und nicht von den Bischöfen.

reformierten anlässlich des Weltgebetstags für Frauen. Im Dezember 1968 feierten die Reformierten erstmals die städtische Weihnachtsfeier in Brugg zusammen mit den Katholiken.[1] (Siehe auch Seiten 116 und 117)

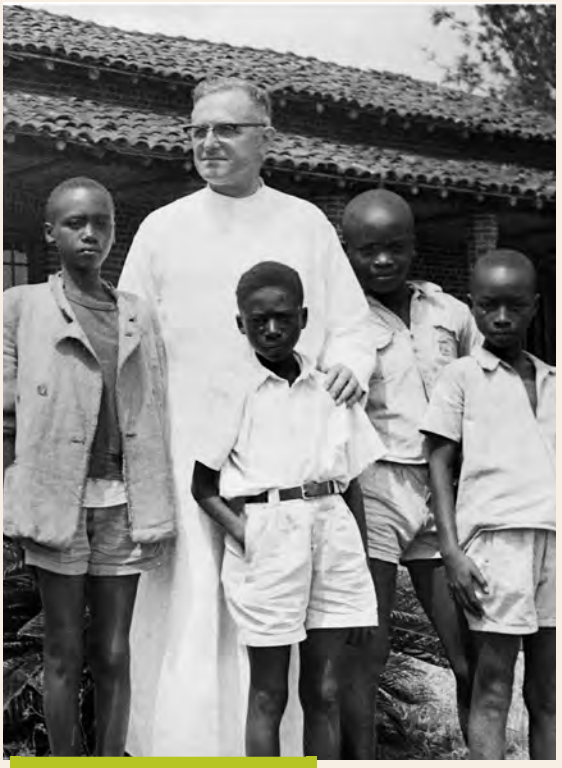
«Katholischer Mann, erfülle deine Stimmpflicht!»

Die aufgeschlossene Haltung der hiesigen Pfarrer zeigte sich auch bei der Einführung des Frauenstimm- und Wahlrechts. Drei Jahre vor der Schweizer Abstimmung erhielten die Frauen in der katholischen Landeskirche Aargau 1968 das Stimm- und Wahlrecht. Die beiden Pfarrer Schmidlin und Vogel stellten sich eindeutig hinter ein «Ja» und platzierten nur zustimmende Voten in mehreren «Pfarrblatt»-Ausgaben. So hiess es: «In keinem anderen Bereich des öffentlichen Lebens waren die Frauen bis jetzt schon so stark engagiert wie in kirchlichen Sachen. Wenn ein Pfarrer seine ersten und letzten Kräfte mobilisieren will, so sind dies in der Regel die Frauen- und Müttervereine. Der Einzug von Frauen in die Kirchenpflegen ist zu begrüssen. Die Erfahrung zeigt, dass auch einer Schulpflege ohne weibliche Mitglieder etwas fehlt. Durch ein Ja soll der katholische Stimmbürger diese Aufgeschlossenheit am 18. Februar quittieren.»

Sogar Arnold Helbling, Sohn des ehemaligen Kirchenpflegepräsidenten aus Brugg und nun Pfarrer in Aarau, warf sein Gewicht in die Waagschale mit der Aufforderung im «Brugger Pfarrblatt»: «Als Pfarrer möchte ich wünschen, allen am Wohl einer Pfarrei interessierten Pfarrangehörigen beider Geschlechter und aller Nationen das kirchgemeindliche Stimmrecht einzuräumen. Katholischer Mann, erfülle deine Stimmpflicht am 18. Februar.»

Die Pfarreien Brugg und Windisch erwiesen sich als zwei fortschrittliche Diasporapfarreien. Mit einem überwältigenden Ja-Anteil von 77 Prozent befolgten die katholischen Männer den Appell ihrer Pfarrer. Im Kanton wurde die Vorlage mit einer Zustimmung von 55 Prozent angenommen.[2]

17. November 1968: Via Fernsehen kam die Sonntagspredigt nach Hause. Von linls: Konzelebration mit Pfarrer Vogel, Vikar Stierli und Don Edoardo Borgialli. Der Laie Emil Lauper trug am Ambo die Lesung vor, Pfarrer Eugen Vogel hielt die Predigt.



Pfarrer Albin Fischer verliess im November 1959 die Pfarrei Brugg und wirkte in Ruanda. Er knüpfte ein Band zwischen der Schweiz und Afrika und pflegte den Kontakt zu seiner ehemalige Pfarrei. In seinen Briefen legte er dar, dass Laien auch in der Mission gefragt waren – ein Wandel in Richtung Entwicklungshilfe.

Direkter Draht zur Dritten Welt

1976 hielt ein Konzeptpapier der beiden Dritt-Welt-Gruppen Brugg und Windisch fest, bei einem direkten Bezug zu konkreten Projekten sei man bereit zu spenden. Daher wurden vorwiegend Projekte mit Bezug zur Pfarrei unterstützt. Albin Fischer kehrte 1974 aus Ruanda zurück, im gleichen Jahr wurden 5000 Franken an Ruanda ausgerichtet. Hinter einem weiteren Projekt, das 1974 in Angola unterstützt wurde, stand die Verbindung zu Heini Gebhard. Auch Margrit Fuchs in Ruanda oder Schwester Christa Mazenauer in der Missionsstation Burundi erhielten über viele Jahre Gelder zugesprochen.

Erstmals Diskussion um Kirchensteuern für die Dritte Welt

Einen denkwürdigen Aufbruch markierte die Kirchgemeindeversammlung im Januar 1969: Zum ersten Mal war die Rede von der «Not in der Dritten Welt». Ein schriftlicher Antrag von Josef Hänggi aus Windisch lag der Kirchenpflege vor. Ein Prozent des Steuerertrags sei dem «Fastenopfer» abzuliefern. Die Kirchenpflege hatte dies im Voranschlag von 1969 nicht vorgesehen. Doch in den letzten zehn Jahren waren die Steuereinnahmen jährlich um rund 100 000 Franken gestiegen. In einer finanziell soliden Zeit erfolgte somit der Antrag eines Kirchenmitglieds auf Ausrichtung von Geldern zugunsten der Dritten Welt. Die Kirchenpflege dagegen liess darüber abstimmen, ob sie beauftragt werden sollte, bis zur nächsten Budgetberatung – das hiess in einem Jahr – abzuklären, ob die Überweisung an das «Fastenopfer» rechtlich überhaupt zulässig sei. Dass allenfalls 8000 bis 10 000 Franken ins nächste Budget aufzunehmen seien, fand vorerst die Zustimmung der Mehrheit. Kritik kam einzig vonseiten einer Frau: Sie stellte die Frage in den Raum, ob nicht vermehrt den Angehörigen der Pfarrei Geld zur Verfügung gestellt werden müsste.[3]

1 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 10.10.1966, 15.10.1968.
2 Pfarrblatt Nr. 7, 16.2.1968, Nr. 8, 23.2.1968.
3 AvKG: A.11.03.2. Protokoll 27.1.1969.

Aktive Gruppen für die Dritte Welt

Die «Gruppe Dritte Welt» verteilte nicht einfach Gelder, sondern leistete intensive Überzeugungs- und Aufklärungsarbeit in der Gemeinde. 1977 zum Beispiel publizierte man Beiträge im «Pfarrblatt», feierte spezielle Gottesdienste und Meditationen, organisierte Aktionen wie Ausstellungen und Bastelarbeiten. Die «Gruppe Dritte Welt» evaluierte auch die zu unterstützenden Projekte. Das Anliegen war breit abgestützt: In beiden Pfarreien gab es eine «Gruppe Dritte Welt», später auch eine im Birrfeld. Nach 2000 nannte sie sich «Gruppe faire Welt» und man sprach nicht mehr von der Dritten Welt, sondern von der Unterstützung zugunsten der Länder des Südens.

Bild: Aufruf gegen den Hunger, gegen Unrecht, gegen Krieg. Die Hilfswerke Fastenopfer, Brot für alle, Swissaid spannten 1969 mit ihrer Kampagne zusammen.

1969 war die Kirchenpflege überrumpelt durch den Antrag Hänggis. Was mit Dritter Welt gemeint sei, war ihr unklar, genauso neu war die rechtliche Situation. Durfte eine Kirchgemeinde Steuergelder für diesen Zweck einsetzen? Nein, antwortete damals noch der Synodalrat der kantonalen Kirche auf Anfrage. Eine andere Möglichkeit, nämlich Geld aus dem Rechnungsüberschuss für die Dritte Welt abzuzweigen, sei rechtlich auch in einer Grauzone, wurde aber, wie in Erfahrung gebracht wurde, von der Kirchgemeinde Baden praktiziert.

Nun griff das «Badener Tagblatt» das Thema «Gelder für die Dritte Welt» im Vorfeld der nächsten Kirchgemeindeversammlung im Juli 1969 auf und publizierte Leserbriefe. Unter dem Titel «Mehr als betrüblich» und dem Lead «Fragwürdige Entwicklungshilfe-Politik in der katholischen Kirchgemeinde» prangerte Joseph Hänggi die ablehnende Einstellung der Kirchenpflege an und verwies auf ein Rechtsgutachten der reformierten Synode, welche Beiträge an ein kirchliches Hilfswerk als zulässig erachtete. Die Diskussion zum Traktandum «Verwendung von Kirchensteuern für die Dritte Welt» verlief hitzig. Ein Teilnehmer war der Meinung, man habe von der Kirchenpflege genug Juristisches gehört. Man solle ein Präjudiz schaffen, das Risiko wagen und Steuergelder für diesen Zweck einsetzen. Pfarrer Schmidlin fand, zwar müsse man in der Gemeinde mehr für die Dritte Welt leisten als bisher, nur sei er gegen die prozentuale Abzweigung vom Steuerertrag. Das Thema Dritte Welt war eine Generationenfrage. So meinte ein jüngerer Votant, die älteren Leute sollten sich nicht passiv verhalten, alle sollten einen Akt der Nächstenliebe üben. Dass die Kirchenpflege für die Dritte Welt nur «Opferwilligkeit» empfehle, fand er nicht schön. Ein anderes Mit-

4 BT, 4.7.1969; AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 8.7.1969.
5 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 24.9.1969.

Aus der Sammelaktion im Missionsjahr 1960/61 entstand das Hilfswerk Fastenopfer. Seit 1969 arbeitet das «Fasten-opfer» eng zusammen mit dem reformierten Werk «Brot für alle». Kampagnenplakate von 1980 und 1986.

glied bemerkte, die Entwicklungshilfe sei wichtig, früher habe man auch schon für alle möglichen Hilfestellen eingezogen. Er war aber gegen fixierte Zahlen, auf freiwilliger Basis erhalte man mehr. Das Angebot von Pfarrer Schmidlin, die Jungen einzubeziehen und ihnen eine Plattform für ihre Anliegen in der Kirche zu bieten, wurde von René Zihlmann gerne aufgenommen, Mitbegründer der sich formierenden «Gruppe Dritte Welt». Schliesslich gings zur Abstimmung: Der Antrag von Josef Hänggi, vorläufig 1 Prozent oder 8000 Franken aus dem Rechnungsüberschuss für die Dritte Welt abzuzweigen, erhielt 32 Stimmen und wurde angenommen. Der Antrag der Kirchenpflege, die Angelegenheit nochmals zur Abklärung dem Synodalrat zu unterbreiten und in der Zwischenzeit freiwillige Opfer durch die Pfarrer aufzunehmen erhielt 18 Stimmen.[4]

Die beauftragte «Spezialkommission» – beteiligt waren unter anderem Josef Hänggi, René Zihlmann und Heini Gebhard – schlug in der Folge zwei konkrete Projekte vor: 2000 Franken gingen an das Schweizerische Katholische Laienhilfswerk, zu welchem Heini Gebhard Kontakt hatte. 6000 Franken überwies man an das «Fastenopfer» Luzern. Es war rechtlich nicht erlaubt, Steuergelder an Privatpersonen zu vergeben, sondern nur an öffentliche Institutionen.[5]

Feilschen um die Gelder für die Länder des Südens

Der Betrag von 8000 bis 10 000 Franken zugunsten der Entwicklungshilfe hatte sich nach drei Jahren etabliert. Einnahmen und Überschuss der Kirchgemeinde stiegen jedoch. Die nun seit 1970 bestehende «Gruppe Dritte Welt» verlangte demzufolge 1973 eine Erhöhung auf 16 000 Franken, um wieder das Ziel von einem Prozent des Steuerertrags zu erreichen. Gleichzeitig beantragte die Kirchenpflege der Kirchgemeindeversammlung eine Steuersenkung. Die Diskussion um die Verteilung der Gelder war eröffnet. Für die einen waren die 16 000 Franken nichts weiter als ein Alibi, einem anderen war die Armut im eigenen Land näher, wiederum ein anderer bemerkte, dass die Seelsorger überlastet waren und mehr Personal eingesetzt werden sollte. Ein Votant wünschte sich, dass die jungen Mitbürger mit ihren Anliegen ernst genommen werden, 16 000 Franken Entwicklungshilfe sei eher wenig. Schliesslich setzte sich die Steuerreduktion durch, und auch der Beitrag für die Dritte Welt von 16 000 Franken wurde bewilligt.

1974 stritt man erneut um eine Anpassung der Dritt-Welt-Gelder aus dem Rechnungsüberschuss. René Zihlmann von der «Gruppe Dritte Welt» verlas eine Erklärung, worin er der Kirchenpflege vorwarf, sie zeige eine ängstliche Haltung. In ihren Erklärungen dringe

Gemeinsam essen und für einen guten Zweck Geld sammeln: Der «Fastensuppe»-Anlass wird alljährlich in allen fünf Kirchenzentren durchgeführt, teilweise zusammen mit den Reformierten. Im Bild: Vorbereiteter Saal und Küchenteam im Kirchenzentrum St. Franziskus Schinznach 2016.

ein negativer und ironischer Unterton durch. Engagiert forderte er: «Der Christ kann nicht tatenlos den Problemen der Dritten Welt gegenüberstehen.» Schliesslich hiess die Mehrheit der Versammlung 24 000 Franken gut und überwies zusätzliche 11 000 Franken aus dem Rechnungsüberschuss.

Doch die Kirchenpflege gab nicht auf: 1975 standen wiederum nur 10 000 Franken im Voranschlag. Mit 100 gegen 89 Stimmen wurden die Gelder für die Dritte Welt auf 19 000 Franken erhöht. Das Engagement für die Dritte Welt war ein Auf und Ab und erforderte Dauerpräsenz und hartnäckiges Dranbleiben der Jungen. Die Rechnung der Kirchgemeinde geriet 1977 ins Minus. Zusammen mit einer Steuererhöhung kürzte die Versammlung auf Antrag der Kirchenpflege den Budgetbeitrag für die Dritte Welt auf nun 15 000 Franken.[6]

Politisch aktive Junge

Das Engagement zugunsten der Dritten Welt kam nicht von ungefähr. Pfarrer Albin Fischer hatte Brugg 1959 verlassen und war in die Mission nach Kabgayi/Ruanda gegangen. Von dort aus hielt er den Kontakt zu seiner einstigen Kirchgemeinde Brugg aufrecht. So predigte er am 4. Juli 1965 in der frisch geweihten Marienkirche zum Thema Mission in Afrika; das entsprechende Opfergeld kam seiner Tätigkeit zugute. Er forderte auch Laien auf, in die Mission zu gehen, überall fehle es an Christen. Er vermochte Heini Gebhard für die Mission zu gewinnen, später Margrit Fuchs. Diese konkrete Verbindung zur Dritten Welt, aber auch die Gründung des «Fastenopfers», welches 1962 aus der Missionsaktion des Jungwacht-Bundesleiters Meinrad Hengartner hervorgegangen war, sowie offene Vikare liessen die Jungen aus dem Kreis der ehemaligen Jungwächter in der

6 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 11.9.1973, A.11.03.2. Protokolle Kirchgmeindeversammlung 11.12.1973, 27.6./10.12.1974, 22.11.1977.
7 Gespräch Kurt Rüegg 6.6.2015; AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 2.4.1974, Ressort Jugend: Franz Neff.
8 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 27.10.1978.

Kirche aktiv werden. Gleichzeitig war das Thema politisch aktuell: In den 1960er-Jahren prägte die Unabhängigkeitsbewegung die Afrika-Diskussion.
Ehemalige Jungwachtleiter in Brugg und Windisch, die Geld für ihre Lager auftreiben mussten, wussten um die Mechanismen der Kirchgemeinde und waren bestens vernetzt. Sie sicherten sich die Unterstützung ihres Anliegens, indem sie einerseits viele Mitstreiter zum Erscheinen an Kirchgemeindeversammlungen aufboten und anderseits mit Franz Neff einen ihnen Nahestehenden 1974 in die Kirchenpflege wählen liessen.[7] Dass der Bischof klar hinter dem Anliegen der Mission stand und die Finanzierung durch Steuergelder befürwortete, ging anlässlich seines Pastoralbesuchs in Brugg 1978 hervor und stärkte den hier Engagierten den Rücken.[8] 1980 stand die Entwicklungshilfe nicht mehr zur Diskussion. Nachdem die Einnahmen der Kirchgemeinde gestiegen waren, sollte der Beitrag an die Dritte Welt im gleichen Rahmen erhöht werden. Kirchenpflegepräsident Guido Suter erinnerte daran, dass bei früheren Budgetierungen jeweils der Betrag von einem Steuerprozent der Einnahmen angenommen wurde, konkret also 25 000 Franken. Der Antrag wurde mit grossem Mehr angenommen. Die Selbstverständlichkeit der Dritt-Welt-Gelder zeigte sich 1982. Trotz Sparmassnahmen wegen hoher Schulden stand die Kirchenpflege hinter den Verpflichtungen. «Gerechtigkeit schafft Frieden», meinte Pastoralassistent Waldemar Cupa damals, «Dritt-Welt-Beiträge sind auch Beiträge für den Weltfrieden.» Die grosse Mehrheit stimmte für die Beibehaltung der 25 000 Franken. Das Argument der Ein-Prozent-Regel war in den Köpfen verankert, sodass die Aufstockung auf 30 000 Franken ein Jahr später mühelos bewilligt wurde.

Integration der Akademiker

Nicht nur die Jungen engagierten sich in dieser Zeit des Aufbruchs nach dem Konzil. Auch Katholiken mit höherer Bildung beteiligten sich aktiv am Gemeindeleben. Waren mit dem Aufkommen der Industrie in Brugg und Windisch Arbeitskräfte für die Fabriken gefragt gewesen, so gab es nun vermehrt Arbeitsplätze im Dienstleistungsbereich. Die Frauenschule oder HTL, aber auch die neuen Banken eröffneten den Katholiken Stellen mit Karriereaussichten. Bereits 1960 sprach sich Pfarrer Lorenz Schmidlin in der Kirchenpflege für eine bessere Zusammenarbeit mit den Akademikern in der Pfarrei aus. Als Pfarrer müsse er mit allen Leuten gut auskommen. Er habe hierfür einen Auftrag von Bischof Franziskus von Streng erhalten. Ob ein Männerverein oder eine Männerrunde gegründet werden

Das Wirtschaftswachstum in den 1960er-Jahren war nur mit Gastarbeitern zu bewältigen, die vorwiegend aus Italien stammten. Im Bild: Arbeiter in der einstigen Giesserei Müller/GF in Brugg, am Standort der heutigen Bilander-Hochhäuser.

sollte, stand damals zur Diskussion. Auf jeden Fall sollten in diesem Rahmen Fragen zur Politik besprochen werden. Mit den Monatsversammlungen und dem Martinikreis gelang Schmidlin die Integration der zugezogenen und hiesigen katholischen Akademiker und Führungsleute. (Siehe Seite 71) Durch den engen Kontakt zu diesen Kreisen bezeichnete man Lorenz Schmidlin als «Herrenpfarrer». Auch an der Gründungsversammlung der ersten katholischen Studentenverbindung im Aargau im November 1966 war Pfarrer Lorenz Schmidlin beteiligt. Die Verbindung der Studenten des Technikums in Windisch nannte sich «Habsburger» und war die 57. Sektion des 1841 gegründeten Schweizerischen Studentenvereins von 8800 Studenten und Altherren.[9]

Integration der Gastarbeiter: Ein Pfarrer für die Saisonniers

1960 lebten in der Pfarrei Brugg über 1000 italienische Gastarbeiter. Sie bezahlten rund 20 000 Franken Steuern. Das entsprach damals zweimal dem Jahreslohn eines Pfarrers. Brugg überwies 3000 Fran-

Taufe in Windisch 1970: Don Edoardo Borgialli betreute von 1963 bis 1996 die der Missione Cattolica Italiana angeschlossenen Italiener.

ken an die kantonal organisierte Italiener-Seelsorge. Viel an seelsorgerlicher Leistung erhielten die Gastarbeiter nicht: Monatlich wurden den Italienern in Brugg zwei Gottesdienste und eine Sekretariatsstunde angeboten. 1961 weigerten sich einige Italiener, die Kirchensteuern zu bezahlen. Es gab sogar solche, die sich deshalb als konfessionslos erklärten, und andere, die den Kirchenaustritt eingereicht hatten. 1962 wurden monatlich vier Gottesdienste für Ausländer durch die Station der Missione Cattolica von Baden angeboten. Bis 1962 war der Gastarbeiterbestand auf 2455 Personen angestiegen. Das Kantonale Komitee für die Italiener-Pastoration wies in der Folge dem Bezirk Brugg und dem Fricktal einen eigenen italienischen Pfarrer zu. Don Edoardo Borgialli wohnte 1963 zuerst im alten Pfarrhaus in Brugg, ab 1966 bis zu seiner Pensionierung 1996 am Gladiatorenweg 10 in Windisch.[10]

Das grösste Problem für die Gastarbeiter-Eltern war jedoch die Sorge um ihre unbetreuten Kinder. Ein Kinderhort war Don Edoardos wichtigstes Anliegen und kaum hatte er seine Arbeit in Brugg aufgenommen, startete er eine Umfrage. Bereits Ende 1963 erklärte er der Kirchenpflege, dass sich die Eltern von 43 Kindern für eine Ganztagesbetreuung mit Mittagessen gemeldet hätten und bereit wären, sich an den Kosten zu beteiligen.[11]

Missione Cattolica Italiana am Gladiatorenweg 10

Die katholische Kirche nahm sich der Gastarbeiter aus Italien an. Ab 1963 betreute Pfarrer Don Edoardo Borgialli die Missionsstationen Brugg und Frick.
Er gab 1964 als Seelsorger den nun 3645 fremdsprachigen Katholiken im Bezirk Brugg eine kirchliche Heimat. Die Gemeindekanzlei Windisch zählte 1965 bereits einen Katholikenanteil von 41,51 Prozent. Die Gastarbeiter benützten die neue Marienkirche in Windisch rege. Nach der Sonntag-Abendmesse traf man sich zur anschliessenden Kinovorstellung im Gemeindesaal.
Im Bild: Das Haus am Gladiatorenweg 10 in Windisch diente während fast fünf Jahrzehnten als Pfarrhaus für die Missione Cattolica Italiana.

Villa Knoblauch in Schinznach Bad: Der Kinderhort öffnete im Dezember 1966. Klosterschwestern betreuten die Kinder der Gastarbeiter, da die Mütter als Arbeitskräfte gefragt waren.

Katholiken errichten ersten Kinderhort im Bezirk Brugg

1963 orientierte die Kirchenpflege erstmals über die Pläne zur Errichtung eines Kinderhorts, welcher von der Missione Cattolica, dem Staat, den Gemeinden und der Industrie mitfinanziert werden sollte. Der Verband der Industriellen von Brugg und Umgebung begrüsste die Initiative, verlangte allerdings einen Hort für alle Ausländerkinder. Die Stadt Brugg schloss sich dieser Forderung mit der zusätzlichen Auflage an, dass die Leitung einer gemeinnützigen Institution zu übertragen sei. Vonseiten der Stadt konnte bei einer katholischen Trägerschaft keine Unterstützung erwartet werden. Das wurde deutlich bei einer Besichtigung des italienischen Horts in Lenzburg. Auch dabei waren Stadtammann Rohr und Direktor Felix des Industriellenverbandes. Sie bemängelten, das Asilo Lenzburg werde konfessionell zu einseitig, ähnlich einem Kloster, geführt.
Doch Kirchenpfleger Manfred Tschupp wollte keinen konfessionslosen Hort, er fühlte sich verpflichtet, «einen katholischen Standpunkt einzunehmen». Die Kirchenpflege wollte sich weder von der Stadt noch von der Industrie bevormunden lassen und entschied sich für den Alleingang. Es sei zwar Aufgabe der Industrie und der Gemein-

9 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 5.7.1960. Gespräch Erika Diethelm 30.3.2016, Vreni Wood 24.7.2015; Pfarrblatt, Nr. 47, 25.11.1966.
10 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 11.7.1960, 6.9.1962, A.11.03.2. Protokolle 30.1.1961.
11 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 27.10.1960, 20.11.1961.
12 AvKG: A.11.03.2. Kirchgemeindeversammlung 27.6.1966, KP 17.5./27.6./12.7.1966.
13 AvKG: A.11.03.2. Kirchgemeindeversammlung 27.6.1966, KP 20.9.1966, 4.4.1967.
14 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 4.3.1969, 27.1.1970, 27.4.1971, 25.1.1972.
15 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 27.1.1979.

den, für die ausländischen Gastarbeiter, welche Steuern bezahlten, etwas zu unternehmen, befand Kirchenpfleger Hans Kamber. Doch alle Beitragsgesuche an die Gemeinden wurden abgeschlagen mit der Begründung, die Frauen sollten daheimbleiben. Die Suche nach geeigneten Räumlichkeiten gestaltete sich äusserst schwierig. Da sprang Hans Wattenhofer, Vizepräsident der Kirchenpflege, ein. Er zeigte sich bereit, die Villa Knoblauch in Schinznach-Bad für fünf Jahre zu günstigen Bedingungen zu vermieten.[12] Im September 1966 trafen zwei Schwestern aus Italien für die Kinderbetreuung ein. Am 5. Dezember 1966 startete der Hort in Schinznach-Bad. Sechs Kinder waren es an jenem ersten Tag, den Kindertransport übernahm die Firma Knecht für 20 Franken pro Tag. Ab April 1967 besuchten bereits 30 Kinder den Hort in der Villa Knoblauch, den ersten im Bezirk Brugg.[13]

Links: Kirchenpfleger Hans Wattenhofer spielte eine entscheidende Rolle beim Landerwerb in Schinznach, Villnachern und Lauffohr. Er vermittelte auch die Villa Knoblauch. Kirchenpfleger Hans Kamber (rechts) sprach fliessend Italienisch. Zusammen mit Don Edoardo und Hans Wattenhofer setzte er sich für den Kinderhort in der Villa Knoblauch und den Bau des Centro ein.

Ein Centro für die Italiener

Für die Integration der Fremdarbeiter waren sowohl die Kirchgemeinde als auch die Missione Cattolica zuständig. Die italienischen Klosterschwestern betreuten 1969 im Hort in Schinznach-Bad durchschnittlich 50 bis 55 Kinder. Das Einzugsgebiet war gross: 43 Prozent der Kinder kamen aus dem Raum Brugg-Windisch-Hausen, 37 Prozent aus Birr-Lupfig, die restlichen 20 Prozent verteilten sich auf die Gemeinden Scherz, Schinznach, Möriken bis Rupperswil. Ein Auto besassen damals die wenigsten, so wurden die Kinder mittels Car eingesammelt und abends zurückgebracht.

Ende 1972 musste der Hort wegziehen, die Villa Knoblauch wich einer Grossüberbauung. Geeignete Räumlichkeiten zu finden, war für die Kirchenpflege unmöglich gewesen. So fasste sie den Entschluss eines Neubaus auf dem in Lauffohr gekauften Land. Die Weiterführung des Horts entsprach einem dringenden Bedürfnis der Gastarbeiter, 750 Personen bezeugten das mit ihrer Unterschrift. Die Kirchenpflege musste handeln. Von den 11 400 Katholiken im Bezirk Brugg waren etwas über 4000 Ausländer, ihr Anteil entsprach mehr als einem Drittel aller Gläubigen.[14] Ein Centro als Begegnungsstätte und Ort der Freizeitgestaltung war den Italienern ein zentrales Anliegen. Obwohl die Kirchenpflege ein kirchliches Zentrum in Lauffohr wünschte, stand ein reiner Kirchenbau nicht zur Diskussion. Seit der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils war zudem Neues möglich. «Nach modernen Gesichtspunkten können Gottesdienste auch in Sälen, die entsprechend eingerichtet sind, abgehalten werden», erklärte der Kirchenpflegepräsident.[15]

Wohl erstes Gruppenfoto der Kinder im neu erbauten Centro Lauffohr mit Schwester Maria (1), Letizia (2) und Savina (3) sowie Köchinnen und weiteren Betreuerinnen. Nach dem Wegzug der italienischen Schwestern 1976 war der Kinderhort im Centro immer wieder infrage gestellt.

Dem Projekt Centro erwuchs an der Kirchgemeindeversammlung Ende April 1972 allerdings Widerstand. Zum einen störte man sich daran, dass den Ausländern nur ein Andachtsraum und keine richtige Kapelle zugestanden wurde, andererseits vertrat man die Auffassung, die Errichtung eines Horts sei Sache der Industrie. Die formelle Ablehnung wurde beantragt, die Finanzierung mittels Rechnungsüberschusses sei nicht rechtens. Dem wurde entgegengehalten, dass die Ausländer 1970 281 000 Franken Quellensteuern ablieferten. Das engagierte Eintreten der Kirchenpflege für das Centro trug Früchte. Baubeginn war sofort. Am 6. November 1972 feierte man das Rohbaufest, die Einweihung erfolgte am 23. Juni 1973. Ende Jahr waren 70 Kinder im Hort eingeschrieben und das Centro als Begegnungsstätte der Italiener in Betrieb genommen.[16]

Nun spricht man Deutsch: Ablösung der Hort-Schwestern

Mit dem Umzug ins Centro setzte eine neue Entwicklung ein. Diejenigen Ausländerkinder, die blieben, mussten eingeschult werden. Doch sie waren sowohl zu Hause wie auch im Hort nie mit der deutschen Sprache in Berührung gekommen. Ab April 1974 eröffnete man eine deutschsprachige Abteilung. Damit war der Hort Kindern aller Nationalitäten zugänglich. Ende 1974 waren von 122 Kindern

Ausländer erhalten das Stimmrecht

Im Verlauf der 1970er-Jahre zeichnete sich ab, dass viele Gastarbeiter in der Schweiz blieben. Auf Ebene der neu eingeführten Seelsorgeteams und der Katholikentreffen war eine Beteiligung von Ausländern möglich. Bischof Anton Hänggi empfahl, bei der Gründung von Pfarreiräten auch die Ausländer einzubeziehen.

Der erste Präsident des ersten Pfarreirats im Birrfeld war 1972 der Deutsche Heribert Strupp. Dass Ausländer auf Ebene der Kirchgemeinde nicht stimm- und wahlberechtigt waren, hatte zu Protestschreiben aus dem Birrfeld geführt. Doch 1979 führte das Organisationsstatut der Landeskirche Aargau das Stimm- und Wahlrecht für Ausländer ein. Damit konnten sich alle Ausländer, welche seit fünf Jahren im Aargau wohnten, in Listen eintragen lassen und an der Kirchgemeindeversammlung teilnehmen. 2004 erhielten alle Ausländer mit fester Niederlassung automatisch das kirchliche Stimm- und Wahlrecht zugesprochen.

85 Italiener. Das Verhältnis betrug $^2/_3$ zu $^1/_3$. Der deutschsprachige Hort wurde wegen des Altersunterschieds in zwei Abteilungen geführt. 1975 gab es daher einen deutschsprachigen Kindergarten. Die italienischen Schwestern konnten sich mit dieser veränderten Entwicklung nicht abfinden. Gleichzeitig wirkten sich die Erdölkrise und der damit verbundene Konjunktureinbruch auf den Betrieb des Kinderhortes und des Centro aus. Viele Gastarbeiter verliessen die Schweiz. Damit verlor der Hort Kinder, das Centro Besucher.[17] Die Zahl der betreuten Kinder sank 1975 auf 26. 1976 kehrten die Schwestern ins Mutterhaus nach Italien zurück. Damit war der Weg frei für die Anstellung einer Deutsch sprechenden Erzieherin, was einen Wendepunkt in der Ausländerseelsorge markierte: Der Schwerpunkt lag nun in der Integration der Kinder. Ende 1977 waren bereits 77 Kinder in Centro-Hort und es bestand eine grosse Warteliste.[18] Eine Kommission kümmerte sich nun um eine bessere Nutzung des Gebäudes. Der Landeskirche Aargau wurde das Centro als Jugendhaus angeboten, eine Nutzung als Weekend-Haus oder Tagungsort wurde gestartet und verzeichnete 1977 25 Weekends, 35 kirchliche und 25 andere Veranstaltungen.

Ist ein Kinderhort Aufgabe der Kirche?

Der Kinderhort für Gastarbeiter war akzeptiert, er galt als seelsorgerliche Hilfe für die von den Müttern unbetreuten Kinder. Beim nun erfolgreich geführten deutschsprachigen Kinderhort und Kindergarten war die Situation anders gelagert. Ein Centro für 70 Kinder? Dazu verursachte der Betrieb jährliche Defizite.[19] «Ob wir einen Hort führen sollen, ist zumindest insofern fraglich, als die Kirche nicht dazu da ist, den Lebensstandard der Eltern zu fördern. Jedoch stammen auch heute noch die meisten Kinder aus Gastarbeiterfamilien mit bescheidenem Einkommen», war die Haltung der Kirchenpflege. Die Weiterführung des Horts war sehr umstritten. Vor allem die Haus- und Betriebskommission des Centro setzte sich dafür ein: «Unverständlich ist für uns auch die Einstellung all jener, die das Bedürfnis eines Kinderhortes nicht einsehen und glauben, Mütter nehmen nur darum eine berufliche Tätigkeit auf, weil sie ihre Kinder im Hort abgeben können. Alle, die dies glauben, verkennen das Gesche-

16 AvKG: A.11.03.2. Kirchgemeindeversammlung 25.4.72; Projektprospekt Centro; A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 2.5.1972; 8.5./11.12.1973.
17 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 4.11./9.12.1975, 29.6.1976.
18 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 1.7.1975; 7.9.7196; A.11.03.2. Kirchgemeindeversammlung 13.12.1977.
19 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 15.10.1977, 14.2./23.5.1978.

Das Centro in Lauffohr war eine Begegnungsstätte für die Italiener: Es war wie eine Gastwirtschaft ausgebaut und erhielt die Lizenz für den Ausschank von Alkohol. Der Architekt Hannes Keller entwarf das 1973 eingeweihte Gebäude. Durch die Verwendung von vorfabrizierten Elementen konnte sehr schnell gebaut werden. Das Raumprogramm umfasste einen Kinderhort für 60 bis 70 Kinder, einen Kindergarten für 30 Kinder, einen Mehrzwecksaal mit Bühne, disponible Räume wie Jugendräume, Wohnungen für die betreuenden Schwestern des Horts und den Abwart. Der Mehrzwecksaal diente während der Woche als Speisesaal für die Kinder, am Sonntag als Gottesdienstsaal.

hen der Gesellschaft. Solange unsere Wirtschaft sich einer derartigen Blüte erfreut, werden Frauen Arbeit aufnehmen, auch wenn die Kinder schlecht oder ungenügend versorgt sind. Ist es nicht gerade eine erzieherische Aufgabe der Kirche, hier mitzuwirken? Sparen in der Kirchgemeinde: Es ist leicht, solche Aufgaben einfach dem Staat zuschieben zu wollen, wenn dieser sie nicht übernimmt. Wo ist da die soziale Verantwortung unserer christlich sein wollenden Kirche?»[20]

Kinderhort Tatzelwurm als diakonischer Auftrag

Durch verschiedene Bauprojekte hatte die Kirchgemeinde bis 1980 einen Schuldenberg von 4 Millionen Franken angehäuft. Sinkende Steuereinnahmen verhinderten Amortisationen, Kosten mussten gesenkt werden, der Centro-Hort stand in der Kritik, das jährliche Defizit störte. Eine breit angelegte Aussprache zwischen Kirchenpflege, Pfarreiräten, Finanzkommission, Hauskommission Centro,

20 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 1.5.1979.
21 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 18.10.1982, 4.9.1984, 30.8.1988, 6.3.1990, 5.3.1991, 17.10.1995, 8.4.1997, 20.5.1997, 19.8.1997, 9.9.1997, 7.10.1997, 22.6.1999, 20.6.2000.

Aufbau, Wandel und Wirken: Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg, 2. Aufl. 2018 ©Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg

Der Andachtsraum im Centro Lauffohr war mit Glasfenstern des Brugger Künstlers Willi Helbling ausgeschmückt.

Das Centro zur Zeit der italienischen Schwestern im Bild oben. Unverändert ist der Standort nahe am Waldrand: Auf zwei Wohnungen verteilt sich der Kinderhort Tatzelwurm am Erlenweg in Lauffohr.

Hortleiterin und Seelsorgern erfolgte 1982. Die Kirchenpflege wollte erfahren, ob der Hort die Unterstützung einer Mehrheit findet. Präsident Guido Suter verwies auf die Aussagen von Kantonaldekan Arnold Helbling. Eine Arbeitsgruppe unter seinem Vorsitz hatte festgestellt, «dass die meisten Mütter auch arbeiten gehen, wenn kein Kinderhort besteht. Ein Hort verhindere nicht nur Schlüsselkinder, sondern bereite die Kinder auf die Schule vor und gebe ihnen eine christliche Erziehung. Die Schliessung des Hortes wäre nicht zu verantworten.»

Auch wenn der Hort weitergeführt wurde, so blieb er innerhalb der Kirchenpflege umstritten. Mit der neuen Bezeichnung «Tatzelwurm» löste der Hort 1988 die negative Assoziation zum Asylzentrum Centro und schuf sich einen eigenen Ruf. 1990 war mit 27 Kindern Vollbelegung und die Gruppe Tatzelwurm gewann an der Fasnacht den ersten Preis. Wie beim Blauring oder der Jungwacht üblich, führte der Hort regelmässig Lager durch. 1997 erfolgte erneut eine Grundsatzdiskussion über die Weiterführung. Trotz gesunder Finanzlage der Kirchgemeinde störte sich die Finanzkommission am Hortdefizit von 60 000 Franken. Damit unterstütze man Familien, die keine Sozialfälle seien. Eine Mehrheit befand, der Hort sei als eine soziale Aufgabe der Kirche zu verstehen: Er gehöre zum diakonischen Auftrag der Kirche.[21]

[Das Gewissen ist wichtiger als die Lehrmeinung]

Josef Elser
Seelsorger Brugg-Nord 1974–1981

In Mosnang, Kanton St. Gallen, kam ich 1930 auf die Welt. Wir waren elf Kinder, von denen vier starben. Ich war der jüngste der Buben. Mein Vater war Sattler und Tapezierer, ein währschafter Handwerker. Meine Mutter war Weissglätterin. Sie glättete gestärkte Manschetten und Hemden. Sie hatte den Beruf bei ihrer Gotte gelernt. Für damalige Verhältnisse war es aussergewöhnlich, dass eine Frau einen Beruf erlernen durfte.
Der «richtige Glaube» war der Familie wichtig. Wenn eine der Schwestern eine Bekanntschaft zu Hause vorstellte, lautete die erste Frage: Ist er katholisch? Obwohl meine Mutter ursprünglich reformiert gewesen war. Gebete gehörten zum Alltag: Beim Aufstehen sprach man ein anderes Gebet als bei Tisch. Den Rosenkranz beteten wir nicht so oft in der Familie, sicher aber an Maria Lichtmess: Ohne Rosenkranzgebet gab es keine «geschwungene Nidel mit Meringue».

Matur in Einsiedeln 1953

Unser Kaplan hatte einen grossen Einfluss auf meine Entscheidung, einen geistlichen Lebensweg einzuschlagen. Ich war soweit ein guter Schüler, als ich nach der Primarschule die Sekundarschule besuchte. Danach stellte sich die Frage der Berufswahl. Mein Vater beklagte sich über hohe Lehrkosten. So wollte ich

Coiffeur werden. Doch einer der Sekundarlehrer war ein Geistlicher und stimmte mich um: Coiffeur könne ich später immer noch werden, ich müsse etwas anderes machen. So wurde ich gelenkt. Der Kaplan schlug mir vor, in Einsiedeln die Matura zu machen. Damit die Kirche im Dorf blieb, musste ich das Einverständnis des Pfarrers einholen. Er erklärte mir, normalerweise studierten die Knaben an jenem Ort, wo ihr Pfarrer auch gewesen sei, das sei bei ihm Engelberg. Ich kannte die Unterschiede damals nicht, als ich mit 17 nach Einsiedeln ging. Sechs Jahre war ich dort, von 1947 bis 1953.
Mein Vater konnte die Schule nicht bezahlen. Damals gab es die Möglichkeit des «Kollektierens». In den Sommerferien ging ich von Haus zu Haus, zeigte das Zeugnis, sagte, ich sei ein armer Student und bitte um Unterstützung. Da erhielt ich 50 Rappen, einen Franken, eine alte Jungfer gab einem vielleicht einen Fünfliber – das war damals sehr viel Geld. Im Kanton St. Gallen gab es zudem das «Gallusopfer» zugunsten von Studenten. So kam das Geld zusammen. Einsiedeln war relativ günstig: Das erste Jahr kostete 930 Franken. Nach der Matura entschied ich mich für den Eintritt ins Kloster Mariastein bei Basel, Kanton Solothurn, und wurde Benediktiner. Das Konzil Mitte der 1960er-Jahre erlebte ich als erfrischend und belebend. Im Kloster waren nicht alle gleich begeistert.

Theologische Offenheit in München 1970

Im Kloster waren sie interessiert an einem Pater mit einer katechetischen Ausbildung. Pater Anselm Bütler riet mir, nach München zu gehen, Luzern sei «alter Trott». Ich brauche etwas, das mich wachsen lasse. So studierte ich von 1968 bis 1971 in München am Institut für Katechetik und Homiletik. Die Professoren hiessen Heinrich Kahlefeld, Franz Schreibmeyr, Hermann Seifermann, Winfried Blasig. Verglichen mit der klösterlichen Hauslehranstalt war es eine offene Theologie, die mir viel fürs Leben mitgab, auch für mein persönliches Leben. Neu und einschneidend war zu lernen, man solle weniger aufs Lehramt hören als auf das eigene Gewissen. Grossartig war, dass man während der Vorlesung Fragen stellen konnte

> In den Sommerferien ging ich von Haus zu Haus, zeigte das Zeugnis, sagte, ich sei ein armer Student und bitte um Unterstützung.

und eine Diskussion in Gang kam. Dagegen beteten die Patres in der Hauslehranstalt, dass keiner auf die Idee komme, «dumme» Fragen zu stellen. Später war das für mich wichtig, als ich meine zukünftige Frau kennenlernte. Das Handeln nach dem Gewissen war entscheidend, nicht das Leben nach dem, was man einst einmal versprochen hatte. Ich erwarb in München das Diplom für Katechetik und Homiletik, das heisst für Religionsunterricht und Predigtkunde, für Erwachsenenbildung.

Eine freie Stelle für einen verheirateten Theologen

Als ich 1974 aus dem Kloster austrat, vermittelte mir der damalige Personalverantwortliche des Bistums, Otto Wüest, die Stelle in Brugg-Nord. Der Brugger Pfarrer sei ein sehr offener Mensch, meinte er. In einem Stellenbeschrieb habe der Pfarrer gesagt, er würde in seiner Pfarrei auch einen verheirateten Theologen anstellen. Das war ein wichtiger Hinweis. Pfarrer Schmidlin war ein offener und grosszügiger Chef. Wir verstanden uns sehr gut.
1974 übernahm ich den Seelsorgebezirk Brugg-Nord, um die Gemeinde aufzubauen. Erfahrung hatte ich in diesem Bereich insofern, als dass ich Mitte der 1960er-Jahre in Bettlach bei einem Pfarrer gewirkt und vor allem gese-

hen hatte, wie man es nicht machen sollte. So beschloss ich, die guten Erfahrungen auszuwerten. In Brugg-Nord lebten vorwiegend zugezogene Katholiken. Es gab keine kirchlichen Strukturen und in vielen Gemeinden keine Treffpunkte. In den einzelnen Dörfern

> **Bedauert wurde lediglich, dass ich nicht Messe lesen durfte, das hätten sie sofort akzeptiert.**

gab es drei bis fünf Kinder pro Klasse, die für den Religionsunterricht abgeholt wurden. Die ersten Gottesdienste führte ich hier ein, zuerst gegen den Widerstand der Kirchenpflege Brugg. Nachher waren diese froh darüber, dass in den Aussengemeinden etwas passierte. Ich feierte Gottesdienste in den reformierten Kirchen, in Mönthal alle zwei Monate, in Villigen übergab mir Pfarrer Christoph Minder sogar den Schlüssel zum Pfarrhaus, damit ich mich umziehen konnte. Auch in Umiken hielt ich relativ häufig katholische Gottesdienste ab. Martha Keller, die Frau des reformierten Pfarrers, spielte für mich sogar zur Maiandacht an der Orgel die verschiedenen Marienlieder. Für Pfarrer Schmidlin war das keine Konkurrenz. Er wollte, dass sich eine Zusammengehörigkeit in der Gemeinde bildete. Wir feierten Gottesdienste, in Umiken setzte man sich manchmal in der Pfarrscheune zusammen, auf dem Bözberg traf man sich danach bei Einzelnen privat, bei Bruno Weber oder Fritz Grand. Alle drei bis vier Monate gab es bei uns zu Hause in Riniken einen Treff.

Einer allein kann keine Ökumene machen

Triebfeder oder Hauptunterstützer der Ökumene war der reformierte Pfarrer Werner Keller in Umiken. Sein Leitgedanke war immer die Frage: Bringt es uns etwas für die Gemeinschaft? Für mich stand die Aussage im Zentrum, dass Jesus immer für die Einheit gebetet hatte. Er bat nie um eine Trennung. Es ging darum, den Menschen bewusst zu machen, dass wir eins sind und nicht getrennte Wege gehen müssen. Wenn wir es miteinander machen, wirkt es glaubhaft für die Leute. Und sie merken, dass Ökumene ihr Anliegen sein muss. Diese Haltung hat viele Menschen im persönlichen Alltag abgeholt, denn es gab viele konfessionell-gemischte Ehen. Gelungene Ökumene

Das Kirchliche Zentrum Lee in Riniken wird für die Katholiken im Seelsorgebezirk Brugg-Nord zu einem Ort der Gemeinschaft und der Begegnung im Glauben: Erstkommunion 1980 mit Seelsorger Josef Elser und den Katechetinnen Ruth Vögtli und Gerda Sonderegger (rechts).

kann nicht von oben dirigiert sein, sondern muss gelebt werden.
Den ersten Gottesdienst feierte ich in Riniken an einem «Lee»-Fest 1974. Damals kannte ich den Begriff «Lee» noch nicht einmal, bis mich Pfarrer Werner Keller aufklärte. Sogar Lorenz Schmidlin wusste nicht, was das «Lee» war. Werner Keller erklärte mir, dass es sich beim «Lee» um das vorgesehene Gebiet für ein ökumenisches Zentrum handle. Dass die Planung des Zentrums Lee in der Bevölkerung so gut ankam und so problemlos verlief, so Kellers

> Für mich stand die Aussage im Zentrum, dass Jesus immer für die Einheit gebetet hatte. Er bat nie um eine Trennung.

Überzeugung später, war uns beiden zu verdanken. Wir verstanden und vertrauten einander. Doch einer allein kann keine Ökumene machen. In Riniken wohnten viele sehr aufgeschlossene Leute, sowohl auf reformierter wie auf katholischer Seite. Der erste Sigrist im «Lee», Fredy Kummer, war reformiert. Mit dem Zentrum wurde das Leben hier in Riniken gefüllt, es gab einen Kitt unter der Bevölkerung. Die Orientierung nach Brugg fiel damit weg. Erwähnenswert ist die Person von Eva Bindschädler. Der reformierten Präsidentin der Kirchgemeinde waren wir sehr wichtig. Wir arbeiteten einen sehr fairen Vertrag für beide Seiten aus.

Das Bistum bekam die Pläne nie zu Gesicht

Beim Bau des Zentrums Lee führten Werner Keller und ich einen klugen Schachzug aus. Ich sagte zu ihm: «Baut das auf eure Verantwortung. Wir verstehen uns.» Sobald eine theologische Kommission ihren Segen dazugeben muss, wird es kompliziert. Später bemerkte einer vom Bistum: Das sei eigentlich nicht ganz richtig abgelaufen. Sie hätten nie etwas davon gesehen. Da gab ich zur Antwort: «Das wollten wir auch nicht.» Das hätte wohl Differenzen bezüglich Ausstattung gegeben und irgendwelche Spitzfindigkeiten. Dem Herrgott ist das egal. Die Bischöfe Anton Hänggi und Otto Wüst hatten schliesslich Freude am Ökumenischen Zentrum Lee.
Ich kannte nur ein Ehepaar, das Mühe damit hatte, einen verheirateten Theologen als Seelsorger zu akzeptieren, und keinen Senioren-Weihnachtsbesuch wünschte. Nach ein paar Jahren hatten sie dennoch Freude. Viele bewerteten meine Lebensumstände als positiv. Bedauert wurde lediglich, dass ich nicht Messe lesen durfte, das hätten sie sofort akzeptiert. Doch ich hielt mich an mein Versprechen, das ich Bischof Hänggi gegeben hatte. Das hatte er mir ans Herz gelegt. So kamen andere Priester, vor allem aus Klöstern, zum Messelesen. Leben und leben lassen und auf die Menschen zugehen: Mit diesem Motto bin ich hier in Brugg-Nord gut gefahren.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Münchner Oratorium: Vorreiter der liturgischen Bewegung und Erneuerung

Josef Elser nahm in seiner Ausbildung wichtige Impulse des Münchner Oratoriums mit auf seinen Lebensweg. Dieses war in vielen Bereichen wegweisend: Mitte der 1950er-Jahre erstellte es erstmals im Erzbistum München einen Kirchenneubau mit Gemeinde- und Jugendräumen. Im Bereich Liturgie nahm das Oratorium die Vorgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils vorweg: Die Gemeinde versammelte sich im Halb- oder Dreiviertelkreis um den Altar. Die Oratorianer erarbeiteten einen neuen Katechismus. Sie waren Vorreiter in der Erneuerung der Liturgie.

Vom Pfarrer zum Gemeindeleiter: In der Aufbruchstimmung nach dem Konzil 1965 folgte ein Jahrzehnt der Experimente mit einschneidenden Veränderungen. Laisierte Priester, Laientheologen, Liturgiegruppen und Pfarreiräte übernahmen Aufgaben in der Seelsorge, der Gemeindeleitung und in der Liturgie. Der Pfarrer von früher ist nun ein Mitarbeitender Priester.

Gemeindeleiter Simon Meier am Pfarreifest in der Riniker Waldhütte 2014.

[Ohne Laien keine Kirche]

Hauptamtliche Katecheten ersetzen den Vikar

Das enorme Bevölkerungswachstum forderte ab den 1960er-Jahren im Bezirk Brugg neue Lösungen, denn gleichzeitig sprach das Bistum von Priestermangel. Das Seelsorgekonzept von früher, wo der Pfarrer für alles zuständig war und alleine entschied, war überholt. Nur schon die Religionsunterrichtsstunden konnten Pfarrer und Vikare nicht mehr abdecken.

Als die zweite Vikarstelle in Brugg von der Bistumsleitung nicht mehr besetzt wurde, erhielt Pfarrer Schmidlin 1968 von der Kirchenpflege den Auftrag, einen Katecheten anzustellen. Bruno Troxler, der erste hauptamtliche Katechet, bewältigte ein grosses Unterrichtspensum von 22 Stunden auf der Basis eines Primarlehrerlohns. Auf Vikar Hans Schärli entfielen zwölf Stunden, Pfarrer Schmidlin übernahm sieben, die Mitarbeiterin Emmi Patriarca vier und weitere Hilfskräfte erteilten vereinzelte Stunden. 1970 wurde ein zweiter hauptamtlicher Katechet, diesmal für Windisch, angestellt. Eugen Vogel stellte fest, dass es ausserordentlich schwer war, einen Katecheten zu finden. Auf das Inserat hatte sich ein Pater aus Vaduz gemeldet. Der Vorteil dabei war, dass Pater Richard Brantschen neben den 16 Stunden Unterricht die Christenlehre der Schulentlassenen sowie das Jugendforum «Treffpunkt 70» übernahm und predigte. Die Stelle des hauptamtlichen Katecheten wurde ergänzt mit Aufgaben aus der Jugendarbeit.[1]

Testfall Schinznach-Dorf: Ein Fliegeroberst als Laienseelsorger

Der Bedarf an kirchlichem Personal war mit zusätzlichen Katecheten bei Weitem nicht gedeckt. Im Schenkenbergertal, im Birrfeld und in den Gemeinden nördlich von Brugg waren 1970 neue Seelsorgebezirke entstanden: Überall hätten Priester die Aufgabe gehabt, eine Gemeinschaft von Gläubigen aufzubauen, Unterricht zu erteilen, Messe zu lesen, zu taufen, zu trauen und Beerdigungen zu halten. Doch wegen des Priestermangels konnte kein Priester zur Verfügung gestellt werden. Für Schinznach kam eine ganz neue Lösung zum Tragen. Im September 1971 schlug Schmidlin der Kirchenpflege vor, einen Laien für die Stelle eines seelsorgerlichen Betreuers im Schenkenbergertal einzusetzen: den ehemaligen Fliegeroberst Willi Zuber. Beim Vorstellungsgespräch hinterliess dieser einen so guten Eindruck, dass die Kirchenpflege ihn einstimmig wählte. An der nächs-

1 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 1.10.1967, 19.8.1969, 17.2.1969, 17.3.1970.

ten Kirchgemeindeversammlung sprach der Präsident Klartext zur damals ungewohnten Situation im Schenkenbergertal: «Die seelsorgerliche Betreuung betrachtet die Kirchenpflege als ein Hauptanliegen der Kirchgemeinde. Der Priestermangel zwingt uns, neue Wege einzuschlagen.» Es war ein Experiment im Bistum Basel.[2]

Schweizer Premiere: Weihe des ersten Ständigen Diakons

Die Aufbauarbeit Willi Zubers im Schenkenbergertal war von Erfolg gekrönt. 1976 weihte Bischof Anton Hänggi in der St.-Nikolaus-Kirche in Brugg Willi Zuber zum ersten Ständigen Diakon der Schweiz. Der Laien-Seelsorger im Schenkenbergertal versah nun seit fünf Jahren mit bischöflicher Erlaubnis die Dienste eines Diakons. «Dieser in der Schweiz bahnbrechende Versuch erfuhr mit der Weihe Zubers seine Legitimation», kommentierte das «Aargauer Volksblatt». Aus dem Experiment wurde ein seelsorgerliches Modell für die Schweiz. Ein verheirateter Diakon wie Willi Zuber durfte trauen,

Willi Zuber: Persönliches Interesse an der «Sache Jesu»

Zuerst Lehrer, dann Fliegeroberst und nun Seelsorger im Schenkenbergertal: Mit 59 Jahren hatte Willi Zuber zum zweiten Mal einen Berufswechsel vorgenommen, nachdem er von 1964 bis 1970 den vierjährigen Theologiekurs für Laien und den zweijährigen Katechetikkurs abgeschlossen hatte. Über seinen Werdegang schrieb er: «Ich habe diese Vertiefung in die Theologie mir verschafft aus rein persönlichen Gründen, weil mich die ‹Sache Jesu› immer interessierte und ich engagiert die Entwicklung unserer Kirche mitverfolgte. Die Absicht, einen Berufswechsel zum Seelsorger vorzunehmen, hat nie bestanden.» Als Willi Zuber die Folgen des Priestermangels im Schenkenbergertal erkannte, hatte er sich nach anfänglicher, entschiedener Ablehnung schliesslich als Laienseelsorger zur Verfügung gestellt.

30. Mai 1976: Die Presse hielt den historischen Moment in Bildern fest. In der Kirche St. Nikolaus weihte Bischof Anton Hänggi durch Handauflegen Willi Zuber zum ersten Ständigen Diakon in der Schweiz. Rechts im Bild stehen Pfarrer Lorenz Schmidlin und Regens Otto Moosbrugger vom Priesterseminar Luzern. Das zweite Bild zeigt Willi Zuber, als er seiner hochbetagten Mutter den Friedensgruss brachte. Im Vordergrund ist die Frau des neu geweihten Diakons zu erkennen.

Taufen vornehmen und Wortgottesdienste halten. Der volle priesterliche Dienst mit Eucharistiefeier und Beicht-Hören mit Lossprechung blieb ihm jedoch verwehrt.

Das «Aargauer Volksblatt» schilderte seinen Lesern die besondere Diakonweihe vom 30. Mai 1976: «Der Bischof fragte den Kandidaten, ob er sich ganz in den Dienst des Diakonats zu stellen bereit sei. ‹Ich bin bereit›, kam die Antwort mit Sicherheit und Überzeugung. Willi Zuber legte sich auf den Boden, während Geistlichkeit und Kirchenvolk mit einer Litanei den Beistand Gottes und der Heiligen herabflehten. Dann kam der grosse Moment, wo der Bischof Willi Zuber durch Handauflegung zum Diakon weihte. Schliesslich wurde die Stola – diagonal als Amtszeichen des Diakons – umgelegt. Der Bischof übergab dem Diakon sodann eine aus dem Schenkenbergertal gestiftete Bibel zum Zeichen für den Dienst am Wort Gottes. Mit dem Friedensgruss des Bischofs an den Diakon war die eigentliche Weihehandlung abgeschlossen. Doch Willi Zuber gab den Friedensgruss weiter an die Kollegen im Brugger Seelsorgeteam und an seine Frau, an die betagte Mutter, seine Kinder, [...] zuletzt an alle Gottesdienstbesucher. Bei der Kommunionsspendung half der Neugeweihte ebenfalls mit.»[3]

Erstmals verheiratete Diakone

In der katholischen Kirche galt die Diakonweihe als Vorstufe zur Priesterweihe. Damit erfolgte die Aufnahme in die Gemeinschaft der Geistlichen, des Klerus. Das Konzil hatte sich für die Weihe von bewährten verheirateten Männern zu Diakonen ausgesprochen. Gestützt auf den Konzilsbeschluss empfahl die gesamtschweizerische Synode der Bischofskonferenz 1975, den Ständigen Diakonat einzuführen. Der Bischof von Basel nutzte nun als Erster diese Möglichkeit.

Aufhebung des Zölibats und Stellung der Frau sind ein Thema

In dieser Aufbruchstimmung war es möglich, sich eine andere Zukunft vorzustellen. Der Zölibat oder die Stellung der Frau in der Kirche stand zur Diskussion. In seiner Festrede dankte Pfarrer Lorenz Schmidlin «dem neuen Diakon Zuber für die Bereitschaft, Wege zu suchen und Schwierigkeiten zu tragen, damit die Gemeinschaft wachse». Schmidlin bekannte, man stehe erst am Anfang. Offen sei die Frage der Priesterweihe für Männer, die sich im seelsorgerlichen Dienst bewährt haben, sogenannte «viri probati», offen sei die Frage der vollen Ausübung des sakramentalen Dienstes für verheiratete Priester und offen sei die Prüfung der Möglichkeiten für den kirchlichen Dienst der Frau. Das zentrale Geschehen im Leben der katholischen Gemeinde sei die Eucharistie, so Schmidlin. «In wenigen Jahren aber werden viele Gemeinden ohne Priester sein. Wie soll es weitergehen? Muss, damit der Zölibat gerettet wird, die Eucharistie verdrängt werden?»

Lorenz Schmidlin sprach eine Entwicklung an, die eine Generation später deutlich sichtbar wurde. Damals wurde öffentlich davon gesprochen, dass man sich eine Zukunft ohne Zölibat vorstellte. Der

2 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 31.8.1971, 7.9.1971. A.11.03.2: Kirchgemeindeversammlung 25.1.1972.

3 AvKG: A.3.01.3. Dossier mit Zeitungsartikeln und Presseinformation Diözesane Pressestelle.

anwesende Leiter des Priesterseminars Luzern, Regens Otto Moosbrugger, meinte in seiner Rede, dass der eingeschlagene Weg des Bischofs als erster Schritt gesehen wurde: «Man kann sich mit Recht fragen, was unterscheidet den Dienst des Diakons vom Dienst des Laientheologen, wie ja einige hier in der Region tätig sind, unter anderem so genannte laisierte oder vom Zölibat dispensierte Priester, die als Laientheologen wirken. Der Diakon hat die Vollmacht zur feierlichen Taufe und zur Assistenz bei der kirchlichen Trauung, aber sonst unterscheidet sich sein Dienst nicht von dem des Laientheologen. Eigentlich müssten alle Laientheologen, die im allgemeinen seelsorgerlichen Dienst in Gemeinden stehen, in die sakramentale Ordnung aufgenommen werden. Wir stehen hier in einer etwas langwierigen und mühsamen Entwicklung des kirchlichen Amtes und seiner Strukturen. Vielleicht ist die heutige Diakonatsweihe ein Schritt vorwärts.»

Die Frage der Eucharistiefeier beschäftigte auch Bischof Anton Hänggi. Er hätte den Gläubigen des Schenkenbergertals gerne «ihren Pfarrer Zuber» geschenkt, «aber das entscheidende Nein kam aus Rom, wo man keinen Präzedenzfall schaffen wollte!», wurde er im «Badener Tagblatt» zitiert.[4]

Pionier-Ehepaar im Birrfeld: Zeit der laisierten Priester

Neue Wege beschritt auch Pfarrer Vogel im Birrfeld. Im Dezember 1971 bewarb sich René Merz für die Seelsorgestelle im Birrfeld. Diese Stellenbesetzung sei ein Beispiel für die Selbstständigkeit und den Spielraum, die ein Pfarrer damals noch hatte, meint Eugen Vogel: «Der spätere Bischof Otto Wüst war Generalvikar des Bistums, das heisst der Personalchef. Ihm sagte ich: ‹Ich brauche einen Mitarbeiter.› Die Antwort: ‹Wir haben niemanden.› Da kam die Bewerbung von René Merz. Otto Wüst sagte zu mir: ‹Den darfst du nicht nehmen, der hatte schon Schwierigkeiten mit dem Bistum Chur. Das ist ein verheirateter Priester.› Meine Frage, ob das Bistum mir eine andere Person stellen würde, wurde verneint. Da sagte ich: ‹Dann nehme ich ihn.› In jener Zeit herrschte so deutlich Personalmangel, dass verheiratete Priester eine Stelle finden konnten. Wir wirkten als ihre Schutzpatrone.»[5]

Eugen Vogel sollte den Entschluss nicht bereuen. René und Vreni Merz waren 1973 zwei schweizweit anerkannte Fachleute auf dem Gebiet des Religionsunterrichts. Die Kirchgemeinde hatte durch die Mitarbeit der Ehefrau doppeltes Glück: Vreni Merz übernahm acht Unterrichtsstunden, ein Drittel-Pensum eines hauptamtlichen Katecheten.

4 AvKG: A.3.01.3. Tischrede Lorenz Schmidlin und Regens Otto Moosbrugger; Aargauer Volksblatt 31.5.1976, Porträt Willi Zuber im Badener Tagblatt 26.5.1976.

5 Gespräch Eugen Vogel, 14.3.2014. Erwin Gut kam in die Schweiz. Als Theologe war er arbeitslos, fand dann Arbeit in einer Druckerei, bis er im Birrfeld als Katechet einstieg.

6 AvKG: A.11.04.2. Protokolle 7.12.1971, 25.1.1972, 13.6.1972, 23.10.1973, 16.1.1973.

René und Vreni Merz waren zwei bekannte Religionspädagogen. 1972 übernahm René Merz die Seelsorgestellenleitung im Birrfeld. Mit dem laisierten Priester wurden die monatlichen Wortgottesdienste eingeführt.

Doch es war ein Wagnis damals. Die Gläubigen hatten keine Erfahrung mit laisierten Priestern, denen die Sakramentenspendung verwehrt war. Das Feiern der Eucharistie und die Lossprechung des Buss-Sakraments waren ihnen verboten. Taufen oder Trauungen durften sie nur in «Notsituationen» durchführen, wenn der Pfarrer verhindert war. Das führte zu unmöglichen Situationen. Wollte ein Ehepaar unbedingt von René Merz getraut werden, musste er Daten vorschlagen, an denen Eugen Vogel nicht anwesend sein konnte.[6]

Als laisierter Priester in einer schwierigen Rolle

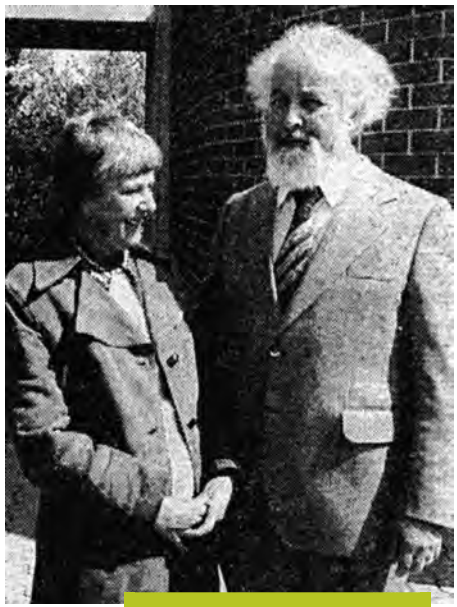
René Merz trat im März 1972 seine Stelle im Birrfeld an. In den Jahren nach dem Konzil konnten Priester einerseits noch darauf hoffen, laisiert zu werden. Eine Stelle in der Kirche zu finden und akzeptiert zu werden, war etwas anderes und keineswegs selbstverständlich. Das Seelsorgeteam im Birrfeld arbeitete gerne mit René Merz zusammen. Das macht ein Brief von 1974 an den Pfarreirat Windisch deutlich. «Obwohl wir im Moment ein gewisses Anrecht auf einen Priester für das Birrfeld haben, sind alle Teammitglieder der Meinung, dass wir mit unserem Seelsorger sehr gut zufrieden sein können.» Da die priesterliche Betreuung von Windisch gut funktionierte, war das Team einhellig der Meinung, dass «wir es am liebsten weiter so haben möchten wie bis anhin».

Als René Merz 1978 nach sechs Jahren zurücktrat, war sein Fazit dagegen durchzogen. «Der Aufbau war besonders schwierig: Viele Neuzuzüger, Wohnblöcke Wyden, Kontaktschwierigkeiten, weil

Die Arbeit mit Kindern war ihr ein Anliegen: Vreni Merz engagierte sich als Katechetin in der Pfarreiarbeit im Birrfeld. Später schrieb sie das Buch «Die Bibel an der Bettkante. Vorlesegeschichten, Erzählideen, Rituale». Wegweisend wurden auch ihre Gedanken zum Thema Achtsamkeit mit Kindern.

verheirateter ‹Priester›. Mein Hauptwunsch war Zusammenarbeit, was ich bis zuletzt nicht ganz zu erreichen vermochte.»

Weitere laisierte Priester kamen in der fortschrittlich eingestellten Diaspora im Birrfeld zum Einsatz. 1977 ergab sich die Möglichkeit, Erwin Gut, einen von der Missionstätigkeit in Zimbabwe zurückgekehrten, laisierten Priester, anzustellen. Ein Kirchenpfleger vertrat zwar die Meinung, dass «unser Bedarf an verheirateten Priestern gedeckt ist». Im Bistum Basel sei – verglichen mit anderen Regionen – schon eine grosse Anzahl laisierter Priester eingesetzt. Damals waren alle drei Seelsorgestellenleitungen der Kirchgemeinde durch verheiratete Laientheologen besetzt. Eugen Vogel und das Seelsorgeteam Birrfeld befürworteten jedoch die Anstellung des einstigen Bethlehem-Missionars Erwin Gut mit seiner Frau. Dieser übernahm von 1978 bis 1983 die Seelsorgestellenleitung im Birrfeld.



Der beliebte Seelsorger für Brugg-Nord Josef Elser und seine Frau Emmi beim Abschied 1981 im «Lee»: Es war 1974 keine Selbstverständlichkeit, als verheirateter und laisierter Priester eine Stelle in einer Gemeinde zu erhalten. Die Leute wollten denn auch zuerst die Frau an der Seite des ehemaligen Benediktiner-Paters kennenlernen.

Für Erwin Gut war das Verbot der Eucharistiefeier schwer zu leben. Er wechselte später zur christkatholischen Kirche und wirkte als Priester in Kaiseraugst. Doch Erwin Gut hatte Glück gehabt. 1980 war es mit der Offenheit vorbei: Unter Papst Johannes Paul II. verzögerte die Kurie in Rom die Zölibatdispenserteilung der Priester. Schliesslich wurden sie auch nicht mehr in der Seelsorge eingesetzt, was einem Berufsverbot gleichkam. Hervorragend ausgebildete Theologen gingen damit der Kirche verloren.[7]

Brugg-Nord: Ein Pater mit reformierten Wurzeln

Die Kirchgemeinde hatte mit Schmidlin und Vogel zwei Pfarrer, die ohne zu zögern, laisierte Priester ins Team aufnahmen. Beide zeigten die Bereitschaft, guten Mitarbeitern ihren Freiraum zu geben. Für die Besetzung der Seelsorgestelle Brugg-Nord erwies sich die Bewerbung von Josef Elser 1974 als Glücksfall. Und umgekehrt war er dankbar, als ehemaliger Benediktiner-Pater nach seiner Heirat selbstständig in der Seelsorge tätig sein zu können. Die Situation bedeutete für die Kirchgemeinde einen doppelten Gewinn: Josef Elsers Frau Emmi fand durch ihren Beruf als Heilpädagogin und als Mitglied in der Schulpflege Riniken sofort Anschluss an die Bevölkerung, auch war sie bereit, in der Seelsorge mitzuhelfen. Sie wurde schnell akzeptiert. Josef Elser wiederum verstand es, auf die Menschen zuzugehen. Er war ein hervorragender Prediger. Zu Beginn seiner Zeit in Riniken wurde er nur von einem Ehepaar offen

abgelehnt.
Zwei Prägungen wirkten befruchtend für sein ökumenisches Wirken in Riniken und den umliegenden Dörfern. Josef Elsers Grossmutter war reformiert gewesen, die Mutter hatte mit der Heirat die Konfession gewechselt. Die tiefe Achtung gegenüber den Reformierten wurzelte in dieser Beziehung. Die zweite Prägung kam durch die Ausbildung mit den Lehrern des Münchner Oratoriums. Sie werteten die Verantwortung gegenüber dem eigenen Gewissen höher als die Lehrmeinung der Kirche. Josef Elser und der reformierte Pfarrer Werner Keller aus Umiken fanden eine gemeinsame Ebene der Verständigung und hatten grosses, gegenseitiges Vertrauen. Auf dieser Grundlage erstellte die reformierte Kirchgemeinde als Bauherrin das Kirchliche Zentrum Lee für sich und die Katholiken. Die Katholiken beteiligten sich mit einem Sechstel der Kosten. Elegant liess sich so das Problem lösen, dem Bischof keine Pläne zur Genehmigung vorlegen zu müssen, verrät Josef Elser die damaligen Überlegungen.[8]
(Siehe «Persönlich» Seiten 172–175)

Nicht nur der Priester ist für die Pfarrei verantwortlich

Bischof Anton Hänggi förderte den Einbezug der Laien im Bistum Basel auf allen Ebenen. Denn die fehlenden Priester waren erlebte Wirklichkeit. Hänggi besuchte im August und Oktober 1978 die Pfarreien Brugg und Windisch. Dabei stellte er sich hinter das Konzept der Laien und sagte: «Es darf festgestellt werden, dass der Priestermangel ungezählten Frauen und Männern bewusst gemacht hat, dass nicht nur der Priester für die Pfarrei verantwortlich ist.» Eine Selbstverständlichkeit war die Situation des Bezirks Brugg fürs Bistum nicht. Hänggi hob im Gespräch die Ausnahmesituation hervor: «Wir haben hier schon sehr viele Fälle von Erleichterungen wie den Einsatz von dispensierten Priestern, welche nicht überall selbstverständlich sind und auch nicht unangefochten bleiben.» Hänggi eröffnete, dass in 15 Jahren sogar nur noch die Hälfte der Stellen mit Priestern besetzt werden könne und sprach vom Zusammenlegen von Pfarreien: «Der Einsatz von Laientheologen, Seelsorgehelfern und Diakonen muss gefördert werden.» Auf die Frage, warum die Priesterweihe von bewährten verheirateten Seelsorgern verweigert werde, äusserte er seine persönliche Meinung, die er auch in Rom vertreten hatte. Er war überzeugt, «dass die Kirchenvertreter die Tätigkeit eines vollen Gemeindeleiters ausüben, d. h. auch die Eucharistie feiern sollen». Der Bischof wertete den Wandel der Kirche als Zeichen von Leben. «Ein Grossteil an Arbeiten kann übertragen werden, was in unserer Diözese durch die Delegation von Pastoralassis-

7 AvKG: Akten Birrfeld: Brief Seelsorgeteam 7.5.74; Protokoll Katholikentreffen 13.3.1978; A.11.04.2 Protokolle 25.1.1977, 16.3.1983. Unter Papst Paul VI. gab es ab 1966 grundsätzlich Zölibatdispens, die ab 1978 von Papst Johannes Paul II. eingeschränkt wurde. Loser Friedli, Oh, Gott!, S. 192; Pfarrblatt Nr. 20, 15.11.1980.
8 Gespräch Josef Elser, 15.7.2015.
9 AvKG A.11.04.2. Pastoralbesuch 25.8.1978, 27.10.1978.

tenten praktiziert wird wie kaum in einer anderen Diözese.»[9]

Bischof Hänggi fordert Pfarreiräte

«Laien und Priester bilden zusammen das eine Volk Gottes. Alle sind berufen, an der Sendung der Kirche teilzunehmen», schrieb Bischof Anton Hänggi 1970 und empfahl den Pfarreien im Bistum eindringlich die Gründung von Pfarreiräten. Dem Pfarrer stand die Leitungsfunktion in der Gemeinde zu. Den Pfarreirat musste aber ein Laie leiten. Dieser Widerspruch war in der Praxis nicht einfach zu lösen.

Die Bildung des Pfarreirats band die Laien institutionell in die Amtskirche ein und gemäss den Richtlinien von 1970 umfasste das Betätigungsfeld die gesamte Seelsorge. Der Pfarreirat sollte in den Bereichen der Liturgie, der Erwachsenenbildung, der Jugendarbeit auf allen Altersstufen mitwirken, er organisierte pfarreiliche Veranstaltungen, übernahm die Kontaktpflege zu Neuzugezogenen, Alleinstehenden, Kranken und Gastarbeitern. Er engagierte sich bei Aktionen, im Bereich Mission oder Entwicklungshilfe und als Berater bei der Neubesetzung von Seelsorgestellen.

Mit den Richtlinien forderte Hänggi seine Pfarrer auf, mit der Bildung von Pfarreiräten Laien stärker einzubeziehen. Konkret schlug er sogar vor, dass ein Delegierter der Kirchenpflege im Pfarreirat Einsitz nehmen sollte.

Bereits 1969 hatte Eugen Vogel vorgeschlagen, die Kirchenpflege könnte im neuen «Seelsorgerat» Windisch Einsitz nehmen. Damals reagierte die Kirchenpflege brüskiert und wehrte ab mit dem Argument, ihr könne nicht vorgeschrieben werden, dass sie an Sitzungen teilnehme. Nun wurde genau das aber vom Bischof empfohlen. Indem die Kirchenpflege teilnahm an Pfarreiratssitzungen, geriet sie in ein Dilemma. Knackpunkt war die Frage der Einmischung in die Belange der Seelsorge. Verhindern liess es sich nicht.

Der Präsident der Kirchenpflege Guido Suter stellte 1978 fest: «Bereits zirkulieren wieder Vorwürfe, dass die Kirchenpflege sich in die Belange der Seelsorge einmischt.» Nun befürwortete es Pfarrer Bader, dass sich die Kirchenpflege mit der Seelsorge befasste, und erachtete die Zusammenarbeit mit dem Pfarreirat wichtig. Eugen Vogel erkannte ebenso: «Eine Vermischung der beiden Bereiche ist unumgänglich, wobei der Schwerpunkt der Kirchenpflege sicher im verwaltungstechnischen und finanziellen Bereich liegt.»[10]

Erste Pfarreiräte in den fünf Kirchenzentren

Der erste Pfarreirat Brugg umfasste zwanzig Personen aus Brugg, Lauffohr, Riniken, Bözberg, Umiken und Villnachern. Präsident war Martin Vögtli aus Riniken.

Mit der Schaffung von Seelsorgebezirken in beiden Pfarreien entstanden weitere Pfarreiräte.

14 Mitglieder des «Seelsorgerats Brugg-West» trafen sich unter ihrer Präsidentin Elisabeth Müller-Stebler im Februar 1971 zur ersten Sitzung.

Im Juni 1971 erfolgte die Wahl von 13 Personen in den Vorstand des Pfarreirats Brugg-Nord mit dem Präsidenten Alois Wyss-Scheuner aus Lauffohr.

Zum Präsidenten des ersten Pfarreirats in Windisch wählte die Pfarreiversammlung 1970 den Fürsprech Alois Keller.

Im Birrfeld hatte der Kirchenbauverein die Funktion einer Pfarreiversammlung übernommen. Er wurde nun überflüssig. 1972, mit Antritt des Seelsorgestellenleiters René Merz, entstand das Seelsorgeteam Birrfeld mit dem Deutschen Heribert Strupp als ersten Präsidenten.

10 AvKG A.11.04.2. Richtlinien für die Gründung und Führung von Pfarreiräten im Bistum Basel, Protokolle Kirchenpflege 10.12.1970, 2.11.1971, 20.6.1978.

11 Pfarrblatt Nr. 7, 1.4.1969, Nr. 8, 15.4.1971.

Pfarreiversammlungen wählen erste Pfarreiräte

1970 verkündete Eugen Vogel den glücklichen Start der ersten Pfarreiversammlung in Windisch. Über 80 Gläubige nahmen teil. Sie genehmigten Richtlinien für die Seelsorgearbeit in der Pfarrei, die Einführung des Seelsorgeteams und wählten Fürsprech Alois Keller als ersten Präsidenten. Für Eugen Vogel bedeutete der 11. März 1970 einen Wendepunkt in der Zusammenarbeit mit Laien: «Möge diese wichtige Gründungsversammlung in die Geschichte der Pfarrei Windisch eingehen als Markstein für eine zeitgemässe Mitarbeit des Laien in der Kirche. Wir werden in Zukunft regelmässig Pfarreiversammlungen einberufen, an denen sich jedermann zu den Problemen der Seelsorge äussern kann.» Bereits ein Jahr später berichteten die Pfarreiräte den über hundert Anwesenden aus der Arbeit der Pfarrei.[11]

In der Pfarrei Brugg hatte Lorenz Schmidlin in den 1960er-Jahren den Kreis erweitert und früh begonnen, die Laien in Entscheidungen miteinzubeziehen (siehe Seite 71ff). Im Zusammenhang mit der Errichtung eines Pfarreirats erklärte Schmidlin im «Pfarrblatt» 1970:

Begegnung in der Beiz

Vorläufer der Pfarreiversammlung waren im Bezirk Brugg die sogenannten Katholikentreffen. Sie dienten dem Kennenlernen der Zuzüger in den Aussengemeinden und dem Austausch mit den Gläubigen. Pfarrer Albin Fischer führte sie ein. So lud er 1958 die schulentlassene Jugend und die Erwachsenen zu einer Zusammenkunft im Restaurant Frohsinn in Stilli ein. Eine Woche später hatte er im Restaurant Ochsen in Lupfig den kleinen Saal für die Männer, Frauen, Töchter und Jungmänner aus Birr, Lupfig und Scherz reserviert. Er bat die Empfänger des «Pfarrblatts», «Katholiken in ihrer Nähe auf diese Zusammenkunft aufmerksam zu machen, vor allem solche, die alleinstehend sind und kein ‹Pfarrblatt› bekommen oder Neuzugezogene. Der Abend soll eine frohe Zusammenkunft unserer Pfarreiangehörigen sein und vermehrt Kontakt schaffen untereinander und mit uns Seelsorgern.»

Unterschiedliche Anlässe entstanden aufgrund der Initiative der Pfarreiräte, die oftmals zur Tradition wurden oder einen einmaligen Akzent im Pfarreileben setzten.

(1) Gottesdienst in der Turnhalle Birr anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums Pauluskirche Birrfeld 2016: Pfarreirat und Seelsorgeteam planten die vielfältigen Jubiläums-Aktivitäten.

(2) Palmsonntag in Brugg: Segnung der geschmückten Palmen. Die Organisation des Palmenbindens übernimmt traditionellerweise der Pfarreirat.

(3) Erzählzelt für Kinder: Mit einer interaktiven Bibelausstellung für alle Altersgruppen im Kirchlichen Zentrum Lee betrat der Pfarreirat Brugg-Nord im Jahr 2014 Neuland.

(4) Das Osterfeuer in Windisch wird durch den Pfarreirat zwei Tage und Nächte geschürt. Kinder bauen dazu eine Spirale.

(5) Der Pfarreirat im Birrfeld betreut 2016 das Jubiläumsprojekt «Paulusgarten», wo es darum geht, miteinander einen Garten zu pflegen und Begegnungen zu ermöglichen.

(6) Ein beliebter Pfarreianlass ist der Erntedankgottesdienst auf dem Kirchenplatz Windisch. Unter offenem Himmel bei gedeckten Tischen feiert die Gemeinde.

(7) Der Pfarreirat im Schenkenbergertal organisiert alljährlich einen Kino-Open-Air-Abend, so auch im 2016.

(8) «Rägebogezyt» heissen die Feiern für die Kleinen in Brugg. Engagierte Laien und oft auch Pfarreiräte pflegen die Beziehung zu den Eltern und Kindern.

(9) Aktiver Pfarreirat bei Jubiläen: Zum 20-Jahr-Jubiläum der Kirche St. Franziskus sorgte der Pfarreirat zusammen mit dem Seelsorgeteam für verschiedene Höhepunkte.

«Seit vielen Jahren hat das leitende Gremium des Männerkreises die pastoralen Fragen und Aufgaben der Pfarrei mitgetragen. Dieser Kreis wurde vor vier Jahren durch das Monatstreffen, zuerst mit den Männern, später zusammen mit den Frauen, erweitert. [...] Das Monatstreffen übte die Funktion des sogenannten Pfarreirates aus, zu dessen Gründung der Bischof eindringlich aufgefordert hat.»

Im Dezember 1970 berichtete Lorenz Schmidlin der Kirchenpflege, dass in Brugg ein Seelsorgerat (heute Pfarreirat) im Entstehen war. Es war ein gross angelegtes Unterfangen: Aus allen Dörfern sollte eine angemessene Vertretung berücksichtigt werden, gleich viele Frauen wie Männer.

Anfänglich waren in den Pfarreiräten Frauen und Männer aus möglichst allen politischen Gemeinden vertreten. Das ergab recht grosse Gremien. Insgesamt 78 Männer und Frauen engagierten sich in fünf Seelsorgeteams. Nach 1979 setzte sich die Bezeichnung Pfarreirat durch. Als Seelsorgeteam bezeichnete man nun die hauptamtlich Angestellten einer Pfarrei, die zusammenarbeiteten.

Die Kirchenpflege wusste schon bald um den Wert der Pfarreiräte. Schon im August 1971 wurden diese gebeten, mit je einem Vertreter bei der neu gegründeten Planungskommission Einsitz zu nehmen.

An den Diasporapfarreien Brugg und Windisch konnte der Bischof seine Freude haben, setzten sie doch seine Empfehlung rasch um. Das war im Bistum Basel nicht selbstverständlich: Die «Pfarrblatt»-Leser erfuhren im April 1971, dass erst knapp die Hälfte aller Pfarreien im Kanton Luzern Pfarreiräte eingeführt hatte.[12]

Erstmals Laien als Kommunionspender

An der ersten Pfarreiversammlung von Windisch im März 1970 diskutierten die Gläubigen die Frage der Austeilung der Kommunion durch Laien. Drei Viertel der Anwesenden befürworteten den Einsatz von Laien an den Sonntagen in den Sommerferien und anderen Ausnahmen. Ohne Gegenstimme beauftragte man das Pfarramt, die vier Gläubigen (drei Männer im Gottesdienst und eine Frau für die Krankenkommunion), welche sich für dieses Amt zur Verfügung gestellt hatten, dem Bischof vorzuschlagen.

Zum Bild: Das Austeilen der Kommunion durch Laien ist in allen Kirchenzentren eine Selbstverständlichkeit, hier Gemeindeleiter Simon Meier und Sakristan Oscar Ochoa.

Beispiel Birrfeld: Gemeindeaufbau mit dem Pfarreirat

Die Protokolle des Pfarreirats Birrfeld dokumentieren eindrücklich, wie ein Leiter der Seelsorgestelle zusammen mit dem Pfarreirat eine Gemeinde aufbaute und Neues einführte. Im März 1972 wurde René Merz angestellt. Im selben Monat fand die erste Sitzung des neu gegründeten Seelsorgeteams Birrfeld statt. Unter dem Präsidenten Heribert Strupp diskutierte man die Statuten des Seelsorgeteams, die Aufgaben des neuen Laienseelsorgers, die Jugendbetreuung und Erwachsenenbildung. Die Mitgestaltung von Laien im Gottesdienst wurde durch die Gründung einer Liturgiegruppe sofort an die Hand genom-

men. Unter der Leitung von René Merz bereitete die Liturgiegruppe neue Gottesdienste vor, zum Beispiel eine Bussfeier vor dem Bettag. 1972 kam es zur Gründung des Blaurings im Birrfeld. Das Weihnachtsfest in der Waldhütte wurde 1973 ins Programm aufgenommen, 1974 fand in der Turnhalle Birr der erste ökumenische Gottesdienst mit gemeinsamem Mittagessen statt, es gab so etwas wie eine «Ökumenische Gruppe». Frauen schlossen sich 1974 zur Gruppe «Frauengemeinschaft Birrfeld» zusammen und im September regten sie die Gründung einer «Niklausgruppe» an. Durch die aktive Mitarbeit der Laien im Pfarreirat entstand in kurzer Zeit ein vielfältiges Angebot für die verschiedenen Bedürfnisse. Dieser Prozess war in allen Seelsorgebezirken zu beobachten.[13]

Kein offener Personalmarkt

Im Jahr 2000 stand die Pensionierung von Pfarrer Karl Ries bevor. Bei der Suche nach einem Nachfolger erklärte der Personalverantwortliche des Bistums das Verfahren: Es gibt keinen freien Stellenmarkt im Bistum. Es gibt eine koordinierte Personalpolitik. Wenn jemand die Stelle wechseln will, wendet er oder sie sich an das Personalamt. Sucht eine Pfarrei jemanden, wendet sie sich ebenfalls an das Personalamt des Bistums.

Seelsorge-Vakanzen: Angestellte übernehmen Leitungsfunktion in der Pfarrei

Der Priestermangel verschärfte sich in den 1980er-Jahren, dazu kam der Wegfall der laisierten Priester. Die Besetzung von neuen Stellen war eine unbefriedigende Angelegenheit für die Kirchenpflege. Schlug Solothurn nur einen Kandidaten vor, konnte man es sich nicht leisten, diesen abzulehnen. Die Kirchenpflege sah sich in einer Zwangslage.

Ab Ende 1986 gab es in der gesamten Kirchgemeinde immer wieder längere Vakanzen von Leitungsstellen zu überbrücken. Nach dem überraschenden Tod von Jürg Fisler 1986, der als Laientheologe Brugg-Nord betreut hatte, dauerte es neun Monate, bis sein Nachfolger Max Vorburger im Oktober 1987 eingesetzt wurde. Nach dem Weggang von Schwester Adelgard 1995 blieb die Seelsorgestelle Brugg-Nord während zweier Jahre vakant. Als Rita Bausch 1990 das Birrfeld verliess, blieb die Leitungsstelle drei Jahre lang verwaist. 1999 waren 460 Stellenprozente offen, ab Sommer 2000 sogar 660 Stellenprozente.

Nach dem Rücktritt von Rita Bausch übernahm das Seelsorgeteam Birrfeld ihre Aufgaben. Die Situation «Gemeinde ohne Pfarrer» trat für Windisch nach der Pensionierung von Eugen Vogel und mit dem Weggang des Windischer Vikars Josef Stübi ein. Josef Stübi meinte im Mai 1993, «dass eine priesterlose Zeit auch positive Aspekte hat. Es wird anerkannt – und von der Bevölkerung akzeptiert –, dass viele Probleme auch ohne einen Priester gelöst werden müssen und können.» Die Regelung sah folgendermassen aus: Pfarradministrator wurde der Brugger Pfarrer Karl Ries. Das Seelsorgeteam übernahm als Ganzes die Pfarreileitung. Vorgesehen waren vermehrt Wortgot-

12 Pfarrblatt Nr. 1, 1.1.1970, Nr. 4, 15.2.1971, Nr. 6, 15.3.1971, Nr. 12, 15.6.1971. Brief vom 10.5.2012: «Der Seelsorgebezirk Brugg-Nord, gestern – heute – morgen». AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 31.8.1971. Pfarrblatt Nr. 8, 15.4.1971.
13 AvKG: Akten Birrfeld, Protokolle Pfarreirat1972–1974.

Ökumenischer Gottesdienst in der Badi Villnachern 2016. Solche gemeinsamen Anlässe sind aus dem Gemeindeleben nicht mehr wegzudenken. Die als Wortgottesdienste gestalteten Feiern leitet der reformierte Pfarrer zusammen mit der Seelsorgerin des Kirchenzentrums St. Franziskus Schinznach-Dorf.

tesdienste. Für den Windischer Pastoralassistenten Kurt Zemp und die Leiterin im Birrfeld, Schwester Susanne, wurde die Tauferlaubnis in Solothurn beantragt.[14]

Laien gestalten eigenständig Gottesdienste

Der wiederholte Wechsel der Seelsorge-Stellenleitung in Brugg-Nord, verbunden mit längeren Vakanzzeiten, förderte die Eigenständigkeit und das Engagement der Laien in besonderem Masse. Dass sich in Brugg-Nord eine starke Liturgiegruppe entwickeln konnte, hatte sie Jürg Fisler zu verdanken. Die Pfarrei- und Kirchenrätin Kathrin Heierli erzählt: «Noch unter Josef Elser wurde die Liturgiegruppe gegründet, wobei er uns sagte, was zu tun sei. Nach ihm kam Jürg Fisler. Er hörte uns zu und fragte, was macht ihr? Er griff nur ein, wenn es wichtig war. Bei ihm lernten wir mitdenken und wurden selbstständiger. Aus der Liturgiegruppe heraus ergaben sich ökumenische Abende für die Erwachsenenbildung. Die Katechetinnen hatten angefangen, mit den Kindern besondere Gottesdienste zu gestalten. Das waren bereits Gottesdienste durch Laien. Nach dem Tod von Jürg Fisler entschieden wir, dass wir mindestens einmal

14 AvKG: A.11.04.2. Protokolle 21.6.1988, 16.11.1999, 10.9.1991, 25.5.1993, 14.9.1993.
15 Gespräch Kathrin Heierli, 10.6.2015.

im Monat einen Wortgottesdienst durchführen, der durch die Gottesdienstgruppe vorbereitet war. Denn wir hatten ja niemanden. Auf den Erfahrungen der Katechetinnen bauten wir auf. Diese hatten Bücher für Kindergottesdienste, das konnte man für die Erwachsenen übernehmen. Es kam gut an. Wir hatten in Brugg-Nord viel häufiger Wechsel in den Bezugspersonen, wir mussten immer wieder überbrücken. Zu Beginn war der Wortgottesdienst durch uns Laien nicht fix, sondern wurde angesetzt, wenn es einem echten Bedürfnis ensprach. Mit der Seelsorgerin Uta-Maria Köninger stellte sich eine Regelmässigkeit ein, jeden zweiten Sonntag im Monat. Sie bestellte zudem aus Deutschland Unterlagen zu den Wortgottesdiensten. Das gab einen Leitfaden. Die Wortgottesdienstgruppen entstanden aus der Notlage, da kein Seelsorger für uns da war und man sich selbst helfen musste.»[15]

Vom Pfarrer zur Gemeindeleitung

Bei der Nachfolgeregelung von Pfarrer Karl Ries im Jahr 2000 erkannte die Kirchenpflege, dass sich für die Leitung einer so grossen Pfarrei wie Brugg kein Priester mehr finden liess. Die Aufgaben in der Seelsorge abzudecken und zugleich Führungsverantwortung zu tragen, waren hohe Hürden für mögliche Interessenten. Der Personalberater des Bistums zeigte eine andere Möglichkeit auf: Brugg könnte einen Gemeindeleiter anstellen zusammen mit einem Priester, der vor der Pensionierung steht und keine Gemeinde mehr leiten will. Die Kirchenpflege hoffte noch immer auf einen Pfarrer und setz-

Der Wandel innerhalb der katholischen Kirche und die Anpassung an die Veränderungen in der Gesellschaft werden mit diesem Bild deutlich vor Augen geführt. Ein Mitglied aus der Liturgiegruppe, eine Seelsorgerin, Ministranten und eine Ministrantin feiern mit der Gemeinde die Neuaufnahme von Ministranten in der Waldhütte Riniken 2016.

Der Mangel an Priestern führte zur Entwicklung des Modells der Gemeindeleitung mit einem Mitarbeitenden Priester mit Pfarrverantwortung. Der für ein Jahr in den Pfarreien Brugg und Windisch eingesetzte Priester Ozioma Jude Nwachukwu aus Nigeria feierte 2015 mit den Kindern die Erstkom-munion in der Kirche St. Franziskus.

te vorerst auf folgende Übergangslösung: Die diplomierte Katechetin und Seelsorgerin Hedy Wittweiler wurde als Pastoralassistentin eingesetzt. Sie führte den Titel «Koordinatorin». Mit ihr zusammen arbeiteten die beiden Pfarrer Andreas Wagner und Rudolf Hofer.

Barbara Huster trat im Jahr 2000 die in Windisch ausgeschriebene Stelle als Pastoralassistentin an. Sie beschrieb der Kirchenpflege Brugg aber die Schwierigkeiten einer Gemeindeleitung, denn sie hatte Erfahrung mit dieser Funktion. Sie hatte zuvor in Lyss mit dem Versprechen gearbeitet, dass bald ein Pfarrer zugeteilt werde. Dem war nicht so. Bald legte man ihr nahe, die Leitung der Gemeinde zu übernehmen. Sie erklärte: «Als Laie in der Gemeindeleitung tätig sein; das entspricht nicht der Norm und ist im Kirchenrecht auch nicht vorgesehen. Vor allem treten Schwierigkeiten für die Spende der Sakramente auf. Die Zuständigkeiten sind nicht gut geregelt.»

Da gemäss Verständnis der Amtskirche eine Gemeindeleitung ohne Sakramente spendenden Priester unmöglich war, wurde im Bistum Basel das Modell der ausserordentlichen Gemeindeleitung mit mitverantwortlichem Priester entwickelt. Doch auf die Situation Gemeindeleiter bzw. Gemeindeleiterin mit einem zur Seite gestellten Priester war in der Pfarrei niemand vorbereitet. Die ersten Schritte bedeuteten einen Lernprozess für alle, überschattet durch die geplante Strukturveränderung, den Zusammenschluss der zwei Pfarreien zu einem Pastoralraum.

Doris Belser war 2008 die erste eingesetzte Gemeindeleiterin der Pfarrei Brugg, 2010 folgte Regina Postner. Nach der Pensionierung von Franz Xaver Amrein 2011 fehlte in beiden Pfarreien der Pfarrer. Zwei Gemeindeleiterinnen, Dorothee Fischer in Windisch und Regina Postner in Brugg, führten nun die Pfarreien mit wechselnden mitarbeitenden Priestern mit Pfarrverantwortung, vorerst mit Pater Peter Traub, OFM, dann mit Priestern aus Nigeria. 2014 wurde die Gemeindeleitung beider Pfarreien vereinigt und in die Hand des Laientheologen Simon Meier gelegt, der neue Pastoralraum war damit personell vorgespurt. Mit der Errichtung des Pastoralraums am 30. Oktober 2016 bestätigte Bischof Felix Gmür die veränderte Situation kirchenrechtlich. Er setzte Simon Meier als Pastoralraumleiter und Pater Solomon Okezie Obasi als Leitenden Priester ein.

Berufsbezeichnungen in der katholischen Kirche

Was ist ein Laie?
Das Wort Laie stammt vom griechischen Wort «laos» und heisst «dem Volk zugehörig». Laien sind nach katholischem Verständnis alle Getauften mit Ausnahme der geweihten Priester und Diakone.

Was ist ein Diakon?
Ein Diakon ist ein Kleriker. Es gibt die Diakonatsweihe als «Vorstufe» zur Priesterweihe und dann ist sie zeitlich begrenzt. Daneben ist der Ständige Diakonat von Bedeutung. Dieses Amt steht Männern, ob ledig oder verheiratet, offen. Ein Diakon darf trauen und taufen.

Was ist eine Laientheologin?*
Eine Laientheologin ist eine Person, die ein Theologiestudium abgeschlossen hat (mit Berufseinführung im Bistum Basel). Sie hat keine Weihe.

Was ist eine Pastoralassistentin?
Eine Pastoralassistentin ist eine Laientheologin, die in einer Pfarrei oder einem Pastoralraum arbeitet. Sie ist vom Bischof mit einer Missio canonica für die Seelsorge beauftragt und von der Kirchgemeinde angestellt. Die konkreten Aufgaben sind je nach Situation vor Ort sehr unterschiedlich.

Was ist eine Ansprechperson?
Eine seelsorgerliche «Ansprechperson» ist eine Pastoralassistentin. Sie ist in einem Quartier oder Kirchenzentrum erste Seelsorgerin und fühlt sich in besonderer Weise für das kirchliche Leben und die Präsenz der Kirche vor Ort verantwortlich. Sie steht in engem Austausch mit der Leitung der Pfarrei und nimmt in einem Teilbereich Leitungsaufgaben wahr.

Was ist eine Gemeindeleiterin?
Eine Gemeindeleiterin ist eine Laientheologin. Der Bischof beauftragt sie im Rahmen einer ausserordentlichen Leitung einer Pfarrei gemeinsam mit einem leitenden Priester für die Leitung der Pfarrei.

Was ist ein leitender Priester?
Ein leitender Priester wird gemeinsam mit einem Gemeindeleiter oder einer Gemeindeleiterin durch den Bischof für die Leitung einer Pfarrei oder eines Pastoralraums ernannt. Bis zur Errichtung des Pastoralraums gab es Mitarbeitende Priester mit Pfarrverantwortung.

Was ist ein Pfarrer?
Ein Pfarrer ist ein Priester, der mit der ordentlichen Leitung einer Pfarrei durch den Bischof ernannt wird.

Was ist ein Vikar?
Ein Vikar ist ein Priester in den ersten Jahren nach der Priesterweihe. Er soll erste Berufserfahrungen in der Pfarreiarbeit an der Seite eines Pfarrers sammeln.

* Bei den weiblichen Berufsbezeichnungen gilt auch die männliche Form.

[Ein einmalig ökumenisches Verhältnis]

Martin Vögtli
erster CVP-Gemeindeammann
in Riniken 1970–1984

Ich kam 1937 im Bürgerspital Solothurn auf die Welt. Am Tag meiner Geburt wurde mein fünfjähriger Bruder beerdigt. Er starb an Diphtherie. Mein Vater wusste nicht, sollte er zur Geburt oder an die Beerdigung gehen. Vor dem Krieg war die Medizin noch nicht so weit, als dass der Bruder hätte gerettet werden können. Eine weitere Schwester starb am Tag ihrer Geburt 1936. So war ich das dritte und zugleich das erste Kind. 1940 kam meine andere Schwester auf die Welt. Sie lebt heute als Schwester im Kloster Baldegg.

Meine Mutter war Konvertitin. Sie wuchs als Reformierte auf einem Bauernhof auf. Wegen meines Vaters wechselte sie die Konfession. Entsprechend gläubig war sie und fühlte sich mit der katholischen Kirche fast mehr verbunden als der Vater. Er war organisatorisch tätig, in der Kirchenpflege oder in Komitees für Kirchenfeste. Glaube und Erziehung waren Sache der Mutter. Als Ministrant in Kriegstetten erhielt ich bei Pfarrer Hänggi, dem späteren Bischof des Bistums Basel, Privatstunden in Latein als Vorbereitung für die Aufnahme ans

Kollegium in Freiburg. Bis zur Matura war ich Ministrant. Als ich mich in Freiburg an die Universität einschrieb, wollte ich Theologie studieren – ohne Zölibatvorschrift wäre ich wohl Priester geworden.

«Martinigruppe» ab Mitte der 1960er-Jahre für Akademiker

1965 doktorierte ich in Freiburg in Schweizer Geschichte und suchte eine Stelle. Ein Jahr später wurde ich als Dozent für allgemeinbildende Fächer an die HTL Brugg-Windisch gewählt. Da meine Frau und ich in der Nähe der HTL keine Wohnung fanden, zogen wir nach Riniken. Als Mitglied der Feuerwehr und der Schützengesellschaft fand ich relativ schnell den Anschluss in Riniken. Ich war der Öffentlichkeit gegenüber aufgeschlossen und besuchte Gemeindeversammlungen und weitere Dorfanlässe. Es war damals nicht ganz selbstverständlich, dass ein Katholik, Akademiker und zugleich Zugezogener willkommen war. Doch ich hatte nie Probleme, da man mich persönlich kannte. Im Herbst 1969 wurde ich in

> Der Glaube wird zu Hause über die Frauen weitergegeben, nicht über die Männer in der Kirche.

den Gemeinderat gewählt und Wochen später als Gemeindeammann.
Als ich hierher zog, erkundigte ich mich bei Pfarrer Schmidlin nach dem Pfarreileben und welche Zeitung er mir empfehlen könne. Lorenz Schmidlin sah mich gerne in der Kirche engagiert und regte an, eine Gruppe für Akademiker und in der Verwaltung und Geschäftswelt tätige Entscheidungsträger zu bilden. Daraus entstand der «Martinikreis», der sich um den Martinstag im November zum Martinimahl mit Pfarrer Schmidlin traf. Wir organisierten Ausflüge, zur Kartause Ittingen, zum Dom von Speyer und andere mehr. Das Gesellschaftliche, der Gedankenaustausch waren wichtig. Es gab den Frauenverein für die Frauen, Blauring und Jungwacht für die Jungen, im Kolpingverein waren die Arbeiter, und hier ging es darum, dass sich die «Gebildeten» der Kirche nicht entfremdeten. Es waren um die fünfzig Personen, die die Anlässe besuchten. Nach mehreren Jahren, nachdem ich das Engagement weitergegeben hatte und auch Pfarrer Schmidlin weggezogen war, versandete der «Martinikreis». Noch heute erhalte ich das Echo, es sei schade, treffe man sich nicht weiterhin.

Der erste Pfarreirat entsteht

Mein Engagement für die Kirche in Riniken begann als Präsident des ersten Pfarreirats für die Pfarrei Brugg von 1971 bis 1974. Bischof Hänggi regte damals die Gründung von Pfarreiräten an. Der Kontakt zu Pfarrer Schmidlin führte dazu, dass dieser mich 1970 mit der Gründung des Pfarreirats beauftragte. Im ersten Pfarreirat sassen Leute aus vielen Dörfern. Sie wurden sogar an der Urne gewählt. Pro 200 Katholiken hätte man Anrecht auf einen Sitz im Pfarreirat gehabt. Das Gremium wurde bald zu gross, und so entstanden die Pfarreiräte für die Seelsorgebezirke Brugg-Nord und Brugg-West. Die Kompetenzabgrenzung zwischen Kirchenpflege und Pfarreirat war keine einfache Situation. Der Pfarreirat wirkte als Schnittstelle zwischen Pfarrer und Bevölkerung. Es wäre dem Pfarrer unmöglich gewesen, überall präsent zu sein und zu schauen, wen man dazu bewegen könnte, in den verschiedenen Ämtern Einsitz zu nehmen.

In Riniken herrscht ein aufgeschlossener Geist

Vor der Eröffnung des Zentrums Lee fanden Taufen, Trauungen, Beerdigungen, Firmung und Erstkommunion in Brugg statt. Das «Lee»

Einweihung Schulhaus Lee in Riniken 1970: Der erste katholische Gemeindeammann Martin Vögtli (links vorne) und der reformierte Pfarrer Werner Keller (rechts).

ermöglichte einen neuen Zusammenhalt, die Leute konnten aktiver am Gemeindeleben teilnehmen. Wir waren weniger abhängig von Brugg und führten ein starkes Gemeindeleben. Nicht alle fühlten sich zu Riniken zugehörig, von Villigen, Stilli und Umiken ging man gerne nach Brugg. Mit den Bözberger Gemeinden sowie mit Remigen und Rüfenach bestand ein Zusammenhalt.

Die 1966 gegründete «Aktion Lee» brachte den Stein ins Rollen. Auslöser für den Bau eines kirchlichen Zentrums war die unbefriedigende Situation für die Reformierten, die für Riniken einen eigenen Friedhof wünschten. Das Grab der Verstorbenen wollten die vorwiegend älteren Leute nicht in Umiken aufsuchen müssen. So kam die Idee eines eigenen Friedhofs auf, schon mit der Absicht, später ein kirchliches Zentrum oder eine Begegnungsstätte aufzustellen. Die «Aktion Lee» sammelte dafür Geld. Der ökumenische Gedanke schimmerte bereits in den Statuten durch. Die «Aktion Lee» sammelte alles in allem um die 200 000 Franken, indem sie Grümpelturniere, Dorffeste oder Sammlungen organisierte. 1978 zum Beispiel erwirtschaftete sie an einem «Lee»-Fest 33 000 Franken. Aus dem Gartenfest von 1968 hatte bereits ein Reinerlös von 5500 Franken resultiert. Von Anfang an war die «Aktion Lee» eine ökumenisch zusammengesetzte Gruppe. Präsident war der Katholik Karl Diethelm, Finanzfachmann und Bankdirektor. Der Gemeinderat war vertreten durch den reformierten Gemeindeammann Ernst Obrist und den Vizeammann Edi Zumsteg, Letzterer ebenfalls ein Katholik. Es herrschte ein sehr aufgeschlossener Geist in Riniken.

Es gab eine vierfache Trägerschaft fürs «Lee». Die Gemeinde stellte das Land zur Verfügung und übernahm den Unterbau, den Keller. Die Reformierten trugen die finanzielle Hauptlast, die Katholiken leisteten einen Beitrag und die «Aktion Lee» ebenfalls. Das Gefühl, dass man mit dem Bau eines ökumenischen Zentrums etwas Besonderes erstellte, war nicht da. Es ergab sich und war eine Selbstverständlichkeit.

Gemeindeaufbau in Brugg-Nord mit Laien und Frauen

Der erste Seelsorger, der nur kurz Brugg-Nord betreute, hiess Hans Egli. Er verliess später die Theologie und arbeitete im Buchhandel. Ein sensationeller Geistlicher war Josef Elser, der den Seelsorgebezirk Brugg-Nord aufgebaut hat. Die Zusammenarbeit zwischen Josef Elser und dem reformierten Umiker Pfarrer Werner Keller war herausragend. Sie war geprägt durch eine tiefe Freundschaft. Sie verstanden sich auf der Ebene des Glaubens und im Verhältnis zur kirchlichen Obrigkeit. Das prägte das ökumenische Leben in Brugg-Nord. Das war wahrscheinlich einmalig. Und beide wirkten eine lange Zeit, das war Voraussetzung, damit dieser ökumenische Geist entstehen konnte.

Später hatten wir immer wieder Vakanzen. Ein Seelsorger aber sollte das Leben des Seelsorgebezirks Brugg-Nord begleiten, das Leben im Lauf des Kirchenjahres gestalten, auch wenn

wir hier bewiesen haben, dass die Gemeinde, von Laien getragen, funktioniert. Wir hatten hier in Riniken immer ein starkes Engagement von Laien, die beigezogen wurden. Ministranten gab es, unsere eigenen vier Kinder waren dazumal integriert im Gottesdienst, indem sie Blockflöte, Geige oder Klavier spielten.
Wir hatten immer Katechetinnen, von daher war man sich die Frauen gewöhnt. Es gab keinen Widerstand in Brugg-Nord gegen Laientheologinnen. Wer sich an Wortgottesdiensten oder an Frauen störte, besuchte anderswo eine Messe. Wer hier im «Lee» mitmachte, für den waren Frauen und Laien selbstverständlich. Denn man erkannte, dass es anders nicht ging. Der Glaube wird zu Hause über die Frauen weitergegeben, nicht über die Männer in der Kirche. Die ersten Liturgiegruppen entstanden schon zur Zeit von Josef Elser. Der Beizug der Laien kam damals auf, vor allem durch Frauen, die eine katechetische Ausbildung absolvierten. Durch den Personalmangel entstand später eine Wortgottesdienst-Gruppe. Der Zeitaufwand, den Laientheologen in einen Wortgottesdienst stecken, ist enorm und dementsprechend gut ist die Qualität der Aussagen.
Vieles hat sich bis heute verändert: Ein Diakon erzählte mir kürzlich, dass er bei einem heiratswilligen Paar fragte, ob sie einen Wortgottesdienst oder eine Eucharistiefeier wünschten. Das Paar wusste den Unterschied nicht. Und als er fragte, ob sie einen Wortgottesdienst mit oder ohne Kommunion wünschten, so meinten sie wiederum: «Was ist das?» Der Wandel in der heutigen Zeit ist unvorstellbar. Ich weiss nicht, wie konfessionslose Eltern Weihnachten mit ihren Kindern feiern, wenn sie nicht an Gott oder einen Schöpfer glauben, oder wenn man nicht weiss, warum eine Kerze angezündet wird. Was geben sie ihren Kindern weiter?

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Der einstige Schüler Martin Vögtli neben seinem Lateinlehrer: Im Mai 1970 kam Bischof Anton Hänggi nach Brugg ins Rote Haus und informierte über Umstrukturierungen wegen des Priestermangels.
V. l.: Lorenz Schmidlin, Martin Vögtli, Anton Hänggi, Eugen Vogel.

Deutlicher kann Wandel nicht sein: 1960 hätte sich niemand vorstellen können, dass ein katholischer Gottesdienst gefeiert wird und Frauen am Altar stehen. Eine Generation später war dies die Realität. 1960 wäre es undenkbar gewesen, dass eine Frau die Pfarrei leitet. 2008 war das Tatsache. Der Einstieg erfolgte durch die Katechetinnen. Ein langer Weg für die Frauen in der Diaspora des Bistums Basel.

Einsetzung von Dorothee Fischer 2010 in der Pauluskirche Birrfeld.

[Frauen übernehmen Leitungspositionen]

Frauen als Wegbereiterinnen im Gemeindeaufbau

Bis Anfang der 1960er-Jahre erfolgte die Mitwirkung der Frauen innerhalb der katholischen Vereine (siehe Kapitel «Leben in der Pfarrei»). Als der Bischof 1965 die Pfarrei Windisch errichtete, gingen in der Folge auch die Frauen von Windisch und Brugg getrennte Wege. Der Brugger Pfarrer Lorenz Schmidlin war gegen die Aufteilung des Frauen- und Müttervereins, verlor er doch damit seine Präsidentin Anna Knecht aus Windisch. Eugen Vogel erinnert sich an die angespannte Stimmung an der letzten gemeinsamen Generalversammlung im Januar 1966 und meint: «Wie hätte ich die neue Pfarrei Windisch ohne Frauen aufbauen können?»

Eine der wichtigsten Aufgaben beider Frauenvereine war die Finanzierung und Organisation der Familienhilfe. Überlastete, kranke Mütter oder ältere Alleinstehende erhielten Unterstützung im Haushalt durch Familienhelferinnen. Aus dem Frauenverein resultierte auch die Unterstützung für Basare, die Organisation von Anlässen und Festen. Die Vernetzung unter den Frauen schuf einen Zusammenhalt. Nicht zuletzt boten die Frauen ein Reservoir von Laien, die zunehmend gefragt waren.

Innerhalb des Gottesdienstes blieb die Mitarbeit der Frauen lange auf eine schmückende Rolle beschränkt. Rita Bausch, erste leitende Seelsorgerin im Birrfeld, erinnert sich, dass ihre Mutter mit anderen Frauen für die Reinigung der Altarwäsche besorgt war. In Brugg gab es zeitweise hierzu einen Paramentenverein. Frauen besorgten zudem den Blumenschmuck.[1]

Frauen fassen Fuss in der Kirchenmusik

Bis 1959 standen auf der Lohnliste der Kirchgemeinde der Pfarrer, zwei Vikare, der Kirchengutsverwalter, der Sigrist, der Kirchenchordirigent und der Organist. Einer der ersten bezahlten Einsätze, den eine Frau ausübte, war das Orgelspiel. Ab 1960 spielte Marie Alter in der Sonntags-Abendmesse und erhielt dafür vier Franken. Im selben Jahr übertrug die Kirchenpflege das Organistenamt erstmals einer Frau und bezahlte für ihr Orgelspiel 1700 Franken im Jahr. Es war eine zu grosse Verantwortung, die Organistin kündigte bereits

1 Gespräche Eugen Vogel 14.3.2015 und Rita Bausch 29.3.2015; AvKG: A.22.08. Das Wort Paramente bezeichnet die im Kirchenraum oder in der Liturgie verwendeten Textilien, die oft aufwendig verziert sind.

nach einem Jahr wegen Krankheit der Mutter und persönlicher «Nerven-Anspannung». Im Amt blieben damals die Hilfsorganistinnen, Marie Alter für Requiems an Werktagen und eine Schwester an zwei Sonntagen im Monat. 1962 stellte die Kirchenpflege für 1700 Franken Mirjam Heimgartner als Organistin an. Die in Gebenstorf wohnhafte Lehrerin hatte im Osteramt so gut gewirkt, dass Pfarrer, Chorleiter und Kirchenchor sehr zufrieden waren.[2]

Von der Pfarreihilfe zur Sekretärin

Noch 1959 bezahlte Pfarrer Albin Fischer die Haushälterin aus seinem Jahreslohn von 11 100 Franken. Damit war die Pfarrköchin seine Angestellte. Das änderte sich bei seinem Nachfolger Lorenz Schmidlin. Die Rechnung von 1960 wies erstmals die Haushaltshilfe als Angestellte der Kirchgemeinde aus. Im gleichen Jahr setzte die Kirchenpflege 1000 Franken für eine Pfarreihilfe ein. Auch diese Tätigkeiten übernahm die Pfarrköchin. Doch weit über die Hälfte des Tages war die Köchin als Pfarreihilfe für Aufgaben der Pfarrei eingespannt. Das umfasste Schreibarbeiten, das Nachführen der Kartothek, Telefonanrufe entgegennehmen und den Empfang an der Tür. In der Folge führte die Kirchgemeinde ab 1963 die Stelle einer Pfarreihilfe als erste bezahlte Vollzeitstelle für eine Frau ein. Emmi Patriarca, zugleich Pfarrköchin von Lorenz Schmidlin, erhielt für beide Aufgaben nun 9000 Franken im Jahr. Für die neue Pfarrei Windisch bewilligte die Kirchgemeindeversammlung 1965 ebenso die Stelle einer hauptamtlichen Pfarreiangestellten, später Pfarreisekretärin genannt.

Unproblematisch war die Situation allerdings nicht. 1968 kam es zu einer Aussprache zwischen Kirchenpflege und Vikar Hans Schärli. Er hatte Hemmungen, Sekretariatsarbeiten an Emmi Patriarca zu übertragen. Ihm war nicht klar, ob sie als Angestellte des Pfarrers oder der Pfarrei zu betrachten war. Offenbar war das Verhältnis von Schmidlin zur Angestellten der Pfarrei für den Vikar zu wenig klar abgegrenzt. Schärli erklärte der Kirchenpflege, er habe sich mit Pfarrer Schmidlin unterhalten und ihm gesagt, es «wäre nicht abnormal, wenn ein Priester einsähe, dass er seine Arbeit nicht erfüllen kann. In einem solchen Fall sollte der Priester im Leben andere Aufgaben suchen.» Darauf hielt Präsident Josef Ramel fest, dass Emmi Patriarca eine Angestellte der Kirchgemeinde sei. Darüber hätte er schon vor Jahren mit ihr verhandelt.[3]

Grossaufmarsch des Frauenvereins

Ohne Mitwirken der Frauen war der Gemeindeaufbau der neuen Pfarrei Windisch nicht vorstellbar. An der Generalversammlung vom 23. Januar 1966 beschloss der Katholische Frauen- und Mütterverein deshalb die Trennung. «Die wichtigen Traktanden verlangen einen Grossaufmarsch», stand als Aufforderung im «Pfarrblatt». Der Verein zählte 463 Mitglieder. Über 200 Frauen versammelten sich im Roten Haus. Doch weil die Frauen aus Windisch allein über ihren Verbleib entschieden, wurden sie von den Bruggerinnen nicht überstimmt. Die Trennung Brugg-Windisch hatte Auswirkungen auf der persönlichen Ebene. «Mit Bedauern mussten der Präses und die Brugger Frauen von ihrer langjährigen, verdienten Präsidentin Anna Knecht-Umbricht, Windisch, Abschied nehmen. Fast 30 Jahre war sie im Vorstand, den sie 16 Jahre präsidierte», hiess es im «Pfarrblatt».

Im Bild: Anna Knecht war eine Stütze der Pfarrei. Anlässlich der Glockenweihe 1962 sass die Präsidentin des Frauenvereins in der Kutsche mit Pfarrer Lorenz Schmidlin.

2 AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchenpflege 20.1.1960, 2.3.1960, 26.4.1962.
3 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 24.9.1968.

Die in der St.-Nikolaus-Kirche bis 2016 verwendeten Antependien für den Ambo gingen auf die Initiative des Frauen-vereins zurück. Unter der Leitung der Künstlerin Ruth Maria Obrist fertigten Frauen verschiedene Antependien mit dazu passenden Stolen.

Frauen lösen den Vikar im Religionsunterricht ab

Für die Weitergabe des Glaubens waren die Mütter zuständig. So erstaunt es nicht, dass in diesem Bereich den Frauen früh Kompetenzen eingeräumt wurden. Eine Pionierin in der Pfarrei Brugg war Margrit Fuchs. Seit den 1940er-Jahren war sie aktiv in der Jugendarbeit, gleichzeitig erzählte sie den Kindern am Sonntag nach dem Gottesdienst in der Christenlehre biblische Geschichten. Für den Religionsunterricht an den Schulen waren Pfarrer und Vikar zuständig. Das änderte sich durch den Priestermangel. Gleichzeitig wuchs die Zahl der zu unterrichtenden Kinder durch die enorme Zuwanderung in den 1960er-Jahren. Das schürte den Mangel zusätzlich. Was sich schon vorher abzeichnete, ermöglichte das Zweite Vatikanische Konzil 1962–1965 offiziell: die Einbindung und die Teilnahme von Laien. Das neue Kirchenverständnis beschrieb die Kirche als das pilgernde Volk Gottes, in dem jeder Einzelne Mitverantwortung trägt. Die Seelsorge in der Diaspora des Bezirks Brugg passte sich schnell an.

Schon vor dem Konzil setzte Pfarrer Lorenz Schmidlin auf die Mitarbeit der Frauen. Als neu gewählter Pfarrer im Amt beauftragte er bereits 1960 eine Frau mit der Erteilung des Religionsunterrichts. Im selben Jahr veröffentlichte Schmidlin einen Aufruf im «Pfarrblatt», worin er bekannt gab, dass in Zürich Theologische Kurse für Laien geführt wurden. Den Besuch dieser Kurse betrachteten die Bischöfe als Grundlage, um Religionsunterricht zu erteilen. 1962 war der Pfarr- und Vikarmangel ein Diskussionsthema in der Kirchenpflege. Dabei erklärte Lorenz Schmidlin seine Absicht, die Pastoration mit Laienkräften aufzubauen. «Inzwischen und besonders in letzter Zeit haben sich spontan Männer und Frauen für den Unterricht zur Verfügung gestellt», wusste er zu berichten. Die Frauen wurden mit fünf Franken pro Stunde entschädigt. Als in anderen Frauenberufen die Löhne stiegen, erhöhte man 1968 den Ansatz auf acht Franken. 1972 deckten bereits 15 nebenamtliche Religionslehrerinnen in der Pfarrei Brugg 39 Unterrichtsstunden ab, in Windisch waren es 1973

6 Katechetinnen mit 17 Stunden. Erschwert wurde die Unterrichtssituation durch die geografische Verzettelung und hohe Ausländerzahl: Die Kirchgemeinde Brugg umfasste 24 Gemeinden, und die deutliche Zunahme der Katholikenzahl beschränkte sich nicht auf die Zentren Brugg/Windisch, sondern erfasste seit den 1960er-Jahren zunehmend die Randgemeinden des Bezirks. In der neu entstandenen BBC-Arbeitersiedlung in Birr sahen sich die Reformierten 1970 sogar plötzlich in der Minderheit. Schweizweit war dies eine Ausnahmesituation. Für die Pfarrei bedeutete es, dass viele Ausländerkinder im Religionsunterricht integriert werden mussten, die nicht Deutsch sprachen.

Waren es 1958 noch sieben Standorte in der gesamten Kirchgemeinde, gab es allein in der Pfarrei Brugg 1972 vierzehn Unterrichts- und in der Pfarrei Windisch deren zwölf Standorte. Die einzelnen Rand- oder Zwischenstunden der 36 Standorte auf die Vikare und Pfarrer zu verteilen, war unmöglich. So setzte man Frauen ein, die im Idealfall eine Lehrerinnenausbildung absolviert hatten. Zu Beginn übernahmen die nebenamtlichen Katechetinnen die Religionsstunden der Primarschüler. Hauptamtliche Katecheten, Vikare und Pfarrer belegten die Oberstufe. Der Prozess verlief nicht problemlos. So kam aus dem Pfarreirat Birrfeld 1974 die Rückmeldung, dass es möglich sei, dass «verschiedene Leute schockiert sind, wenn nicht der Pfarrer oder Vikar Religionsunterricht gibt. Sie sind nicht bereit, von Laien etwas anzunehmen».[4]

Religionslehrerinnen gesucht

Im «Pfarrblatt» 1967 richtete Pfarrer Lorenz Schmidlin einen Aufruf an die Frauen: «Wir suchen dringend Hilfskräfte zur Erteilung des Religionsunterrichtes für die unteren Schulklassen. Leider musste Elisabeth Stöckli, Rektorin der Hauswirtschaftsschule, die seit Jahren sehr guten Unterricht erteilte, aus beruflicher Beanspruchung um Entlastung bitten. Mütter oder Töchter, die irgendwie Zeit und Freude finden, untere Klassen religiös zu unterweisen, mögen sich ohne Hemmung beim Pfarramt melden.»

Katechetinnen selber ausbilden

Zahlreiche Tabellen und Listen aus den 1970er-Jahren zeigten der Kirchenpflege den steigenden Bedarf und Einsatz von hauptamtlichen Katecheten beziehungsweise nebenamtlichen Katechetinnen. Doch es gab nicht genügend geschultes Personal für den Religionsunterricht. Die Pfarrer wurden selbst aktiv: 1973 stellte die Pfarrei Windisch einen Glaubenskurs zur Ausbildung von Frauen für den Religionsunterricht auf die Beine. Der fürs Birrfeld zuständige Seelsorger René Merz und Pfarrer Eugen Vogel bestritten die einzelnen Kurse. Damals gab es noch keine Ausbildungsstätte für Katechetinnen auf kantonaler Ebene. Der Gemeindepfarrer organisierte die Ausbildung des eigenen Personals selbst. Die Katechetinnen waren meist Hausfrauen, deren Kinder zur Schule gingen, häufig auch Ehefrauen von Pfarreiräten, Kirchenpflegern oder sonst in der Kirchgemeinde aktiven Katholiken.

4 Pfarrblatt Nr. 28, 8.7.1960; AvKG: A.11.04.2. Protokolle Kirchen-pflege 7.3.1967, 9.1.1968, 31.1.1968, 30.7.1974 (Zitat). Unterrichtsstandorte 1958: Stapferschulhaus Brugg, Pestalozziheim Neuhof-Birr, Schulhaus Lupfig, Schulhaus Schinzach-Bad, Erziehungsheim Kastelen, Schulhaus Stilli, Schulhaus Remigen.

Pionierin in Ruanda: Hilfswerk einer Spätberufenen

Margrit Fuchs wurde 1917 in Windisch geboren und war während Jahrzehnten aktiv in der Pfarrei. Sie fand Freude und Verantwortung in ihrem Beruf und heiratete nie. Durch ihre umgängliche und humorvolle Art fand sie leicht den Zugang zu Kindern und Jugendlichen und unterrichtete während zweier Jahrzehnte die Christenlehre. 1942 war sie Mitbegründerin und erste Leiterin der Blauring-Sektion Brugg. Als Köchin nahm sie an Jungwachtlagern 1951/52 teil. Nach dem Tod ihrer Mutter 1965 erlebte sie eine grosse innere Leere. Ihr Hausarzt riet ihr zu einem Einsatz in einem Entwicklungsland. Damals wurden in der nachkonziliaren Kirche überall Laienhelferinnen und Laienhelfer für die Dritte Welt gesucht. Der einstige Brugger Pfarrer Albin Fischer vermittelte ihr 1970 eine Stelle bei Bischof Perraudin in Kabgayi/Ruanda. Bereits damals half sie einer einheimischen Schwester, Waisenkinder in Familien unterzubringen und für Behinderte zu sorgen.

1980 liess sie sich fest in Ruanda nieder. Der einheimische Priester Père Josaphat hatte Margrit Fuchs überzeugt, die Waisen- und Strassenkinder nicht ihrer Not zu überlassen. Sie gründete mit ihm das «Bureau Social de Gitarama». Ohne Trägerschaft und Unterstützung durch eine Institution eröffnete sie ein Kinderheim in Gitarama. Diesem ersten Kinderheim folgte ein zweites, dann ein drittes. Margrit Fuchs war schliesslich für 220 Waisen- und Strassenkinder verantwortlich. Der engere Bekanntenkreis in Brugg und Windisch wusste um ihr Wirken, auch die Kirchgemeinde unterstützte sie ab 1980 regelmässig. Der Durchbruch zur Intensivierung ihrer Hilfstätigkeit kam 1993 mit der ersten Spendenaktion des «Badener Tagblattes». Im Juli 2007 starb Margrit Fuchs bei einem Autounfall in Ruanda. Ihr Lebenswerk wird durch die Schweizer Stiftung «Hilfswerk Margrit Fuchs Ruanda» weitergeführt.

Oben: Gottesdienst in luftiger Höhe auf dem Galmihorn: Margrit Fuchs begleitete die Jungwacht 1951 als Köchin. Sie hatte stets einen guten Draht zu den Jungen.

Mitte: Margrit Fuchs war Mitbegründerin des Blaurings Brugg 1942. Das Bild zeigt sie inmitten ihrer Gruppe.

Unten: Die 84-jährige Margrit Fuchs weiht in Ruanda 2003 eine Schule ein. Die Schüler führen einen Freudentanz auf.

Steigende Kinderzahlen führten zu mehr Unterrichtsstunden. Eindrückliches Bild der Erstkommunion von 1972: 112 Mädchen und Knaben stehen in Windisch fürs Gruppenfoto auf der Treppe, in der Mitte Pfarrer Eugen Vogel.

Auch Theologie- und Glaubenskurse für Laien in Luzern und Zürich boten die Möglichkeit, sich vertieft mit dem Glauben auseinanderzusetzen. Die Kurse entsprachen einem Bedürfnis. Vielfach belegten Frauen und Männer diese Kurse ohne Hintergedanken an eine Beschäftigung in der Kirche, sondern aus rein persönlichem Interesse. Dies geht aus den Lebensläufen von Willi Zuber, Rita Bausch, Vreni Merz oder auch Rita Strebel hervor. Sie alle waren später in der Kirchgemeinde angestellt. Aus diesen Glaubenskursen entstand ein theologisch fundiertes Engagement der Frauen und Laien, das sie befähigte, früh als hauptamtliche Katechetinnen zu wirken. Als die Kirchgemeinde wegen des Vikarmangels einen hauptamtlichen Katecheten suchte, hätte Lorenz Schmidlin beinahe eine Frau anstellen können. Hedy Wittweiler hatte sich bereits erfolgreich vorgestellt, zog jedoch 1968 ihre Bewerbung zurück, da sie sich verpflichtet fühlte, in ihrer Herkunftgemeinde Lenzburg die neu geschaffene Katechetenstelle anzunehmen. Immerhin begleitete sie die Katechetinnen der Pfarrei Brugg und traf sich mit ihnen. Fast dreissig Jahre später kam Hedy Wittweiler nach Brugg: diesmal als Koordinatorin zur Überbrückung der Pfarrvakanz nach Karl Ries.[5]

5 AvKG: Eugen Vogel verteilt Kurs-programm, Brief Hedy Wittweiler 19.8.1968; A.11.04.2: Protokoll 25.4.2000. Erster Theologiekurs in Zürich 1954, in Luzern 1964.
6 AvKG: A.11.03.2. Kirchgemeindeversammlung 19.12.1972, A.11.04.2 Protokolle Kirchenpflege 16.1.1973.
7 AvKG: A.11.04.2 Protokolle Kirchenpflege 21.11.1972, 6.5.1976, 18.5.1976, 15.1.1980; 15.11.1977, 21.2.1978, 4.4.1978, 10.8.1993.

Gegenüberstellung im April 1978

Katechetinnen	Brugg	Windisch
Nebenamtliche	57 Std.	26 Std.
Hauptamtliche	22 Std.	45 Std.

Katechetinnen kosten weniger als Katecheten

Auch wenn beide Pfarreien nebenamtliche Katechetinnen einsetzten, so verfolgten die zwei Pfarrer eine unterschiedliche Strategie zur Bewältigung der zunehmenden Religionsstunden. Eugen Vogel beharrte auf der Schaffung von hauptamtlichen Katechetenstellen, während Lorenz Schmidlin die Stunden auf noch mehr Unterrichtsfrauen verteilte. Für ihn standen Persönlichkeit und Einstellung im Vordergrund, die Ausbildung spielte eine geringere Rolle.[6]

In den 1970er-Jahren verkleinerte man die Klassengrössen. Doch von wem sollten die zusätzlichen Stunden erteilt werden? Wollte man Katecheten oder Hilfskräfte anstellen? Das war auch eine finanzielle Frage.

Ein hauptamtlicher Katechet kostete die Kirchgemeinde dreimal so viel wie eine nebenamtlich angestellte Frau. Als ehemalige Kirchenpflegerin und selbst Katechetin erkannte Annemarie Karrer die Ungleichbehandlung, die vor allem die Frauen betraf. 1976 klärte sie die Kirchenpflege darüber auf, dass eine nebenamtliche Katechetin in Brugg zwar 14 Stunden unterrichte und damit gleich viel Unterricht erteile wie ein hauptamtlicher Katechet. Nur erhielt die Katechetin im Jahr 12 000 Franken Lohn, der Katechet rund das Dreifache. Begründet wurde das durch die fehlende Grundausbildung.

Von den hauptamtlichen Katecheten forderte man nun ein Pensum von maximal 15 Stunden ein, sie übernahmen neu Funktionen als Präses in den Jugendvereinen. Die «Hilfskräfte», wie die nebenamtlichen Katechetinnen genannt wurden, belegten bald auch so viele Stunden, da es immer mehr Klassen gab und neue Katechetinnen nicht zur Hand waren. Schritt um Schritt verlangten die Katechetinnen bessere Entschädigungen: Die Zeit, welche die Frauen benötigten, um die Kinder per Auto zum Unterricht abzuholen, wurde 1978 noch mit einer erhöhten Kilometer-Entschädigung abgegolten. Im gleichen Jahr schloss die Kirchenpflege mit den Katechetinnen auf deren Wunsch hin Arbeitsverträge ab. 1993 verlangten sie, dass ihnen fürs Abholen und Zusammenführen der Kinder eine Stunde Präsenzzeit angerechnet werde.[7]

Wollte die Kirchenpflege in den 1990er-Jahren neue Katechetinnen gewinnen, musste sie ihre Personalpolitik anpassen. Das gesellschaftliche Selbstverständnis hatte sich gewandelt: Frauen mit Familie waren unterdessen berufs-

Expansion des Religionsunterrichts in der Pfarrei Windisch

Mit dem Bevölkerungswachstum stiegen jährlich die Schülerzahlen. Erteilte man in der Pfarrei Windisch 1965 412 Schülern in zwölf Stunden Religionsunterricht, so waren es 1972 833 Schüler und 50 Stunden. In den 1970er-Jahren wurden kleinere Klassen eingeführt, so auch im Religionsunterricht. 1977 verteilten sich 932 Schulkinder auf 71 Stunden. Ohne hauptamtliche Katecheten und ohne die vielen nebenamtlichen Katechetinnen war das nicht zu bewältigen. In der Pfarrei Brugg war die Situation ähnlich.

Die Katechetinnen von Brugg-Nord und Seelsorger Josef Elser mit ihren Erstkommunionkindern 1978: Da das Kirchliche Zentrum Lee noch im Bau war, feierte man in der reformierten Kirche Rein. Bis 1978 begingen alle Kinder der Kirchgemeinde die Erstkommunion am Weissen Sonntag. Weil es zu wenige Priester hatte, welche die Wandlung vornehmen konnten, feierte zum Beispiel Willi Zuber einen Wortgottesdienst mit Kommunionspendung. Ab 1979 verteilte man die Erstkommunion auf verschiedene Sonntage, damit nun jeweils ein Priester anwesend sein konnte.

tätig geworden, das Wort Doppelverdiener war nicht mehr anrüchig. Ab Mitte der 1990er-Jahre übernahm die Kirchgemeinde die Ausbildungskosten der Katechetinnen im Nebenamt.

1968 Weltgebetstag der Frauen erstmals mit den Reformierten

Ein von Frauen für Frauen gestalteter Gottesdienst war die Weltgebetstagsfeier am ersten Freitag im März. 1968 nahmen erstmals offiziell auch die Frauen in der Kirchgemeinde Brugg daran teil. Durch die Beschäftigung mit der Liturgie und durch die Bibelarbeit sammelten katholische Frauen erste Erfahrungen in der Gestaltung von Gottesdiensten ohne Pfarrer. So erzählt Rita Bausch, dass sie ihre erste Predigt anlässlich des Weltgebetstags gehalten hatte: «Am ersten Freitag im März 1968 predigte ich zum ersten Mal in der reformierten Kirche in Reinach am Weltgebetstag der Frauen. Die Predigt, die ich vorbereitet hatte, hatte ich zuvor meinem Bruder zur Begutachtung geschickt. Die Weltgebetstagsfeier öffnete den Raum für die Frauen in der Kirche, allerdings waren sie unter sich. Und wegen eines Terminkonflikts war der Weltgebetstag bei den katholischen Frauen nicht so beheimatet: Der erste Freitag im Monat ist nach alter Tradition ein Herz-Jesu-Freitag. Zu meiner Kinderzeit und noch später hatte der Herz-Jesu-Freitag eine besondere Bedeutung. Ich lernte noch: Wenn man neun Mal hintereinander, also eine Schwangerschaft lang, die Messe an einem Herz-Jesu-Freitag besuchte, dann habe ich eine gute Sterbestunde. In traditionalistischen Pfarreien wurde die Weltgebetstagsfeier vom Pfarrer nicht unterstützt.» Nachdem der Verband Evangelischer Frauen Schweiz sich bereits 1950 dazu verpflichtet hatte, beschloss der Schweizerische Katholische Frauenbund 1968, sich am ökumenischen Weltgebetstag zu beteiligen. Im selben Jahr forderte Pfarrer Lorenz Schmidlin die Frauen im «Pfarrblatt» auf: «Am Freitag, 1. März, 20 Uhr, begehen wir mit den Frauen der anderen Konfession in der reformierten Stadtkirche den Weltgebetstag. Wir erwarten eine grosse Beteiligung auch von katholischen Frauen und Müttern. Aus diesem Grund fällt die sonst am Herz-Jesu-Freitag durchgeführte Betstunde aus.» Auch den Katholikinnen im Birrfeld empfahl Pfarrer Vogel diesen Gebetsgottesdienst: «Die Frauen im Birrfeld werden freundlich zu einem ökumenischen Gottesdienst in der reformierten Kirche Birr eingeladen. Die Birrfelder Frauen möchten so miteinander den Weltgebetstag der Frauen begehen.»[8]

Religionsunterricht ist eine Frage der Logistik

1960 besuchten zwanzig Kinder aus Villnachern den Unterricht in Schinznach-Dorf. Den Transport im Winter übernahm die Firma Knecht für 15 Franken pro Fahrt. 1969 rapportierte Pfarrer Lorenz Schmidlin, dass er zehn bis zwölf Kinder im Auto von Villigen nach Rüfenach führe. Die Kirchenpflege erkannte das Risiko und erachtete die Verhältnisse als unzumutbar; fortan wurde ein kleiner Bus eingesetzt. 1972 beschrieb Pfarrer Schmidlin die Schwierigkeiten einer Religionslehrerin, die für eine Unterrichtseinheit jedes Mal 40 Kilometer fuhr, um dreizehn Kinder zusammenzuführen.

Frauen in Behörden und Kommissionen

1968 hatten die Katholikinnen das Stimm- und Wahlrecht für Frauen auf Ebene der Landeskirche und der Kirchgemeinde zugesprochen erhalten (siehe auch Seite 158). An der ersten anstehenden Ersatzwahl wählte die Kirchgemeindeversammlung 1970 Annemarie Karrer aus dem Birrfeld in die Kirchenpflege. Sie war eine Frau der ersten Stunde und unterrichtete als erste Laien-Katechetin im Birrfeld ab 1967.[9] Sie führte das Protokoll der Sitzungen, was sie anlässlich ihrer Demission als «Unding» bezeichnete. «Wie sollte jemand an der allgemeinen Diskussion teilnehmen, wenn er jede Einzelheit notieren muss? Diese Bürde wurde der einzigen und nichts ahnenden Frau auferlegt», bekundete sie ihren Unmut. In einer Klammerbemerkung hielt sie im letzten Protokoll ihre Meinung fest: «Die Vorstellung, dass die Frau höchstens für ein paar Schreibarbeiten befähigt sei, muss revidiert werden!» In der Kirchenpflege war es ihr ein Grundanliegen, eine offene Orientierung über die Beschlüsse nach aussen zu erreichen, um Missverständnisse und falsche Vorstellungen zu vermeiden. So stellte sie den Antrag, die Protokolle der Kirchenpflege den Vikaren, Seelsorgern, Pfarreiräten, Katecheten und Katechetinnen direkt zuzustellen, ein Anliegen, das in späteren

8 Höchli-Zen Ruffinen, Geschichte und Gegenwart, S. 221; Pfarrblatt Nr. 8, 23.2.1968; Gespräch Rita Bausch 29.3.2015.
9 Pfarrblatt, Nr. 18, 15.10.1970, AvKG: A.11.04.2 Protokoll Kirchenpflege 20.10.1970.
10 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 25.8.1970, 20.10.1970, 11.1.1972, 2.4.1974.

Aufbau, Wandel und Wirken: Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg, 2. Aufl. 2018 ©Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg

Katechetinnen waren Wegbereiterinnen im Gemeindeaufbau und in der Liturgiegestaltung. Sie ermöglichten die Mitbeteiligung der Kinder in Gottesdiensten, übernahmen die Vorbereitung der Sakramente und waren das Bindeglied zu den Eltern. Im Bild: Familiengottesdienst mit der langjährigen Katechetin Rose Bucheli im Kirchlichen Zentrum Lee 2014.

Jahren immer wieder ein Thema war, besonders wenn die Kommunikation zwischen Pfarrer und Seelsorgeteam unterblieb. Auf den Rücktritt von Annemarie Karrer folgte Monika Späth-Schmid aus Windisch. Zu ihren Ressorts gehörten die Jugendbetreuung Windisch und das Centro Lauffohr.[10]

Von Beginn an nahmen Frauen in den Pfarreiräten Einsitz. Innerhalb der Pfarreiräte war man um Ausgeglichenheit bemüht, fast überall wurden gleich viele Männer wie Frauen gewählt. Die Apothekerin Elisabeth Müller-Stebler war 1971 in Schinznach-Dorf Pfarreiratspräsidentin der ersten Stunde. Frauen wurden zudem früh in die verschiedensten Kommissionen gewählt oder berufen. Sie waren aktiv in der Hauskommission des Centro, in der Baukommission Lee, in der Baukommission Brugg-West oder in der Rechnungsprüfungskommission. Das Engagement von Frauen wurde zu einer Selbstverständlichkeit: 1999 bestand die Finanzkommission gänzlich aus Frauen, der Präsidentin Hildegard Knecht, Monika Dobler, Irène Steinmann und Diana Tormen.[11]

Frauen auf Ebene der Landeskirche

Auf Ebene der Landeskirche war die Frauenvertretung bald grösser als in der Kirchenpflege Brugg. Wettingen delegierte 1972 die erste Frau in den Kirchenrat der Römisch-Katholischen Landeskirche des Kantons Aargau. Ab 1979, mit dem Eintritt von Elisabeth Müller-Stebler aus Schinznach-Dorf, zählte das Gremium zwei Frauen. 1987 waren es drei, wiederum zehn Jahre später vier Frauen. 2001 wurde die Kirchenpflegerin aus Brugg-Nord, Barbara Kühne-Cavelti,

11 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 19.10.1999.
12 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 19.6.1979, 19.1.1999, Auskunft Landeskirche 2.2.2016.

die erste Präsidentin des neunköpfigen Rats. Bis 1990 blieb Elisabeth Müller-Stebler im Kirchenrat. Anschliessend folgte die langjährige Katechetin Ruth Vögtli in die Exekutive der Landeskirche. Fast ununterbrochen – von 1979 bis 1999 – stellten Frauen die Vertretung aus der Kirchgemeinde Brugg sicher, von 2001 bis 2010 stellten sie sogar die Präsidentin. Seit 2014 ist Dorothee Fischer, Pastoralassistentin im Kirchenzentrum Paulus Birrfeld, im Gremium aktiv.[12]

Sternstunde im Birrfeld: Die erste Frau in der Leitung

Mit Anbruch der 1980er-Jahre hatten sich die Katholikinnen und Katholiken an die veränderte Personalsituation gewöhnt. Laientheologen, Pastoralassistenten, Katechetinnen und Pfarreiräte engagierten sich im Aufbau einer Gemeinschaft, die sich seit den 1960er-Jahren verdoppelt hatte und im Zentrum wie in den Dörfern zum grossen Teil aus Zuzügern bestand.

Das Jahr 1983 markierte für die Kirchgemeinde eine Zäsur. Mit Rita Bausch übernahm zum ersten Mal eine Frau die Leitung einer Seel-

Die Gläubigen im Bezirk Brugg hatten sich daran gewöhnt, dass Frauen einen Gottesdienst leiteten. Über mehrere Jahre war es Aufgabe der ersten hauptamtlichen Katechetin Rita Strebel, den Familiengottesdienst am Palmsonntag in der Kirche St. Nikolaus zu gestalten.

sorgestelle, die vom Bischof die «Institutio» erhalten hatte. Ihr damaliger Chef, Pfarrer Eugen Vogel, erinnert sich an die neue Situation. «Von Rita Bausch lernte ich, mit Frauen zusammenzuarbeiten. Die ersten Frauen waren Pionierinnen, sie mussten besser sein als die Männer. Wir hatten es sehr gut zusammen.» Rita Bausch erklärt: «Ich weigere mich, für das definiert zu werden, was ich nicht darf.» Als Feministin wollte sie nicht Priesterin werden. (Siehe Porträt Seite 212–217.)

Aufgewachsen in einer «gut katholischen» Familie, ausgerüstet mit einem fundierten theologischen Wissen, mit Weiterbildung in Klinischer Seelsorge und geprägt von vielfältigen Erfahrungen im Gemeindeaufbau, war sie eine der fähigsten Frauen zu jener Zeit. Sie war eine Pionierin und im Birrfeld sehr geschätzt. Mit ihr wurde es selbstverständlich, dass Frauen am Altar standen und Gottesdienste feierten. Bekannt war sie in jener Zeit durch ihre Auftritte in der Fernsehsendung «Wort zum Sonntag» und durch ihre Radiopredigten. Nach sechseinhalb Jahren verliess Rita Bausch das Birrfeld, um im Kanton Thurgau die Erwachsenenbildung zu leiten.

Eugen Vogel würdigte im «Pfarrblatt» ihre Leistung mit folgenden Worten: «Am 4. Dezember 1983 wurde sie von mir im Namen des Bischofs in ihr Amt als Leiterin der Seelsorgestelle Birrfeld eingesetzt. Sie hat sich weit über die Grenzen unserer Pfarrei hinaus als erste Frau, die in der europäischen Kirche ein solches kirchliches Dienstamt innehatte, einen Namen gemacht.»

Rita Bausch wurde auch in der Pfarrei Brugg sehr geschätzt, wie die Zeilen im «Pfarrblatt» belegen: «Mit dem Abschied der Pastoralassistentin Rita Bausch muss die Pfarrei Windisch-Birr einen grossen Verlust in Kauf nehmen. Sie war für alle eine Kirchenfrau mit mächtiger Ausstrahlung, mit Totaleinsatz, eine Frau, die ein Herz hatte für alle. Ganz herzlichen Dank für alles Liebe und Gute, das auch ausstrahlte bis in Brugg-Nord hinein.» Rita Bausch hatte die Latte für den Nachfolger oder die Nachfolgerin hoch gesteckt. Es war schwierig, jemanden einzustellen. Alle Getauften sind Kirche, war eine Grundaussage des Konzils. Das sprach Eugen Vogel 1990 an, als er in die Zukunft blickte: «Die Gläubigen im Birrfeld hatten gelernt, ihre Taufe ernst zu nehmen und möglichst selbstständig ihre Verantwortung in ihrer Gemeinde wahrzunehmen.»[13]

Frauen übernehmen Führungsaufgaben: 1983 war Rita Bausch die erste Leiterin einer Seelsorgestelle im Birrfeld. Neben 15 Männern war sie die einzige Frau im Dekanat Brugg.

Ordensschwestern und erste Gemeindeleiterin

In den 1980er-Jahren besetzten weitere Frauen Schlüsselstellen in beiden Pfarreien. 1983 war Rita Strebel die erste hauptamtliche Katechetin in der Pfarrei Brugg. (Siehe auch Porträt Seiten 232–235)

13 Zitate: Pfarrblatt Nr. 13, 27.6.1990.
14 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 30.8.1988.

1988 legte die Kirchenpflege die Leitung der Seelsorgestelle von Brugg-Nord in die Hände der Ingenbohler Schwester Adelgard Zweifel. Der Wechsel aus dem Bistum Chur war ungewöhnlich, doch hatte sie sich in der Auseinandersetzung um Bischof Haas im Bistum Chur sehr exponiert, und man war froh um eine Versetzung. Wiederum mussten sich Katholiken an Neues gewöhnen. Dass eine Ordensfrau bei den Jungen nicht ankomme und mit ihrer Tracht in der offenen Diaspora auf Ablehnung stossen würde, war eine gehegte Befürchtung. Schwester Adelgard gab dem Seelsorgebezirk Brugg-Nord eine Kontinuität bis 1995. Die Nachfolge von Rita Bausch im Birrfeld übernahm 1993 nach drei Jahren Vakanz ebenfalls eine Ordensfrau: Schwester Susanne Schmidhauser. Sie hatte 14 Jahre in der Mission in Indonesien gewirkt, bis sie aus politischen Gründen in die Schweiz zurückkehrte. Nach sieben Jahren Tätigkeit kehrte sie zurück ins Kloster der Schwestern der Heiligen Familie.

Frauen hatten sich seither etabliert. Zwischen 2008 und 2014 führten sogar Gemeindeleiterinnen die zwei Pfarreien Brugg und Windisch: Doris Belser, Regina Postner und Dorothee Fischer.

Mit der Umsetzung des neuen Pastoralraums Region Brugg-Windisch kam es 2014 zu einem neuen Modell: Ein Pastoralraumleiter ist zuständig für die Gesamtplanung der rund 12 000 Katholikinnen und Katholiken in 20 politischen Gemeinden des Bezirks Brugg. Ihm zur Seite steht ein Leitender Priester, derzeit aus einem anderen Kultur- und Sprachraum. Die Kirchgemeinde ist in fünf Kirchenzentren unterteilt. In vier Zentren tragen Frauen die Verantwortung für die sogenannte «Nahraumpastoral»; sie sind als Theologinnen die seelsorgerlichen Ansprechpersonen in ihrem jeweiligen Kirchenzentrum.[14]

Grosser Tag für das Kirchliche Zentrum Lee in Riniken und eine Bestätigung des ökumenischen Geistes: Am 21. Mai 1995 segneten Schwester Adelgard, Leiterin der katholischen Seelsorgestelle Brugg-Nord, und der reformierte Pfarrer Michael Klamer von Umiken die dritte Lee-Glocke.

[Eine eigenständige Denkerin und Pionierin]

Rita Bausch
erste Leitende Seelsorgerin des Bistums Basel, im Birrfeld 1983–1990

Ich bin 1943 in einer Klinik in Kreuzlingen geboren und zwei Tage später in der Kirche getauft worden. Damals glaubte man, ungetaufte Kinder kämen nicht in den Himmel, und die Kindersterblichkeit war ungleich grösser als heute. Ich habe drei ältere Brüder und eine fünf Jahre jüngere Schwester. Wir waren eine kirchlich gut sozialisierte Familie, meine Brüder waren alle Ministranten, wir Mädchen durften das natürlich nicht. Da spielten wir zu Hause Kirche, die Mutter hatte uns sogar Messgewänder genäht. Von der Migros gab es «Zitronelle-Guetsli», das waren die Hostien. Von Meersburg hatten wir einen Weinbecher, das war der Kelch, und die Buben brachten Weihrauch mit.

Es gibt zweierlei Leute

Ab der zweiten Klasse gingen wir alle zwei Wochen zur Beichte. Einmal wollte ich nicht gehen, da ich so vertieft war ins Spiel. «Warum muss ich gehen? Der Pfarrer sagt mir jedes Mal: Rita du bisch e Liebi!» Da antwortete meine Mutter: «Genau darum musst du gehen, damit du das hörst.» Meine Mutter hatte verstanden, worum es beim Busssakrament ging: Du bist lieb, auch wenn nicht immer alles gut war. Es war wichtig, das auszusprechen.
Wir waren eine katholische Familie, aber nicht verbissen katholisch. Vom Vater lernte ich: «Es gibt zweierlei Leute. Die einen essen gerne Fleischkäse und die anderen gehen gerne in die

Kirche. Und beide sind recht.» In diesem Klima wuchsen wir auf.
Die Mutter war Mitglied im Frauenverein, besuchte Gottesdienste und gestand mir später: «Weisst du, ich ging auch zur Kirche, damit ich für einen Moment Ruhe hatte vor euch fünf Kindern.» Ich besuchte die Maiandacht, damit ich nachher «Stei-Fangis» spielen konnte. Unsere Freizeit verbrachten wir im Umfeld der Kirche.

Die erste Messe in der Muttersprache

Das Zweite Vatikanische Konzil war vorbereitet gewesen. Papst Pius XII. hatte viel für eine Entflechtung von Busssakrament und Eucharistie getan. Wir lernten allmählich, dass Gott in jedem Sakrament Schuld verzeiht. Man sprach von Messe und Kommunion, noch nicht von Eucharistie. Ebenso wuchs das Verständnis, dass Kommunion nicht eine Belohnung ist für die ganz Guten oder das Gutsein, sondern dass Jesus alle aufforderte, zu ihm zu kommen.
Mein ältester Bruder studierte zu jener Zeit Theologie und kam daher früh in Berührung mit den neuen liturgischen Texten. 1963 war seine Primiz in Kreuzlingen. Er hatte bereits 1963 ein deutschsprachiges Liturgiebuch in der Hand, und wir beteten und sangen in der deutschen Sprache. Da gab es Leute, die sagten, das sei nicht gültig. Auf diesem Priester liege kein Segen, da er nicht lateinisch bete.
Am 7. März 1965 wurde offiziell die Liturgie in der Muttersprache eingeführt. Ich erinnere mich so gut an diesen Tag: Damals verteilte man den Leuten graue Liturgiebüchlein. Das war eine grosse Freude, endlich konnte man mitbeten und alles verstehen. Von da an sprach man im Gottesdienst die Muttersprache.
1963, als ich in Kreuzlingen als Kindergärtnerin arbeitete, war ich Scharleiterin im Blauring. Der Kaplan, Präses von Jungwacht und Blauring, brachte es damals fertig, das ganze Leiterteam einmal wöchentlich um 6 Uhr zur Frühmesse zu versammeln. Bereits damals konnten wir um den Altar stehen und sangen neue Lieder. Ich war gerade zwanzig Jahre alt. Das war ein schöner Einstieg in die Liturgiereform.

Eine der ersten angestellten Frauen

Ich zeigte immer schon Interesse an Kirche und Glaube. Doch der Anlass, Theologie zu studieren, war ganz einfach. Mein Vater schickte mir ins Kindergartenseminar nach Cham einen ausgefüllten Anmeldeschein für den zweijährigen Glaubenskurs. Ein Zettel dazu: «Ich habe das Gefühl, das sei etwas für dich, du musst es nur noch unterschreiben.» Ich besprach das mit meiner Deutsch- und Religionslehrerin. Sie riet mir zum vierjährigen Theologiekurs. Ich belegte diesen Kurs aus rein persönlichem Interesse. Das lag in der Familie: Mein ältester Bruder hatte Theologie studiert, der zweite Bruder begann ein Theologiestudium. Das Studium interessierte mich enorm und die Beschäftigung mit dem Alten Testament führte dazu, dass ich nach Israel wollte,

> **Am 7. März 1965 wurde die Liturgie in der Muttersprache eingeführt. Das war eine grosse Freude, endlich konnte man mitbeten und alles verstehen.**

um drei Monate lang Hebräisch zu lernen.
Vor der Abreise am 2. Januar 1967 besuchte ich unseren damaligen Kaplan, der in der Zwischenzeit Pfarrer in Reinach geworden war. Er schlug mir vor: «Du könntest zu uns kommen und in der Pfarrei arbeiten. Warum sollten wir es nicht mit einer Frau versuchen?» So begann ich am 1. August 1967 meine erste Stelle in Reinach, Baselland. Ich erteilte Religionsunterricht, war in der Gefängnisseelsorge, machte

Hausbesuche, Krankenseelsorge, Taufbesuche, leitete die Jugendgruppen, und das mit 24 Jahren! Der Liturgiebereich war tabu. Mit den Erstkommunikanten besuchte ich einmal die Kirche und erklärte sie. Da stand ich am Ambo und dachte: Hoffentlich sieht niemand, dass ich hier vorne stehe. Das war vom Gefühl her ein Sakrileg. 1968 schritt ich beim Einzug der Erstkommunikanten bereits mit den Kindern mit. Es war damals etwas Unglaubliches für eine Frau, bei dieser Einzugsprozession mitzugehen.

Erste Predigt und Austeilen der Kommunion

Am ersten Freitag im März 1968 predigte ich zum ersten Mal in der reformierten Kirche in Reinach am Weltgebetstag der Frauen. Die Weltgebetstagsfeier öffnete den Raum für die Frauen in der Kirche, allerdings waren sie unter sich. Ende 1969 verliess ich Reinach. Nach drei Monaten arbeitete ich als Katechetin in Aarau. Als «Pfarrhelferin» wollte ich nicht mehr arbeiten. Ich wollte mit einem Pfarrer zusammenarbeiten, nicht aber zuerst ihm helfen. Der Entscheid, in Zukunft für eine Pfarrei zu arbeiten, kam 1970. Es war eine intensive Zeit, ich wohnte in Oberentfelden und war auch für Schöftland zuständig. Der Entfelder Pfarrer Leo Nietlisbach sagte eines Tages zu mir: «Du erteilst so vielen Kindern Religionsunterricht und verkündest das Evangelium, das könntest du auch für die Erwachsenen machen, du darfst auch predigen.» Das eine ergab das andere. Zum Patrozinium Peter und Paul predigte ich sogar in Aarau oder bei einem Jugendgottesdienst: Wir brachten den Plattenspieler in die Kirche, und die Kirche war zum Bersten voll. Pfarrer Reinhard in Schöftland schwitzte beim Austeilen der Kommunion. Ich war eine der Ersten, die kommunizierten. Da sagte er aus der Situation heraus: «Helfen Sie mir die Kommunion austeilen.» Ich ging zum Tabernakel, nahm das Ziborium und teilte zum ersten Mal einfach so die Kommunion aus. Von da an machte ich das regelmässig. Wir waren so geprägt von der Aufbruchstimmung des Konzils. Einmal reichte ich die Kündigung ein, weil es mir zu viel wurde, 16 Dörfer und Aarau zu betreuen. Da erhielt ich den Auftrag, einen Kurs für nebenamtliche Katecheten auszuarbeiten und anzubieten. Ich leitete jetzt noch während zweier Jahre diese Ausbildung für circa zwanzig Frauen in der Region.

Einsetzung am 4. Dezember 1983: Rita Bausch ist die erste Leiterin einer Seelsorgestelle, der die Kirche ein solches Amt überträgt.

Überbrückung als Pfarrverweserin

1972 gab es keinen Pfarrer in Schöftland, da amtete ich als Pfarrverweserin. Dekan Arnold Helbling in Aarau meinte zu mir: «Wir haben niemanden, schau, was du mit dieser Pfarrei machst.» Ich ging nach Hause an jenem Tag und meine zwei wichtigsten Fragen lauteten: «Wofür muss ich am Sonntag das Opfer einnehmen und wer läutet die Kirchenbetzeit?» In Schöftland musste man noch von Hand läuten, das hatte die Pfarrköchin gemacht.

Am nächsten Sonntag hielt ich ganz allein den Gottesdienst. Da sagte ich der Gemeinde: «Jetzt ist Pfarrer Reinhard fort. Wir sind trotzdem eine Pfarrei und wir müssen gemeinsam überlegen, wer was macht, wie wir Liturgie feiern und den Kindern Religionsunterricht erteilen.» Vierzehn Tage später waren es 42 Personen, die eineinhalb Tage lang im Pfarrhaus zusammen die Leitung der Pfarrei besprachen und sich organisierten. So entstand ein Miteinander, und der Dekan und die bischöfliche Leitung hatten Freude an uns.

Eine Frau leitet die Kirche im Birrfeld

Es gab nun Laientheologen, die ohne Leitungsfunktion (wie ein Kaplan oder Vikar) als Pastoralassistenten und -assistentinnen eingesetzt wurden. 1980 kam die Frage der Gemeindeleitung durch Laien auf. Leo Karrer, der damalige Pastoralchef im Bistum Basel, besuchte mich: «Es fehlen die Priester. Jetzt müssen Laien die Gemeinden leiten. Wir sind am Planen im Bistum Basel. Wir wollen das von Anfang an für Frauen und Männer zugänglich machen.» Er meinte, sie wollten mich einsetzen, aber dafür brauchte es den Studienabschluss. In der Zwischenzeit war der Dritte Bildungsweg entstanden.
Ich hatte die Katechetenausbildung, 14 Jahre Praxiserfahrung, nun studierte ich von 1981 bis 1983 in Chur. Das waren meine «Finkenjahre», ich konnte vom Zimmer in die Vorlesung gehen, ohne die Schuhe anzuziehen. Wie ein ausgelaugter Schwamm lebte ich in Chur.
Der Personalverantwortliche des Bistums Basel, Hermann Schüepp, hatte mich für den Seelsorgebezirk Birrfeld vorgesehen. Die wichtigste Frage an mich war, ob die Nationalität, der Pass der Menschen, eine Rolle spiele. Jemand musste hingehen, für den das nicht wichtig war, denn Birr war dazumal die Gemeinde in der Schweiz mit den meisten Ausländern. Dorthin konnte er nicht jeden schicken, es sei eine besondere Situation mit verschiedenen Dörfern in einer Seelsorgeeinheit. Aber auch mich könne er nicht überall hinschicken. Eugen Vogel sagt mir noch heute: «Mit dir habe ich gelernt, mit Frauen umzugehen.» Wir hatten es in all den Jahren sehr gut miteinander. Er war mir ein sehr guter Chef und Begleiter.

Ein katholischer Gottesdienst mit fünf Frauen am Altar

Als ich 1983 begann, schenkte mir die Kirchgemeinde ein liturgisches Gewand. Die Kirchenpflege teilte mir mit: Wenn ich im Birrfeld die Leitung dieses Seelsorgebezirks innehabe, dann müsse ich auch den Gottesdienst leiten. Einmal hielt ich einen Wortgottesdienst mit vier Ministrantinnen und unter den Besuchern waren solche, die ich nicht kannte. Da musste ich ihnen sagen: «Sie befinden sich tatsächlich in einem katholischen Gottesdienst, auch wenn Sie fünf Frauen da vorne stehen sehen.»
Eugen Vogel litt darunter, dass zu Zeiten meiner Vorgänger René Merz und Erwin Gut «Notsituationen» erfunden werden mussten, damit diese einen Gottesdienst leiten konnten, vor allem auch bei Taufen. Wir beide beschlossen damals, dass wir das nicht mehr so durchführen wollten. Ich wollte nicht extra einen Taufttermin vereinbaren im Wissen, dass Eugen Vogel verhindert war. Das brauchte ich nicht. Sobald das neue Kirchenrecht dies ermöglichte, fragte Eugen Vogel danach. Bischof Otto Wüst gab ihm die Erlaubnis mit der Bitte, dies nicht an die grosse Glocke zu hängen. Ich durfte taufen, trauen, beerdigen, Buss- und Versöhnungsgottesdienste leiten. Die am meisten gestellte Frage an mich lautete: «Dürfen Sie das? Dürfen Sie trauen, dürfen Sie taufen?»
Als ich im Birrfeld wirkte, gab es eine Familie, die offen zu mir kam und sagte: «Wir sind nicht

gegen Sie eingestellt, doch uns ist die Messe wichtig.» Sie besuchten den Gottesdienst in Windisch. Damit hatte ich keine Mühe. Später war es ausgerechnet diese Familie, die sich aktiv an den Fürbitten und anderen Aufgaben beteiligte. Manchmal braucht etwas seine Zeit. 1983 war ich nicht Gemeindeleiterin, aber die erste Leiterin einer Seelsorgestelle.

Ausländer im Birrfeld: Menschen mit Luftwurzeln

Ich hatte nicht viele seelsorgerliche Grundsätze, aber einen gab es: pro Tag ein Hausbesuch. In den Wyden trat ich durch eine Wohnungstür und fand mich in Sizilien, dann trat ich durch eine andere Tür und war in Zagreb, danach war ich in Spanien. Hinter diesen Wohnungstüren lagen verschiedene Welten. Die vielen Besuche führten dazu, dass die Leute sich am Pfarreileben beteiligten. Von der Besucherzahl her gab es im Birrfeld keinen Unterschied zwischen einem Wortgottesdienst oder einer Eucharistiefeier.
Die Italiener hatten ihren eigenen Seelsorger, und alle ein bis zwei Wochen feierten sie ihren eigenen Gottesdienst in Birr. Die Ausländerseelsorge war mir ein grosses Anliegen. Im November hielten wir einen Ausländersonntag in elf Sprachen. Bei Elternabenden der Schule beauftragten wir Übersetzer. Guten Kontakt hatten wir zu den Syrisch-Orthodoxen. Sie integrierten sich fest bei uns.
Im Birrfeld gab es 24 oder 26 Nationen. Wir waren eine junge Pfarrei von 2400 Menschen. Der Grossteil arbeitete bei der BBC, und wer damals die Pensionierung erreichte, hatte am nächsten Tag den Zügelwagen vor der Haustür stehen und verliess die Schweiz.
Ganz speziell in Birr war die Vielsprachigkeit und Internationalität. Therese Gloor[1] war für mich die einzige Frau im Birrfeld, die Wurzeln hatte. Ich pflegte zu sagen: «Wir sind alles Luftwurzeln-Leute.» Die Menschen lebten in zwei Kulturen, in der Familie lebt man anders als in der Schweiz.

Erster Kontakt zu den Menschen im Birrfeld

Als ich kam, kannte ich niemanden. Ich wohnte an der Bachtalen-Strasse. Bis ich im Volg ankam, hörte ich vier Sprachen, aber kein Deutsch. Da stand ich im Laden und hörte eine Stimme: «Grüezi Frau Bausch.» Das war Margrit Mascolo.[2] Ich kannte sie von Aarau her. Bereits am dritten Tag im Birrfeld besuchte ich den reformierten Pfarrer. «Guten Tag, Herr Schippert.» – «Ich kenne Sie schon», sagte

> **Es gab eine Frau, die aufstand und hinausging, wenn ich predigte. Ich litt nicht darunter, ich musste nicht wie ein Priester akzeptiert sein.**

er daraufhin. «Hoi Rita, ich bin der Gerhard. Wir kennen uns von Kreuzlingen her. Ich mag mich noch gut erinnern, dass dein Bruder mich verhauen hat!» Wir verstanden uns gut und spielten zusammen einmal pro Woche um 7 Uhr in der Früh Tennis.
Von Anfang an wollte ich die Leute am Gottesdienst beteiligen. Zu Hause hatte ich eine Kartothek aller Mitglieder. So zog ich jeweils ein Kärtchen und fragte die Leute am Telefon, ob sie am nächsten Sonntag mit mir zusammen die Fürbitten beten möchten. Einige Wochen später fragte ich, ob jemand die Lesung übernehmen würde. Neun von zehn Personen sagten zu.

Die «weltweit mächtigste» Frau in der Kirche

Eugen Vogel sagte, ich habe nicht feministische Theologie geschrieben, sondern feministische Theologie gelebt. Bevor ich ins Birrfeld kam, hatte ich den Entschluss gefasst, zu meiner Meinung zu stehen. Den Bischof oder Pfarrer wollte ich nicht mehr um Erlaubnis fragen,

Erstkommunion in der Pauluskirche: Rita Bausch und Vikar Josef Stübi.

sondern ich würde sie im Vorfeld über meine Handlungen informieren, und wenn es ihnen nicht passte, konnten sie reagieren.
Das Ziel des Frauenpriestertums ist nicht erreicht. Allerdings ist es nicht konsequent, auf der einen Seite das unzeitgemässe Amtsverständnis der katholischen Kirche anzuprangern und auf der anderen Seite Priesterinnen in dieses Amt zu fordern. Die Vision des Mitspracherechts haben wir auf weiten Ebenen erreicht. Ein Beispiel: Ich war Mitglied in der Aus- und Weiterbildungskommission des Bistums und wurde selbst zur Präsidentin gewählt. In diesem Rahmen veranstalteten wir in der HTL Windisch einen Anlass mit Anton Cadotsch[2]. Zuerst sprach er darüber, wie sich die Kirche entwickelt hatte nach dem Konzil, von der Synode 72, doch dann wurde er immer enger. Beim Podiumsgespräch äusserte ich mich, dass es mir unwohl werde, er zeichne ein Kirchenbild, das nur die Kirchenleitung einschliesse, jetzt habe ich immer weniger Platz. Da applaudierte der ganze Saal. Mir war das peinlich, Anton Cadotsch kriegte einen roten Kopf und entgegnete: Ich habe kein Recht, das zu sagen. So eine mächtige Frau, wie ich eine sei, gebe es auf der ganzen Welt keine in dieser Kirche.

1 Bereits für Eugen Vogel war die Katholikin Therese Gloor Anfang der 1960er-Jahre die «Anlaufstelle» im Birrfeld.
2 Langjährige Katechetin im Birrfeld.
3 Anton Cadotsch war Generalvikar im Bistum Basel.

Alles, was für die Priesterweiterbildung und die Laientheologen im Bistum Basel geschehe, müsse über meinen Tisch. Nun begriff ich: Für mich hiess es, sie hatten mich gewählt, weil sie jemanden brauchten, der nicht viel sagt, sondern die Sitzungen leitet. Gegen aussen bedeutete dies einen Meilenstein: Fortan ging alles über den Schreibtisch einer Frau.

Von Bischof Otto Wüst die Institutio erhalten

Als Gemeindeleiterin im Birrfeld war ich mit einer Missio Canonica vom Bischof ausgestattet. Ich besass zugleich die Institutio und damit war ich als Laientheologin so verbindlich im Bistum integriert wie ein Priester durch die Priesterweihe. Eine Institutio ist eine gegenseitige Verpflichtung zwischen mir und dem Bistum auf Lebenszeit. Um die Institutio hätte ich in einem Brief bitten müssen. Das tat ich nicht. Im persönlichen Gespräch sagte mir Bischof Otto Wüst, er habe das vermisst, das fehle. Da entgegnete ich ihm: «Wenn Sie mir die Institutio geben, dann nehme ich sie. Ich arbeite bereits seit 16 Jahren im Bistum, in Loyalität und in gutem Willen. Aber ich kann Ihnen und Ihren Nachfolgern keinen Kadavergehorsam versprechen.» Bei der Institutio-Feier 1984 schenkte er mir eine Bibel.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Von der lateinischen Messe zum Wortgottesdienst, von der Beichte zum Versöhnungsweg: Vieles änderte sich nach dem Konzil ab 1966. Die Gläubigen in der Diaspora waren bereit, die Veränderungen mitzutragen. Mehr Mühe bekundete die Amtskirche mit den Umsetzungen.

Wortgottesdienstfeier mit Nicole Macchia im Kirchlichen Zentrum Lee Riniken 2016.

Von der lateinischen Messe zum Wortgottesdienst

Lateinische Messe und neues Verständnis von Kommunion

Die einstige Birrfelder Seelsorgerin Rita Bausch erinnert sich lebhaft an die früheren Gottesdienste. So schildert sie, wie man als Laie der lateinischen Messe folgen konnte. «Von der Grossmutter hatte ich ein Gebetsbuch erhalten. Die eine Hälfte der Seite zeigte den deutschen Text, die andere war Latein. Der Altar stand damals vorne an der Chorwand, doch man konnte den Ablauf mitverfolgen, denn das Messbuch wurde von einer Seite des Altars auf die andere getragen, die Ministranten senkten die Köpfe, das Glöcklein erklang. Das waren Zeichen, an denen man sich über den Ablauf der Messe orientieren konnte. Das Wichtigste war die Wandlung. Jeder Priester war verpflichtet, täglich die Messe zu lesen. Gab es mehrere Priester an einem Ort, so las jeder seine eigene Messe, alle fünf Minuten läutete irgendwo die Glocke zur Wandlung. Da gab es – vor allem ältere – Leute, die eine Wandlung nach der anderen mitfeierten. – Früher kam man oft zu spät. Der ganze Wortgottesdienstteil gehörte nicht zur Sonntagspflicht. Die Sonntagspflicht dauerte von der Opferung, der heutigen Gabenbereitung, bis zur Kommunion des Priesters.» Nach dem Konzil wurde die «Konzelebration» ermöglicht, das heisst, mehrere Priester konnten gemeinsam die Wandlung vornehmen.

«Damals kommunizierten ganz wenige am Sonntag», erklärt Rita Bausch. Die Austeilung der Kommunion erfolgte vor dem Gottesdienst, das heisst, der Pfarrer, Kaplan oder Vikar war fünf Minuten vorher da, ging zum Tabernakel, nahm das Ziborium heraus und teilte die Hostien aus. Die Leute knieten an der Kommunionbank und empfingen die Hostie auf die Zunge, danach gingen sie zurück an ihren Platz. Während der Messe kommunizierte nur der Priester. Rita Bausch erinnert sich, dass man – im Gegensatz zu heute – sich eher exponierte, wenn man kommunizierte. Heute falle eher auf, wenn man am Platz bleibe. «Doch das ergab sich aus einem neuen Verständnis der Sakramente, das in den 1950er-Jahren wuchs.» Damals hatte eine Entflechtung zwischen Busssakrament und Empfang

Sonntagspflicht: Gilts oder gilts nicht?

Zur Sonntagspflicht, auch Sonntagsgebot genannt, zählt die katholische Kirche das Gebot, am Sonntag und an den Feiertagen die heilige Messe mit Andacht zu verfolgen. Bis zum Konzil bedeutete dies, folgenden Gottesdienstteilen beizuwohnen: Opferung (Gabenbereitung), Wandlung und Kommunion. Vorher und nachher musste man nicht anwesend sein. Der Teil des Wortgottesdienstes hatte kein Gewicht. «Gilts oder gilts nicht?», diese Frage stellte man sich damals. Wer die Sonntagspflicht absichtlich versäumte, beging eine schwere Sünde.

der Kommunion stattgefunden. Rita Bausch: «Wir lernten allmählich, dass Gott in jedem Sakrament Schuld verzeiht. Man sprach von Messe und Kommunion, noch nicht von Eucharistie. Ebenso wuchs das Verständnis, dass Kommunion nicht eine Belohnung ist für die ganz Guten oder das Gutsein, sondern dass Jesus alle aufforderte, zu ihm zu kommen.»

Impulse aus der liturgischen Bewegung veränderten den Gottesdienst. Zentrales Anliegen war die aktive Teilnahme aller Gläubigen an der Liturgie. Wichtig wurde daher die Verwendung der Volkssprache neben dem Latein der priesterlichen Liturgie, etwa in der Betsingmesse. Laien-Messbücher wie der «Volks-Schott» der Benediktinerabtei Beuron und das «Volksmessbuch» des Maria Laacher Benediktiners Urbanus Bomm (im Bild) spielten eine grosse Rolle in der liturgischen Bewegung. Anhand der Übersetzungen konnte man das Geschehen am Altar andächtig mitverfolgen und verstehen.

Eucharistie bedeutet Opfer Christi und Abendmahl

Lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil gab es liturgische Überlegungen, wie man zeitgemäss Gottesdienst halten soll und wie die Laien miteinbezogen werden können. So ermöglichte das Volksmessbuch mit den ins Deutsche übersetzten Texten ein bewussteres Mitfeiern oder gar leises Mitbeten der lateinischen Messe. Der «Schott» oder der «Bomm», wie die Volksmessbücher nach ihren Übersetzern genannt wurden, fanden weite Verbreitung unter den Gläubigen.

Die tätige Teilnahme der Getauften im Gottesdienst war ein Hauptanliegen der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Konzilsbeschlüsse nahmen auf, was damals teilweise schon verwirklicht war. Doch erst nach dem Konzil wurde die Liturgiereform überall umgesetzt. Es war ein langer Prozess der Veränderung und Gewöhnung.

Pfarrer Eugen Vogel beschreibt den Wandel gegenüber früher: «Zeitgemässe Liturgie bedeutete in den 1960er-Jahren, dass die dogmatische Sprache des Messtextes durch ein verständliches Deutsch ersetzt wurde. Der Priester musste nicht mehr mit dem Rücken zum Volk stehen. Dahinter stand eine theologische Umdeutung: Bisher hatte die Eucharistie die Vergegenwärtigung des Opfers Christi am Kreuz betont. Daher hatte der Priester sich am Hochaltar an Gott gewandt, den Rücken zum Volk. Doch Eucharistie bedeutete nun stärker das Abendmahl Jesu und damit kam die Hinwendung zum Volk.» Pfarrer Eugen Vogel erlebte die vorkonziliare Priesterausbildung, trug den Wandel aktiv mit und erklärt, in seiner Ausbildung habe er schon gewusst, «dass die Eucharistie a) Vergegenwärtigung des Opfers Jesu Christi am Kreuz und b) Abendmahl bedeutet. Nur hatte man damals das Abendmahl nicht so betont und es 400 Jahre lang den Reformierten überlassen. Im Sinne der Ökumene hat man nun das Abendmahl mehr betont. Doch in der Theorie war es immer schon vorhanden gewesen.»[1] Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil setzte sich die zweite Deutung durch.

1 Gespräch Eugen Vogel, 13.3.2013.

Mit der Hinwendung des Priesters zum Volk wurde der Hochaltar an der Chorwand überflüssig. Die Vorstellung bestand darin, dass der Priester mitten unter den Gläubigen stehen sollte. So erinnert sich Eugen Vogel: «Den Altar in Windisch wollten wir weiter vorne haben. Da wo er heute steht, ist es ein Kompromiss.» Planung und Bau der Windischer Marienkirche verliefen parallel zum Konzil (siehe Kapitel Kirche und Architektur). Die Weihe der Windischer Kirche geschah im letzten Konzilsjahr. Manche Änderungen konnten bereits aufgenommen werden, anderes verlangte eine Kompromisslösung oder eine Portion Schlauheit.
Eine Episode, die Eugen Vogel erzählt, beschreibt anschaulich den Wandel in der Praxis des Kommunionempfangs, der auch bauliche Auswirkungen hatte: «Die Ehrfurcht vor der Hostie war damals

Taufe kurz vor dem Mittagessen

In den 1960er-Jahren wurde noch jeden Sonntag getauft. Es war eine kurze Angelegenheit nach der Spätmesse, kurz vor dem Mittagessen. Da die Kinder unmittelbar nach der Geburt getauft wurden, blieben die Mütter zu Hause. Dreissig Jahre später hatte sich die Taufpraxis geändert. Die Taufe wurde nicht mehr als Sakrament der Reinigung von der Erbsünde betrachtet, sondern betonte die Aufnahme des Täuflings in die Gemeinde. Damit wurde der Taufstein vom Eingang in die Nähe des Altars verlegt. Mit dem Bedürfnis nach persönlicher Ausgestaltung und dem Einbezug der Angehörigen wurden die Gottesdienste länger – das führte zu Reklamationen und schliesslich zu besonderen Tauffeiern ausserhalb des Gottesdienstes. Bild: Taufe mit Rudolf Hofer 2011 in Brugg.

Hochbetrieb am Sonntag

1966 beschrieb Pfarrer Lorenz Schmidlin einem Aushilfspater die Gottesdienstordnung. Es herrschte Hochbetrieb am Sonntagmorgen.

7 Uhr	Frühmesse, meist von Eltern besucht, die nach dem Gottesdienst ihre Kinder für die Jugendmesse bereiten müssen, daher ist es üblich, die Hauptpredigt entweder gekürzt oder in sinnvoller Zusammenfassung zu geben
8.15 Uhr	Jugendgottesdienst
9.15 Uhr	Christenlehre
10 Uhr	Hauptgottesdienst, Predigt dauert ca. 15–20 Minuten
11.10 Uhr	Spätmesse, Predigt gekürzt, da anschliessend die Taufen gehalten werden
11.50 Uhr	Taufspendung
11.15 Uhr	Gottesdienst in Schinznach-Bad
19 Uhr	Abendmesse

Mit der Hinwendung des Priesters zum Kreuz betonte er die Vergegenwärtigung des Opfers Jesus Christi am Kreuz. So feierte Vikar Adolf Studer im Jungwachtlager 1952 mit dem Rücken zu den Jungen.

übertrieben. Man musste sie ja auf den Knien empfangen, und dafür gab es die Kommunionbänke. 1965 war das schon nicht mehr üblich. Bischof Franziskus von Streng war aber ein Verfechter des Kommunionempfangs auf Knien und bestand beim Kirchenbau auf diesen Kommunionbänken. Der Architekt schlug darauf folgende Lösung vor: Wir planen den Innenraum ohne Kommunionbänke, machen aber vorne vor der ersten Stufe Löcher in den Boden. Wenn der Bischof zur Kirchweihe kommt, stecken wir dort für diesen Tag die Kommunionbänke hinein. Und bei der Kirchweihe waren die Kommunionbänke tatsächlich da. Nachts um ein Uhr nach der Kirchweihe haben drei Leute die Kommunionbänke in den Keller versorgt. Nie hat jemand reklamiert, auch nicht der Bischof, als er später zur Firmung kam.»[2]

Veränderte Praxis bei der Kommunionspendung

Mit der Mundkommunion vermied der Gläubige die Berührung des Allerheiligsten, der Priester legte die Hostie jedem direkt auf die Zunge. Nach dem Konzil wurde die Handkommunion eingeführt, so wie sie heute üblich ist.

Vor dem Konzil galt das «Nüchternheitsgebot» für Jung und Alt. Vor der Einnahme der Kommunion durfte ein Katholik weder getrunken noch gegessen haben. Ein Beispiel belegt, dass diese Praxis noch 1958 von Jugendlichen verlangt wurde. Beim Kantonaltreffen des Aargau-

2 Gespräch Eugen Vogel, 14.3.2014.
3 Archiv Kirchgemeinde: Mappe Kantonaler Jungwachtbund Aargau, Kantonstreffen Brugg 14./15. Juni 1958, Gespräch Eugen Vogel.

Mit der Hinwendung des Priesters zum Altar, in Richtung Volk betend, betonte er die Bedeutung des Abendmahls in der Eucharistiefeier. Nach dem Konzil wurde die Konzelebration eingeführt. Durfte vorher nur jeder Priester einzeln die Messe feiern, so war es jetzt gemeinsam möglich. Damit wurden die Seitenaltäre überflüssig. Installation von Kurt Bader 1977. V. l.: Josef Elser, Seelsorger Brugg-Nord, Vikar Niklaus Arnold, Brugg, Pfarrer Kurt Bader, Pfarrer Eugen Vogel, Windisch, Regionaldekan Arnold Helbling, Diakon Willi Zuber, Seelsorger in Schinznach.

ischen Jungwachtbundes in Brugg 1958 mit über tausend Jungwächtern hielt man in den «Organisatorischen Weisungen an die Gruppenführer» fest, dass die «Buben vor der Nachtruhe und am Morgen bei Tagwache auf das Nüchternheitsgebot aufmerksam zu machen» seien. «Die Scharen begeben sich geschlossen in Zweierkolonnen zur Heiligen Messe auf dem Schulhausplatz», lautete die Anweisung.
Die Veränderung in der Liturgie betraf auch das Liedgut. Eugen Vogel dazu: «1968/70 gründete ich den Jugendchor Rhygo, vom Wort rhythmische Gottesdienste. Einen Jugendchor zu gründen, war trendig: Man hatte genug von den alten Liedern. Der Inhalt der alten Lieder entsprach einer alten Frömmigkeitsauffassung, mit der die Jungen nichts mehr anfangen konnten. Dann kamen die neuen holländischen Lieder, die wurden mit viel Begeisterung gesungen. In dieser Boomphase nach dem Konzil haben die Leute vieles mitgemacht. Es gab ganz wenige, die dagegen waren. Ein Beispiel: Ich hatte Hans Küng zu einem Vortrag eingeladen. Da war nur einer, der offen dagegen war.»[3]

Erster Wortgottesdienst in Brugg-West

Die katholische Bevölkerung im Schenkenbergertal hatte im November 1971 mit Willi Zuber den ersten Laienseelsorger erhalten, der mit einer besonderen Erlaubnis des Bischofs Gottesdienste feiern und taufen durfte. Schon einen Monat nach seiner Einsetzung im

Dezember 1971 führte er den ersten Wortgottesdienst mit Kommunionspendung durch. «Gegen 80 Personen wohnten der eindrücklichen Feier bei. Dass in diesem Tal ‹Gemeinde› ohne grosse äussere Strukturen möglich werde, Gemeinde in urkirchlicher Form, dazu haben der Gottesdienst im Singsaal und die anschliessende Zusammenkunft im ‹Bären› zu grosser Hoffnung Anlass gegeben», schrieb Lorenz Schmidlin im «Pfarrblatt». Von nun an hielt Willi Zuber regelmässig Gottesdienste mit Kommunionspendung ab. Nur wenn er in den Ferien war, kam ein Priester, der Eucharistie feierte. 1978 erklärte Willi Zuber, dass der Weisse Sonntag ohne Eucharistie-Feier abgehalten werde. «Da nur etwa fünf Mal jährlich eine Messe gefeiert werden kann, sollen die Erstkommunikanten nicht vor etwas gestellt werden, das für sie neu ist und das sie noch nie erlebt haben.» Zuber sah sich zu dieser Lösung gezwungen, weil es personell nicht anders möglich war, auch wenn es kirchenrechtlich nicht in Ordnung war. Da keine Beschwerde einging und alle Pfarrer und Vikare gleichzeitig an den verschiedenen Orten eingesetzt waren, liess sich die Situation nicht ändern. Doch in Zukunft sollte der Brugger Vikar einmal im Monat im Schenkenbergertal Messe lesen. Willi Zuber berichtete, dass die Leute die Art seines Gottesdienstes angenommen hatten, es kamen regelmässig etwa 120 Gläubige. Das Experiment war ein Erfolg.[4]

Widerstand gegen Wortgottesdienste im Birrfeld

Ab 1972 wirkten in den drei Seelsorgebezirken Birrfeld, Brugg-West und Brugg-Nord Laientheologen. Mit ihnen kamen die Wortgottesdienste auf. Im Birrfeld stand mit René Merz ein laisierter Priester der Gemeinschaft vor, der viel Gottesdiensterfahrung mitbrachte und zu predigen verstand. Die Einführung des ersten Wortgottesdienstes im Birrfeld war somit günstig. Strikte gegen einen Wortgottesdienst eingestellt war ausgerechnet der Präsident des neu aufgestellten Seelsorgeteams, wie der Pfarreirat damals hiess. Sein Widerstand steht für die Überzeugung vieler Leute damals. So erläuterte er dem Seelsorgeteam anhand des «kleinen Konzilskompendiums», dass nur in Notsituationen ein Wortgottesdienst ohne Eucharistiefeier erlaubt sei, und es im Birrfeld keine triftige Begründung dafür gebe. Doch Pfarrer Eugen Vogel wollte einmal im Monat nach dem Gottesdienst mit der Windischer Gemeinde zusammen sein und konnte somit nicht ins Birrfeld kommen.[5]

So beschloss das Seelsorgeteam gegen den Widerstand des Präsidenten: Am Sonntag, 7. Mai 1972, sollte René Merz «versuchsweise» den ersten Wortgottesdienst halten. Die Reaktionen darauf wurden im

4 Pfarrblatt Nr. 1, 1.1.1972; AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 13.6.1978.

5 Eugen Vogel erklärte, dass er jeweils unmittelbar nach dem Gottesdienst in Windisch im Birrfeld sein musste. Einmal im Monat wollte er nach dem Gottesdienst mit den Windischern zusammen sein.

Jazzmusik und Gospels erobern die Kirche

Nach dem Konzil herrschte Aufbruchstimmung, im Bereich Musik wurde Neues möglich. Ende der 1960er-Jahre war es trendig, einen Jugendchor zu gründen. Neue Lieder begeisterten die Jungen, sogar Jazzgottesdienste fanden statt.

Rechts: Der erste Jazzgottesdienst in der Kirche Windisch 1969.

Unten: Gruppenfoto des Jugendchors Rhygo Windisch auf dem Kirchplatz.

Laien verkünden das Wort Gottes im Kirchlichen Zentrum Lee im Mai 2013: Den Gottesdienst mit viel Musik zum Muttertag gestaltete das Wortgottesdienst-Team.

nächsten Protokoll des Seelsorgeteams anonymisiert festgehalten: «Sprecher 1: Es war die Meinung, diese Art Gottesdienst sei positiv aufgefasst worden. Sprecher 2: Es ist beobachtet worden, wie anfangs des Gottesdienstes ein älteres Ehepaar die Kirche verlassen hat. Sprecher 3: Man hatte schon Freude an diesem Gottesdienst, jedoch fehlte doch das Wichtigste, die Wandlung von Brot und Wein. Es wäre falsch, Propaganda zu machen für Wortgottesdienste z. B. in der Zeitung. Sprecher 4: Es geht nicht darum, die Messe abzuschaffen. Vielmehr sollten die 80 Prozent, welche noch nicht zur Gemeinschaft gehören, erfasst werden mit Wortgottesdiensten. Allgemein sind alle Anwesenden der Meinung, dieser Wortgottesdienst sei gut gefeiert worden und gut vorbereitet gewesen. Wir beschliessen: Ab Juni jeden ersten Sonntag im Monat den Wortgottesdienst zu halten und am Samstag vorher um 18 Uhr Eucharistie zu feiern.»

Im Seelsorgeteam herrschte schlechte Stimmung, man zog nicht am gleichen Strick: Für den Präsidenten bot ein Wortgottesdienst keinen Ersatz für die Sonntagsmesse. Ein laisierter Priester hätte seiner Überzeugung nach auch keinerlei priesterliche Funktionen mehr ausüben dürfen. Der Präsident akzeptierte auch nicht, dass bei einem Wortgottesdienst-Sonntag die Sonntagsmesse am Samstagvorabend gehalten wurde. So kam es zur Kampfwahl ums Präsidium des Seelsorgeteams. Die grosse Mehrheit stand hinter Pfarrer Eugen Vogel und wählte einen Präsidenten, der den neuen Kurs mittrug.[6]

6 Archiv Kirchgemeinde: Protokolle Seelsorgeteam Birrfeld 2.3.1972, 27.3.1972, 18.5.1972, Protokoll Katholikentreffen Birrfeld 18.6.1973.
7 AvKG: A.11.04.2 Protokoll Kirchenpflege 25.8.1978, 27.10.1978, Gespräch Rita Bausch 29.3.2015.

Wie viele Eucharistiefeiern pro Monat sind gemeindebildend?

Die Nicht-Akzeptanz des Wortgottesdienstes hatte sich die Amtskirche selbst zuzuschreiben. Es entsprach nicht der Auffassung der Amtskirche, Wortgottesdienste und Eucharistiefeiern als gleichwertig anzuerkennen. Im August und Oktober 1978 besuchte Bischof Anton Hänggi die Pfarreien Windisch und Brugg. Dabei fragte man ihn: Erfüllt man die Sonntagspflicht auch mit einem Wortgottesdienst? Diese Frage beschäftigte in erster Linie die Pfarreiräte aus den Seelsorgebezirken Brugg-Nord und Brugg-West. Der Bischof wollte nichts dagegen einwenden, «wenn teilweise wie heute z. B. einmal pro Monat die Gemeindegottesdienste [ohne Messe] besucht werden. Das dient dem Aufbau einer Gemeinde. Aber das eine soll das andere nicht ausschliessen.» Der Bischof erklärte, dass die Gesamtpfarrei die eigentliche Gemeinde sei «und Gemeindeleiter im vollen Sinne des Wortes nur der ist, der Eucharistie vollziehen kann, in diesem Fall der Pfarrer von Brugg». Allerdings fehlten ausgerechnet die zur Eucharistie berechtigten Pfarrer. Bischof Hänggi betonte, «dass dort, wo nicht Eucharistie gefeiert wird, auch nicht Kirche im Vollsinn des Wortes ist». Ein Gesprächsteilnehmer widersprach in diesem Punkt dem Bischof, «dass er diese Version nicht akzeptiert». Die Pfarreiratspräsidentin des Schenkenbergertals brachte das Problem der Praxis auf den Punkt mit der Frage: «Wie häufig muss Pfarrer Bader präsent sein, damit er als Gemeindeleiter angesehen werden kann?» Denn im Schenkenbergertal wurde Diakon Willi Zuber als Gemeindeleiter anerkannt. Darauf der Bischof: «Diese Frage kann nicht mit abstrakten Zahlen beantwortet werden. Aber wo immer möglich, soll die Hochform des Gottesdienstes [die Messe] gewählt werden.»

Erst 1981 gaben die Bischöfe das Dokument «Unser Sonntag» heraus. Dort hielten sie fest: Es sei wichtig, dass die Gemeinde am Sonntag zusammenkomme, um Gottesdienst zu feiern. Viel wichtiger aber sei, dass die Gemeindeglieder überhaupt zusammenkämen, als dass eine Eucharistie gefeiert werde. «Es war sozusagen ein Dokument gegen den ‹Eucharistietourismus›, wonach man sonntags in jene Kirche reiste, wo eine Messe gefeiert wurde», interpretierte Rita Bausch dieses Dokument.[7]

Wortgottesdienste als Selbstverständlichkeit

In den 1970er-Jahren setzte der Veränderungsprozess ein. Doch noch 1979 waren sonntägliche Wortgottesdienste eine Seltenheit. Im Birrfeld gab es monatlich einen, in der Kirche St. Nikolaus in Brugg und in der Marienkirche Windisch gar keinen. In Riniken wurden

selten Wortgottesdienste gefeiert, so im Zusammenhang mit einer ökumenischen Feier oder im Rahmen eines Familiengottesdienstes. Nur in Schinznach feierte Diakon Willi Zuber monatlich regelmässig drei oder vier Sonntags-Gottesdienste ohne Eucharistie, doch mit Kommunionspendung. Bis zu seinem Abschied wurde bedauert, dass es unmöglich war, ihm «die volle priesterliche Bevollmächtigung» zu geben. «‹Seine› Gläubigen im Schenkenbergertal, er selbst, wir Mitarbeiter, die Behörden, ja selbst der Bischof stiessen hier an Grenzen in unserer Kirche und in ihrem persönlichen Engagement, die oft schmerzten. Grenzen, die uns als Teilkirche im Gesamt der katholischen Weltkirche auferlegt sind», schrieb Pfarrer Bader im «Pfarrblatt» zum Abschied von Willi Zuber.[8]

Wortgottesdienste sind 2015 die Regel und es geschieht bereits, dass Katholikinnen und Katholiken den Unterschied zwischen Eucharistiefeier und Wortgottesdienst nicht mehr kennen. Der heute über 90-jährige Pfarrer Eugen Vogel fasst diese Entwicklung wie folgt zusammen: «Das Konzil sagte, beides, der Tisch des Wortes und der Tisch des Brotes, sind Begegnungen mit Gott. Beide sind in sich wertvoll. Der Wortgottesdienst ist auch ein Teil der Eucharistie. Er ist etwas Eigenständiges, das schon lange in der Kirche seine Bedeutung hatte. Nur hat der Wortgottesdienst durch den Priestermangel den Beigeschmack einer Zweitrangigkeit erhalten, was theologisch absolut falsch ist. Die Leute müssen lernen, dass ein Wortgottesdienst ein vollwertiger Gottesdienst ist, doch das geht nicht so schnell.»[9]

Vor der Erstkommunion ging man zur ersten Beichte. Das Erinnerungsbüchlein zur ersten heiligen Kommunion hält Erika Suter in der Hand. Die Mutter hatte ihrem Kind das weisse Festkleid selbst genäht.

Aussergewöhnlich: Wortgottesdienst-Team in Brugg-Nord

Die langjährige Katechetin und einstige Kirchenrätin der Landeskirche, Ruth Vögtli, ist Mitglied der Wortgottesdienst-Gruppe Brugg-Nord. Sie erlebte die Anfänge und den Wandel: «Dass in den 1970er-Jahren Wortgottesdienste in Riniken gefeiert wurden, war hier akzeptiert, aber innerhalb des Bistums schon eher die Ausnahme. Es gibt immer noch Gemeinden in der Schweiz, die das nicht wollen. Es ging halt darum: Wenn schon keine Eucharistie möglich ist, dann soll man wenigstens einen Wortgottesdienst feiern. Unser Seelsorger, Josef Elser, suchte nach Möglichkeit einen auswärtigen Priester für die Eucharistie ‹einzufliegen›. Die Lehrmeinung hiess: ohne Eucharistie kein Sonntag. Die Praxis sah dazumal schon anders aus. Doch wenn sich die Lehrmeinung nicht ändert, dann klaf-

Ein besonderes Andenken zur Erstkommunion: In einfacher Sprache wird dem Kind der Sinn der Beichte erklärt.

fen Praxis und Theorie auseinander. Das Verfahren beim Feiern von Wortgottesdiensten hat sich ebenso verändert. Einst musste man die Texte abgeben zur Kontrolle. Heute fragt keiner mehr danach. Heute ist es auch so, dass ein Wortgottesdienst-Team ohne Theologen funktioniert. Aus einem Mangel heraus setzte man die Laien ein. Erstaunlich ist hingegen, wie sehr man den Laien freie Hand liess. Schon Pfarrer Schmidlin hatte Vertrauen zu den Katechetinnen und liess sie gewähren. Wir konnten bei Familien und Erstkommunion-Gottesdiensten fast alles selbst bestimmen. Die Pfarrer Bader und Ries liessen uns gewähren.»[10]

Veränderte Beichtpraxis

Ein kleines Büchlein erlaubt einen Einblick in das Beicht-Verständnis zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Am 16. April 1939 feierte Erika Suter in der Kirche St. Nikolaus in Brugg ihre Erstkommunion. Der besondere Festtag wurde fotografisch festgehalten. In der Hand hält das weiss gekleidete Mädchen ein Büchlein mit dem Titel «Andenken an die erste hl. Kommunion». Das Buch hatte der Einsiedler Benediktinerpater Zölestin Muff extra für Kinder geschrieben. Eingetragen war darin das Datum der ersten heiligen Beichte, welche Erika Suter drei Monate vor der Erstkommunion, am 18. Januar 1939, abgelegt hatte.

In einfacher Sprache erklärt das Büchlein dem Kind im ersten Kapitel das Sakrament der Busse. Durch die Taufe wurde die Kinderseele «engelrein». Und: «Wärest du gestorben, bevor du zum Vernunftgebrauche gekommen, so wärest du jetzt ein Engel im Himmel. Leider

8 Pfarrblatt, Nr. 18, 15.10.1979.
9 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Pastoralgespräch, 25.8.1978, Gespräch Martin Vögtli, Pfarrblatt Nr. 11, 1.6.1979, Nr. 12, 15.6.1979; Gespräch Eugen Vogel 14.3.2014.
10 Gespräch Ruth Vögtli, 15.7.2015.

Gruppenbild der Erstkommunion-Mädchen mit Pfarrer Gottfried Binder und Vikar Marin Andermatt 1939 vor dem Aufgang in den Pfarreisaal in Brugg.

hast du seit jener Zeit so manches getan, was dir den Himmel verschliessen würde, falls du jetzt sterben solltest. … Wenn du Sünden begingest, dann musst du beichten und büssen, sonst bleibt dir der Himmel verschlossen.» Beschrieben wird dem Kind der Unterschied zwischen grosser und kleinerer Sünde. Fünf Rappen stehlen war bei Weitem keine so grosse Sünde wie ein Diebstahl von hundert Franken. Die kleinen Sünden nannte man lässliche, die grossen Todsünden. Von den Todsünden konnte man nur durch die heilige Beichte erlöst werden. Von den lässlichen Sünden konnte man sich freimachen durch reumütige Busswerke, doch der sichere Weg war die heilige Beichte.[11]

Den Wandel der Beichtpraxis beschreibt Pfarrer Eugen Vogel als eine Veränderung in Richtung Rückbesinnung auf das Wesentliche: «Die Beichte ist noch immer ein Sakrament. Aber die Anwendung hat sich so sehr verändert, dass die Beichte heute wieder das ist, was es ursprünglich sein sollte. Ich erlebe am Sterbebett noch Beichten. Es ist eine ernsthafte Angelegenheit, die Menschen sind ganz offen, man kann damit viel helfen und Wege aufzeigen. Manchmal will man noch etwas sagen, vielfach auch nicht, und dann spende ich die Lossprechung.»

Eugen Vogel erklärt: «Wenn die Firmlinge heute in Windisch zur Beichte kommen, so frage ich sie: ‹Was habt ihr zu beichten?› – Nichts,

11 Büchlein «Andenken an die erste hl. Kommunion», Privatbesitz Erika Widmer-Suter.
12 AvKG: A.11.04.2 Protokoll Kirchenpflege 29.8.2000.

sie haben doch keine Sünden. Wenn man mit ihnen über ihr Leben spricht, so erkennt man das und jenes, das dazugehören würde. Aber die frühere Praxis, wo man alle acht Tage beichtete, war absurd. Das Zermartern des Sündensuchens hatte schon Luther angeprangert. Noch in den Fünfzigerjahren war es üblich, vor der Messe zu beichten, damit der Kommunionsempfang mit reinem Herzen geschah.» Eugen Vogel illustriert die Übertreibung mit einer Episode aus seiner Zeit als Vikar: «In Aarau war Pfarrer Angst der Beichtvater des halben Aargaus: Er hörte nicht mehr so gut und wollte auch nicht alles so genau wissen. Als Vikar sass ich im Beichtstuhl daneben und hatte kaum Leute, während bei ihm sich die Leute stauten. Er gab die Lossprechung, kaum war jemand niedergekniet. Das merkten sich die Leute. Da gab es einen bösen Witz: Einmal musste Pfarrer Angst unbedingt den Zug erreichen. Er wusste nicht, wie er die Leute loswerden konnte. So sagte er: Es sollten nur noch diejenigen kommen, die schwere Sünden zu beichten hätten. Da gingen alle weg. Von hundert Menschen traf es einen, dem die Beichte wirklich half und nötig war. Das verflüchtigte sich nach dem Konzil. Heute hat die Beichte einen neuen Sinn, vor allem erlebe ich das beim Betreuen von Kranken. Vieles ist in der Kirche falsch gegangen. Manchmal muss etwas verloren gehen, damit man es neu entdecken kann.»

Beichtaufruf vor Weihnachten 1968

«An alle Beichtenden ergeht die dringende Mahnung, sich unter keinen Umständen an den Beichtstühlen vorzudrängen und länger Wartende zu überholen. Die schulpflichtigen Kinder erwarten wir jetzt am Samstag zur hl. Beichte, und zwar von 16 bis 18 Uhr. In dieser Zeit haben die Kinder den Vortritt, nicht aber am Dienstag.» Pfarrblatt Nr. 51, 20.12.1968

Beichte als Versöhnung

Die Zeit der Einzelbeichte war weitgehend vorbei. Reue und Umkehr wurden in neuer Form im Rahmen gemeinsamer Bussfeiern gefeiert. Diese wurden vor Weihnachten, Ostern und dem Eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag gehalten. Ums Jahr 2000 wurde das Versöhnungssakrament im Religionsunterricht neu aufgenommen als Versöhnungsweg. Hatte man früher eine Vorbereitung zur Erstbeichte, so erklärt man heute den Kindern das Sakrament als eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Lebensbereichen wie Familie, Schule, Freunde. Die sechs «B» der Beichte – Beten, Besinnen, Bereuen, Bekennen, Bessern, Bedanken – bilden die Grundstruktur des Versöhnungswegs. Damit gehen Überlegungen einher, wie Kinder und Erwachsene den Wert des Versöhnungs-Sakraments neu entdecken können. Mit Fragen nach den eigenen Stärken und Schwächen wird zum Innehalten und Nachdenken angeregt. Zum Abschluss des Versöhnungswegs gehört in der Pfarrei Brugg ein Gespräch mit einem Seelsorger. In der Pfarrei Windisch führt der Priester nach dem Versöhnungsweg ein Beichtgespräch mit Lossprechung.[12]

[Der Wandel in der Kirche war enorm]

Rita Strebel
erste hauptamtliche Katechetin, Brugg 1983–2000

In Tägerig, einem kleinen Bauerndorf zwischen Mellingen und Bremgarten, wurde ich 1938 geboren und verbrachte meine Kindheit und Jugendzeit mit vier Geschwistern. Zum Leid meiner Familie erkrankte ich im ersten Lebensjahr an Kinderlähmung.
In jener Zeit war man im Allgemeinen noch sehr autoritätsgläubig. Was der Pfarrer, der Lehrer oder der Gemeindeammann sagte, war richtig. Die Menschen in unserem Dorf waren geprägt von einer strengen, katholischen Tradition. In unserer Familie wurde vor dem Essen gebetet, und wenn wir aus dem Haus gingen, machte die Mutter ein Kreuz auf die Stirn.
Die gesamte Bevölkerung ging sonntags in die Kirche, das war so selbstverständlich wie Brot essen. Die Heilige Messe wurde damals in lateinischer Sprache gefeiert. Die Primarschullehrerin erteilte jeweils am Sonntagnachmittag den Kindern Christenlehre, und am Sonntagabend gab es zudem eine Andacht. Dieser Besuch war allerdings nicht verpflichtend.
Prägend – und in Bezug auf die Ökumene früh einen Meilenstein setzend – war für mich das Verhältnis zu unseren reformierten Nachbarn, der Familie Rudolf. Als junger Mensch erfuhr ich durch sie ein offenes, christliches Miteinander. Jedes Jahr durften wir uns einen Ausflug mit ihrem Auto wünschen – zu einer Zeit, als es im Dorf drei Autobesitzer gab. So fuhren sie mit uns sogar einmal nach Einsiedeln zur Schwarzen Madonna. Bei Familienfesten,

Erstkommunion oder Taufen boten sie uns an, die Ereignisse fotografisch festzuhalten. Die Wertschätzung des anderen wurde gelebt.

Wandel im Gottesbild: Vom strafenden zum liebenden Gott

Damals hörte man Sprüche, die heute unfassbar sind. Da predigte ein Missionar: Wer ein krankes Kind hat, der ist von Gott gestraft. Dies mussten meine Eltern hören. Ja, es wurde das Bild eines strafenden Gottes vermittelt. Heute hingegen spricht man vom liebenden und barmherzigen Gott. Es gab Menschen, die mich trösten wollten mit den Worten: «Dafür kommst du einmal in den Himmel.» Es galt die Vorstellung, dass man sich den Himmel verdienen konnte. Der Wandel geschah in vielen Bereichen: Wir hatten noch alles angenommen, was vom Pfarrer, vom Gemeinderat oder vom Lehrer gesagt wurde. Wir wurden regelmässig aufgefordert, zur Beichte zu gehen. Doch um zu wissen, was Sünde ist, musste man die Fragen und Antworten aus dem Katechismus kennen. Wir mussten im Religionsunterricht viel auswendig lernen und verstanden den Inhalt nicht. Heute wird zu

> **Heute erleben Kinder zu Hause Glauben nicht mehr, da die Erfahrung und das Erlebnis fehlen. Verstehen und Erfahren gehören zusammen.**

jeder Bitte des «Vaterunsers» eine Unterrichtslektion gehalten. Was bedeutet «Dein Reich komme»? Es geht nicht mehr darum, Gesetze zu lernen, sondern Glaubensinhalte zu verstehen. Allerdings erleben Kinder heute zu Hause Glauben in dem Sinne nicht mehr, da die Erfahrung und das Erlebnis fehlen. Verstehen und Erfahren gehören zusammen. Im Unterricht kann man Wissen vermitteln, die Erfahrung dazu muss gelebt werden. Aber viele Eltern haben den Zugang auch nicht mehr. Den Gott der Liebe vermitteln, ist schwierig, wenn es schwierige Schicksale gibt. Wo ist die Hilfe im Glauben spürbar bei einer Stunde Unterricht?

Wandel im Missionsverständnis: Der Aufbruch 1961

Mit der Gründung des Blaurings in Tägerig in den 1950er-Jahren kam die Jugendarbeit auf. Mit Freude engagierte ich mich als Gruppenleiterin. Unvergesslich waren die Leiterkurse in Einsiedeln und Randa. Ich erhielt damit das nötige Rüstzeug, um in der eigenen Pfarrei Zusammenkünfte für junge Mädchen durchzuführen. Wir arbeiteten methodisch so, wie man später im Unterricht arbeitete. Das Gemüthafte kam zum Tragen. Es herrschte einerseits Disziplin, anderseits war das Erfahren von Gemeinschaft etwas Besonderes. In diesem Rahmen erlebte ich den Aufbruch und die Veränderung der Kirche.

Mein Weg zur Katechetin verlief nicht gradlinig. Mit 22 bewarb ich mich bei der BBC in Baden, da es eine direkte Busverbindung von Tägerig nach Baden gab, auf die ich angewiesen war. Beim Vorstellungsgespräch 1960 erhielt ich Bescheid, sie würden keine Behinderten einstellen, sie hätten schlechte Erfahrungen gemacht! Damals bestand kaum eine Integration von Behinderten im Berufsleben. Ich wehrte mich, mein Cousin arbeite auch hier. Er stellte mir die besten Referenzen aus, und so wurde ich angestellt. Das war ein Meilenstein. Prägend für mich war ebenso das Aufbruchjahr 1961: Meinrad Hengartner lud die Jugendverbände zur Eröffnung des Missionsjahres ein. Aus dieser Aktion heraus entstand 1962 das Fastenopfer. Hier war der Wandel ebenso spürbar: Missionieren wie bis anhin wurde neu überdacht. Der Grundtenor lautete nun: Man darf den Menschen in Entwicklungsländern ihre Kultur nicht nehmen, sondern soll ihnen zu tragenden Lebensgrundlagen verhelfen.

Der Pfarrer arbeitet zum ersten Mal mit Frauen zusammen

All diese positiven Erfahrungen regten an, mich vertiefter mit dem Glauben in der Institution Kirche auseinanderzusetzen. Gleichzeitig bestätigten die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils den Aufbruch mit dem Einbezug und der Aufwertung der Laien. So besuchte ich berufsbegleitend in den Jahren 1965–1967 den Glaubenskurs in Zürich. Diese Ausbildung war Voraussetzung für den anschliessenden Katechetikkurs 1968–1970. Von Bischof Anton Hänggi erhielt ich 1971 die «Missio canonica», die kirchliche Beauftragung, Religionsunterricht an der Unter- und Mittelstufe zu erteilen. Nun wechselte ich den Arbeitgeber. In der wachsenden Pfarrei Rohrdorf wurde damals eine neue Stelle geschaffen. Gesucht war eine Pfarrei-Sekretärin mit Ausbildung für die Katechese. Speziell an der Situation war, dass der Pfarrer zum ersten Mal mit einer Frau zusammenarbeitete. Bis anhin leitete der Pfarrer allein eine Pfarrei, im Gegensatz zu heute, wo man möglichst in einem Team zusammenarbeitet. Im Laufe der Zeit spürte ich, dass meine bisherige Ausbildung nicht genügte, denn viele Aufgaben kamen hinzu: Jugendarbeit mit Firm-Weekend oder Gottesdienste leiten.
So besuchte ich wiederum berufsbegleitend während vier Jahren den Theologiekurs für Laien in Luzern an drei Abenden pro Woche.

Katechetinnen leisteten Pionierarbeit beim Gemeindeaufbau

1983 kam ich nach Brugg und blieb 17 Jahre als hauptamtliche Katechetin. Ich war die erste und lange die einzige hauptamtlich angestellte Frau im Seelsorgeteam der Pfarrei Brugg. Zum Team gehörten damals Pfarrer Karl Ries, Vikar André Duplain, Diakon Isidor Hodel, Seelsorger Jürg Fisler. Meine Aufgabe war, Religionsunterricht auf allen Stufen zu erteilen und die

Erstkommunion in Brugg: Die hauptamtliche Katechetin Rita Strebel hat die Kinder auf den grossen Tag vorbereitet.

nebenamtlichen Katechetinnen zu begleiten. Daraus entstanden die Katechetenrunden für den Erfahrungsaustausch. Gefragt war meine Mitarbeit in der Firmvorbereitung. Ich betreute die Frauen, welche die voreucharistischen Gottesdienste für die Kinder von der ersten bis zur dritten Klasse feierten. Dann kamen die Familiengottesdienste hinzu, am Palmsonntag gestalteten wir mit den Kindern Palmkörbe und dekorierten Palmen. Immer mehr hat man Kinder und Erwachsene nicht nur in der Gestaltung des Gottesdienstes eingebunden, sondern auch bei der Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente durch Elternabende.
In den 1980er-Jahren mussten wir Katechetinnen die Kinder in den verschiedenen Dörfern unserer Seelsorgebezirke zusammenführen. Wir fuhren enorm viele Kilometer. Wir betrieben einen riesigen Aufwand, um die Kinder für den Religionsunterricht abzuholen. Es gab zwar Kilometerentschädigung, aber die Zeit wurde den Katechetinnen nicht vergütet. Sie waren nur für die Unterrichtsstunden bezahlt. In der einen Gemeinde gab es ein Kind,

in der nächsten zwei und es galt, alle Kinder zusammenzubringen: Hier leisteten die Katechetinnen Pionierarbeit im Gemeindeaufbau. Meine Vision war immer: Man muss die Eltern schulen, wenn sie ein Kind zur Taufe bringen, und den Eltern einen Boden geben. Die Jugendlichen aus der Aufbruchzeit der 1980er-Jahre sind die heutigen Eltern. Gut ist heute, dass die Eltern zur Vorbereitung der Erstkommunion einbezogen werden. Neu hatte man die Kinder auch vermehrt im Erwachsenengottesdienst einbezogen, indem sie ein Rollenspiel zeigten oder Fürbitten vortrugen.

Von der Beichte zum Versöhnungsweg

Mit der aufgebauten Katechetenstelle in Aarau konnten neue Themenimpulse im Unterricht umgesetzt werden. 2000 wurde der erste Versöhnungsweg zusammen mit den Eltern durchgeführt. Er zeigt sozusagen den Wandel auf bei der Beichte. An einem Samstagnachmittag gehen die Kinder zusammen mit ihren Eltern von Station zu Station und setzen sich dabei mit gewissen Lebensthemen auseinander. Am Schluss des Wegs ist es den Kindern freigestellt, mit einer Seelsorgerin oder einem Seelsorger ein Gespräch zu führen.
Der Wandel erfasste auch die Erwachsenen: Immer seltener gingen sie zur persönlichen Beichte. So wurden Bussfeiern eingeführt mit

> Die gesamte Bevölkerung ging sonntags in die Kirche, das war so selbstverständlich wie Brot essen.

sakramentaler Lossprechung. Ein Zeichen, den Menschen näherzukommen, war die Einführung der Messfeier auf Deutsch. Doch warum kommen die heutigen Jungen nicht mehr in die Kirche? Weil für sie die Kirchensprache nicht mehr stimmt. Sie werden nicht dort abgeholt, wo sie sind. Selbst wenn im Gottesdienst deutsch gesprochen wird, ist für sie ein «Der Herr sei mit euch – und mit deinem Geiste» unverständlich.

Laien auf allen Ebenen der Verkündigung eingesetzt

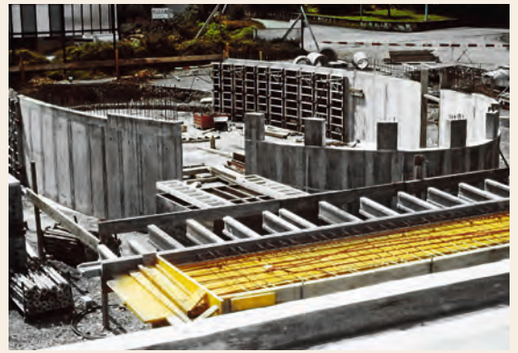
Vor dem Konzil gab es in den meisten Pfarreien einen Pfarrer, allenfalls noch einen Vikar, den Kirchenchor, den Frauenverein und die Ministranten. Heute werden Laien auf allen Ebenen der Verkündigung einbezogen. Ein gutes Beispiel lässt sich in Brugg-Nord erleben: Seit Langem besteht eine Liturgiegruppe, die Gottesdienste mit Kommunionfeiern gestaltet. Weitere Gruppierungen haben sich aufgrund des Priestermangels entwickelt: Pfarreirat, Lektorengruppe, Besuchsdienst, Katechetenrunden.
Mit der Übernahme der Krankenseelsorge erweiterte ich später mein Tätigkeitsfeld noch einmal. Um diesem Engagement gerecht zu werden, besuchte ich eine spezialisierte Weiterbildung. Wir feierten im damaligen Spital Brugg ökumenische Gottesdienste. Da dachte ich oft an die Familie Rudolf in Tägerig zurück, die mir den ersten «Schub» zur Ökumene gegeben hatte.
Ich hatte immer das Bedürfnis, mit Menschen zusammenzuarbeiten. Da ich in meiner Jugendzeit sehr viel Positives erlebt hatte, brach etwas auf. In 29 Jahren war ich in drei Pfarreien tätig. Keine Pfarrei oder Kirchenpflege lehnte mich ab, im Gegensatz zu meiner Bewerbung bei der BBC. Die Kirche nahm mich an und unterstützte mich. Im Unterricht lachten mich die Kinder nie wegen meiner Behinderung aus. Denn ich lebte positiv mit meiner Behinderung und konnte Ja sagen zu meinem Schicksal. Verkündigung lebt über den Menschen, das konnte ich umsetzen. Ich verstand mich immer als eine Frau, die sät, im Vertrauen, dass der Samen Früchte trägt.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Die gesamte Chorzone mit Altar, Ambo, Tabernakel, Sedes, Taufbecken und zwölf Apostelkerzen schuf der Künstler Kurt Sigrist aus Sarnen. Der Altar zeigt eine einfache, im Lichtschein weiss leuchtende Tischform. Kreuz und Tabernakel bilden den optischen Mittelpunkt.

Gegen den Trend: eine Kirchenweihe 1994

Neun Architekturbüros reichten ihr Projekt 1989 ein. Die beiden Architekturstudenten Andreas Graf und Antti Rüegg überzeugten die Jury einstimmig mit ihrem Projekt «Schale». Baukommission und Kirchenpflege vertrauten den beiden Jungarchitekten. Dennoch legten sie einen Planungsstopp ein. Das vorgeschlagene Projekt fiel mit fünf Millionen viel zu teuer aus, vier Millionen erachtete die Kirchenpflege als verkraftbar. Es musste redimensioniert werden. Die Kirchenpflege vertrat bei der Bauvergabe die Haltung, Handwerker aus der Region der Kirchgemeinde und solche der eigenen «Religionszugehörigkeit» seien zu berücksichtigen. Der alte Schinznacher Pavillon war weiterhin von Nutzen; er wurde ins Birrfeld versetzt und fortan «Paulushuus» genannt. Die Mitglieder der Schinznacher Baukommission benötigten einen langen Atem; zehn Jahre blieben sie am Ball. Am Palmsonntag, dem 27. März 1994, war die Freude umso grösser: Weihbischof Martin Gächter weihte die Kirche auf den Namenspatron Franziskus von Assisi.



Antizyklischer Kirchenbau in Schinznach-Dorf

Oben links: Spatenstich am 6. März 1993 – die Katholiken im Schenkenbergertal erhalten ein kirchliches Zentrum.

Oben rechts: 1993 – die Kirche während der Bauphase.

Mitte: Eindrücklicher Kirchenkörper am Rohbaufest am 23. Oktober 1993.

Unten: 27. März 1994 – Nach dreimaligem Anklopfen betrat Weihbischof Martin Gächter als Erster die Kirche. Neben ihm: Bischofsvikar Max Hofer. In seiner Ansprache meinte Gächter: «Ihr habt Euch in einer Zeit abnehmenden Interesses an der Kirche antizyklisch verhalten. Es braucht heute Überzeugung und vielleicht auch Mut, regelmässig zu beten und Gottesdienst zu halten.»

Unten rechts: Die Kirchgemeinde gab ihnen den ersten grossen Bauauftrag: Die Architekturstudenten der ETH, Andreas Graf und Antti Rüegg (links) an der Einweihung.

[In allem ist Glaube]

Gerda Sonderegger
Katechetin und Gründerin der
Jugendgruppe Oegru in Riniken

1939 bin ich in Schaffhausen auf die Welt gekommen. Meine Eltern mussten beide arbeiten, so kam ich in die Krippe, später war ich ein Schlüsselkind. Kein Zvieri stand bereit, ich musste früh Haushalten lernen, am Abend waren die Eltern müde, und ich fühlte mich allein mit meinen Problemen. Der Bombenangriff 1944 in Schaffhausen bedeutete für mich für lange Jahre ein Trauma. Als Kind wurde ich von der Druckwelle über den Markt getragen – ich fühlte mich irgendwie von Händen getragen – und schlug vor einer Scheune auf, die brannte. Ein Feuerwehrmann rettete mich.

Meine Eltern würde ich nicht als gläubig beschreiben, wir feierten einfach die Erstkommunion und die Firmung. Als ich 1961 mit meinem Mann nach Remigen zog und selbst Kinder bekam, war dies ein Grund, mich mehr auf den Glauben einzulassen. Pfarrer Lorenz Schmidlin hatte mich «entdeckt». Für die Pfarreifasnacht im Roten Haus in Brugg nähte ich Kostüme. Da fragte er, ob ich mich als Katechetin engagieren würde. Zuerst lehnte ich rundweg ab. Er aber gab nicht auf und brachte mir Bücher mit der Aufforderung, sie zu lesen. Mein Interesse war nun geweckt.

Ich gehörte zu den Ersten, die den neu entstandenen Katechetinnenkurs absolvierten und parallel dazu Unterricht erteilten. Durch den Unterricht bin ich gewachsen. Vor den Kindern zu stehen, daran gewöhnte ich mich. Vor deren Eltern zu stehen, brauchte anfänglich mehr Überwindung. Die Unterrichtsstunden genügten mir nicht. Die Zeit war zu schnell vorüber und ich fragte mich, was die Kinder davontrugen. So schrieb ich 1972 einen Brief an alle Kinder in den neun Gemeinden von Brugg-Nord und fragte, wer Interesse habe, in einer Jugendgruppe mitzumachen.
Das war schwierig damals: Einer Frau traute man die Führung nicht zu, und sogar die Kirche legte mir Steine in den Weg. Es hiess: Ich müsse mich zuerst ein Jahr lang bewähren. Ich übernahm die Kosten selbst. Meine Motivation war die grosse Verbundenheit zu den Kindern, die ich in mir spürte und die ich verschenken wollte. Um Material zu kaufen, organisierte ich Basare. Ich leistete Pionierarbeit, das war nicht immer einfach.
Im Riniker Gemeindehaus erhielt ich im Untergeschoss Räume zur Verfügung gestellt, vermittelt durch Gemeindeammann Martin Vögtli. Nach einem halben Jahr kam Pfarrer Lorenz Schmidlin zu einem Unterrichtsbesuch nach Riniken. Ich packte die Gelegenheit beim Schopf und zeigte ihm die Gruppenräume für die damals bereits 47 Kinder! Da übergab er mir 500 Franken.

Das erste Lager und 27 kranke Kinder

Bereits als Kind verstand ich die Trennung zwischen reformiert und katholisch nicht. Als einzige Katholikin in meiner Klasse in Schaffhausen war ich eine Einzelgängerin. Warum kann man nicht friedlich zusammen sein? Warum muss eine Konfession ausgeschlossen werden? So drängte ich bei der neuen Jugendgruppe stark auf ein ökumenisches Zusammengehen. Daher der Name Oegru, Ökumenische Jugendgruppe. Damals war die Ökumene nicht in allen Köpfen so selbstverständlich, doch das war mir egal. Von reformierter Seite kam Markus Christinger[1] dazu.
Das erste Lager im April 1975 in Bellwald VS war ein Krampf. Es gab 27 kranke Kinder, da eines eine Magen-Darm-Grippe «mitbrachte», die im Lager ausbrach. Heizkörper in die Zimmer stellen, in der Nacht zu den Kindern schauen, Matratzen putzen: Diejenigen, welche oben lagen, erbrachen auf die unteren Betten. Es war ganz schlimm, und der reformierte Lagerbegleiter war mir keine Stütze, er meditierte lieber. Zudem brachte die enorme Schneemasse das Dach der Militärbaracke in Schieflage und Wasser tropfte ins Innere. Das mache ich nie mehr, dachte ich mir. Fredy und Beatrice Kummer[2] waren mir damals eine immense Hilfe. Seither kochten sie alle zwei Jahre im Lager.

> **Vor den Kindern zu stehen, daran gewöhnte ich mich. Vor deren Eltern zu stehen, brauchte anfänglich mehr Überwindung.**

Über die Jugendgruppe wollte ich die Kinder besser kennenlernen und ihre Probleme hören. So ergaben sich manchmal am Lagerfeuer so intensive Gespräche, dass das für mich Religion war. Ich organisierte zehn Lager, auch Pfingstlager. Immer gab es einen Tagesausflug, den ich jeweils vorher ablief. Ich konnte es mir nicht leisten, dass etwas schiefging. Da hätte es sofort geheissen, ich sei eine Frau, die sich nur in den Vordergrund stellen wolle. Allmählich stiessen weitere Frauen dazu, die beim Basteln für den

1 Markus Christinger war der reformierte Jugendarbeiter.
2 Der reformierte Fredy Kummer war der erste Sigrist im Zentrum Lee.

Schon im ersten Jahr nach der Gründung der Ökumenischen Gruppe Riniken Oegru organisierte Gerda Sonderegger einen Familienabend mit Tombola zur Finanzierung von Bastelmaterial.

Basar halfen. Mit jedem Lager stieg der Respekt, und ich erhielt schliesslich viel Unterstützung durch die Eltern.
Meine Methode war nicht das Strafen, das wäre mir zu einfach gewesen. Wenn mir etwas nicht passte, so brachte ich das zur Sprache. Einmal stahlen mir Kinder Geld, um Zigaretten zu kaufen. Da sammelte ich alle Zigaretten ein und verbrannte sie. Ich sagte zu den Jungen: «Ich will nicht wissen, wer mir die zehn Franken genommen hat. Derjenige, der es war, kann es in mein Zimmer zurücklegen. Ich habe eine Ahnung, aber ich gebe dem, der es genommen hat, nochmals eine Chance.» Prompt wurde die Chance wahrgenommen. Im Lager herrschte Disziplin, aber kein Zwang.

Mit den Jungen statt für die Jungen

Die Gruppenstunden waren anfänglich am Mittwoch-, später am Samstagnachmittag. Fast jeden zweiten Samstag unternahmen wir zusammen einen besonderen Ausflug. Mein Motto lautete: Ich bin bei euch. Ich befehle euch nicht. Wir machen es zusammen. Eure Ideen sind gefragt. Alle sprachen mit, brachten ihre Wünsche ein. Ich wollte nicht den Boss spielen, sondern im Hintergrund wirken und meine Unterstützung geben. Die Jungen sollten sich selbst entfalten und selber gestalten. Das kam aus meinem Gefühl heraus. Ich war die Organisatorin für die Kinder. Es war ein wesentlicher Teil des Erfolgs, dass die Jungen mitmachten und die Lagerthemen auswählten. Später erzählte mir eine Hochschullehrerin, dass sie dank der Oegru ihren Beruf gewählt hatte. Ein anderes Kind wurde Kindergärtnerin und gestand mir: «Du Gerda, jetzt, wo wir die Farben besprechen, muss ich so viel an dich denken.» Damals beim Malen hatte ich das Thema Farben in der Gruppenstunde aufgenommen und kam via Regenbogen auf die Bibel zu sprechen – in allem ist Glaube zu entdecken. Diese Art der Jugendbegleitung kam gut an. Als später ein reformierter Leiter zur Jugendgruppe stiess und zu sehr «frömmelte», wurde ihm aufgezeigt, dass die bestehende Linie gelten solle, so wie ich es gelebt hatte.

Riniken hat den Ruf zusammenzuhalten

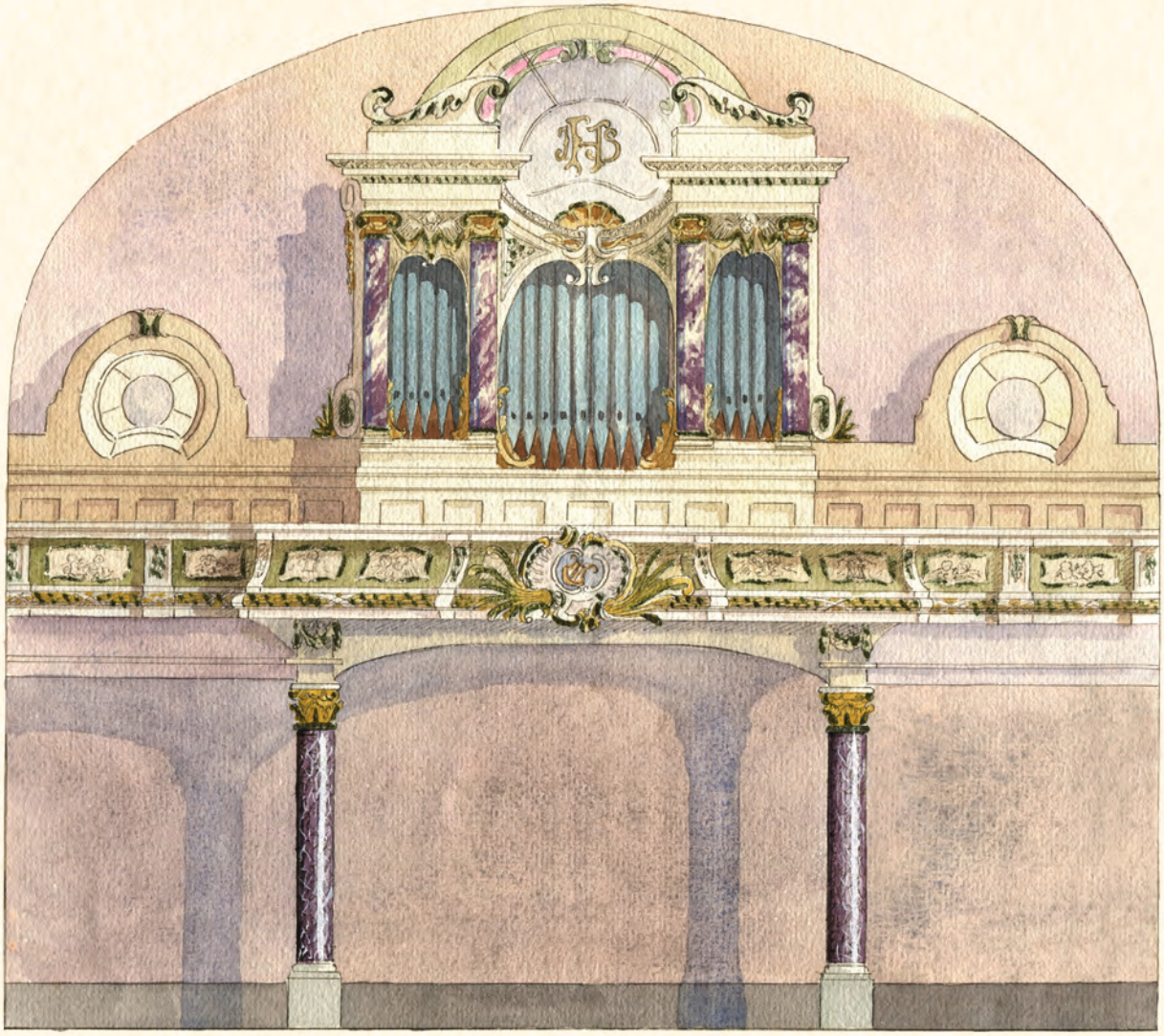
Es war mir ein inneres Bedürfnis, mit den Kindern zu sein. Manche Eltern gaben sich nicht so sehr mit ihren Kindern ab, doch diese waren begeistert, kreativ zu sein, etwas zu unternehmen. Damals kannten die Kinder keine Computerspiele. Sie freuten sich über ein solches

Angebot. Durch Basare und Papiersammlungen verdienten wir Geld für Bastelmaterial und Lagerausrüstung. Oder wir unterstützten einen guten Zweck und zeigten damit, wie Nächstenliebe konkret aussieht. Ein Beispiel war die Aktion zugunsten von Bergbauern in Menzberg, Kanton Luzern, die der Riniker Hans Kamber uns vorstellte. Wir erhielten Dankesbriefe von Geldempfängern und Gemeinden. Es war eine wahnsinnige Zeit. Nach zehn Jahren grossen Engagements hatte ich durch die Überbelastung einen Nervenzusammenbruch. Acht Wochen konnte ich nicht mehr laufen und musste zur Kur. Von da an beschloss ich, nur noch das zu machen, was Spass machte. Schliesslich bedeutete mir der Religionsunterricht und dessen Vorbereitung sehr viel. Durch die Oegru war ich auch im Pfarreirat aktiv und abends häufig an Sitzungen. Mein Mann liess mich gewähren. Er meinte, ich sei seither viel zufriedener geworden.

Ich bin noch immer engagiert: im Besucherdienst, beim Senioren-Plauschnachmittag oder beim Osterkerzen-Herstellen. In Riniken gab es immer wieder längere Seelsorger-Vakanzen. Daraus ergab sich, dass wir im Pfarreirat, zusammen mit engagierten Eltern, die Arbeit weiterführten. Riniken war bekannt dafür, dass jemand Neuer dort weitermachen konnte, wo der letzte Seelsorger aufgehört hatte. Wir hatten den Ruf zusammenzuhalten.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

In Riniken war Ökumene Programm. Die 1973 entstandene Oegru bildete keinen Verein mehr wie Jungwacht und Blauring. Die Gruppierung stand Mädchen und Knaben offen. Die Leitung lag in den Händen von Reformierten und Katholiken.
Die Bilder zeigen Ehemann Eugen Sonderegger beim Abkochen im Zeltlager Chaisacher im Juli 1981 und Gerda Sonderegger bei der Essensausgabe sowie der Oegru-Taufe.



Die zwei Pfarrkirchen galten als moderne Kirchenbauten in ihrer Zeit. St. Nikolaus in Brugg, die erste katholische Kirche im Bezirk Brugg seit der Reformation, zählte zu den ersten Bauten im neubarocken Stil. Die Windischer Marienkirche steht für die Erneuerung durch das Konzil.

Das Malatelier Hans Hoffmann aus Rorschach legte 1904 verschiedene kolorierte Entwürfe für die Innenausstattung vor, unter anderem einen Entwurf für Empore mit Orgel.

[Kirchenarchitektur und Kunst]

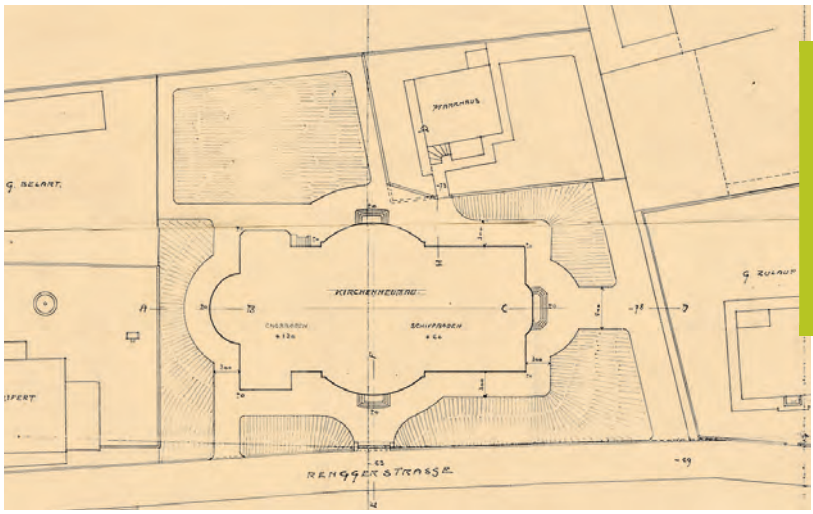
Erster Bau von Adolf Gaudy im Neubarock

Mit der Kirche St. Nikolaus baute man die erste katholische Kirche im Bezirk Brugg seit der Reformation. Ausserhalb der Altstadt, in der Nähe des Bahnhofs, im Gebiet «In Gärten», hatte die «Römisch Katholische Kirchenbaugesellschaft Brugg» im Dezember 1900 einen Bauplatz erworben. Adolf Gaudy (1872–1956), später einer der führenden neubarocken Kirchenarchitekten, entwarf 1904 hier zum ersten Mal ein Gotteshaus im Stil des Neubarock. Nur gerade zwei Jahre früher war die erste neubarocke Kirche der Schweiz gebaut worden, die St. Josefskirche in Basel. Als modern empfand man in Brugg den grossen, weiten Raum, die Helligkeit und den Formenreichtum. In den 1940er-Jahren schrieb Pfarrer Hermann Reinle, der Architekt habe «einen mutigen Durchbruch aus der trostlosen ‹Schreinergotik› der vorgehenden Jahrzehnte» unternommen. Adolf Gaudy, so Reinle, kämpfte sogar gegen den «Widerspruch von höchster kirchlicher Seite des Bistums, welche den Neubau mit dem Prädikat ‹Konzertsaal› belegt» hatte. Ausschlaggebend für die Stilwahl waren die prekären Platzverhältnisse. Der ehemalige Pfarrer Albert Hausheer schrieb dazu: «Die Wahl dieses Stils wurde durch den kurzen und verhältnismässig breiten Bauplatz wesentlich beeinflusst. Die heutige Kirche ist bis auf den Zentimeter in die Baulinie hineingefügt. Die kleinste Abweichung wurde vom Stadtrat kategorisch abgelehnt. Mit vieler Mühe und grossen Kosten mussten noch einige Meter Land vom Nachbar erworben werden, um überhaupt den Bau zu ermöglichen.»[1]

Vom Historismus zur Moderne

Eine Auffrischung der 1907 fertiggestellten Kirche beabsichtigte bereits der Brugger Pfarrer Gottfried Binder (1922–1941); er übergab seinem Nachfolger Hermann Reinle (1941–1955) einen bescheidenen Fonds dafür. Die Renovation sollte jedoch nach bald vierzig Jahren nicht nur Staub und Russ entfernen, sondern eine gründliche Erneuerung bedeuten. Reinle bestellte ein Gutachten. Am 19. April 1943 nahm der Kunsthistoriker, Architekt und ETH-Professor Linus Birchler einen Augenschein in Brugg. Birchler hatte sich einen Namen gemacht als Mitbegründer der Schweizerischen St. Lukasgesellschaft SSL. Deren Mitglieder bezweckten die Förderung zeitgenössischer kirchlicher Kunst und Architektur und wehrten sich

1 Brentini, Bauen, S. 16. Reinle, «Führung durch die neu renovierte Pfarrkirche Brugg», Aargauer Volksblatt, 3.10.1953. AvKG: A.15.01.413. Brief Albert Hausheer 1945.



Grundriss von 1904: Der Bauplatz an der Renggerstrasse lag ausserhalb der Altstadt in Bahnhofsnähe. Das Grundstück war knapp, die Länge war gegeben. Der Grundriss zeigt die beengte Lage, umgeben von bestehenden Häusern.

gegen die Verbreitung von Fabrikware in den Kirchen und architektonischen Eklektizismus. Sie förderten den Architekturstil des Neuen Bauens. Der auch beim Brugger Bau involvierte Pater Albert Kuhn aus Einsiedeln hatte durch seine fast monopolartige Beratertätigkeit den Kirchenbaustil in der Deutschschweiz stark beeinflusst. Kuhn war ein glühender Verfechter des Historismus und zeigte eine tiefe Abneigung gegen die Moderne. Damit konnte sich der Historismus zum Teil bis nach dem Zweiten Weltkrieg als Parallelbewegung zur modernen Kirchenarchitektur halten. Gerade von den Pionieren der SSL wurde Pater Albert Kuhn heftigst bekämpft.

Der neubarocke Stil der Brugger Kirche galt in Linus Birchlers Augen als gut gemeinter Versuch, im Geist der früheren Zeit zu wirken. Immerhin lobte er in seinem Gutachten Gaudys gelungene Raumwirkung, die Kirche sei von «festlicher Weite». Sonst fiel Birchlers Urteil vernichtend aus: «Betritt man heute das Innere der Kirche, so wird man nach allen Seiten abgelenkt. Seitenaltäre, Kronleuchter, Kanzel, Kommunionbänke, Beichtstühle, Chorstühle, etc. – alles, besonders auch die Fenster, sagen gewissermassen: ‹Seht mich an, ich bin eigentlich die Hauptsache.›» Birchler sprach von architektonischen «Nebengeräuschen», die den Blick vom Hochaltar ablenkten. Allfällige Veränderungen durch eine Renovation sollten eine grössere Konzentration auf den Hochaltar bewirken. Er bemängelte die bunten Glasfenster, sie wirkten fabrikmässig hergestellt, unruhig und zerrissen. Der «wenig qualitätvolle Stuck» würde durch die Vergoldung noch unruhiger. Altäre und Kanzel seien zu hell und flau gehalten, er benutzte das Wort «Zuckerwasserfärbung». Nichts war mehr passend. So schrieb Birchler von scheinbar nebensächlichen

2 Brentini, Bauen, S. 15. AvKG: A.15.01.413: Brief Birchler 19.4.1943. Birchler unterschrieb das Gutachten als «Vorstand der Architekturabteilung der ETH». Im selben Jahr noch wechselte er zur Denkmalpflege. Brief Hausheer 1945, Brief Gaudy 1949.

3 Hermann Reinle war Präsident der SSL von 1961–1977. Brentini, Bauen, S. 51–76, 88–90.

Einzelheiten, die in ihrer Gesamtwirkung störten: «Hohe Beichtstühle, aufdringliche Wandarme der elektrischen Beleuchtung, zu wenig kräftige Kommunionbank, viel zu hoch angebrachte Stationsbilder, ganz abscheuliche Windfänge, unwürdige Aufstellung des als Kunstwerk wertlosen Taufsteines, ein Kronleuchter, der in einen Münchner Brauhauskeller passen würde.» Linus Birchler erstellte eine dreiseitige Liste mit Verbesserungsvorschlägen.

Das Gutachten Birchlers forderte Pfarrer Albert Hausheer zu einer sechsseitigen Erwiderung heraus. Die abwertenden Beschreibungen liessen ihn ein Gedicht schreiben:

«Und hör' ich diese Klagen:
Was hab ich armer Mann
Doch schreckliches getan,
Als ich dies Gotteshaus gebaut,
Das mit Entsetzen heut der Künstler schaut.»

Albert Hausheer erkannte sehr wohl, dass der neubarocke Stil nicht mehr als modern galt, doch sollte eine Kirche in dem Stil renoviert werden, in dem sie gebaut worden war. Dass man den Architekten der Kirche nicht zur Renovation hinzuzog, bedauerte Hausheer. Der über 70-jährige Adolf Gaudy wäre dazu bereit gewesen. Einige Veränderungen begrüsste Hausheer. Grundsätzlich befürchtete er, eine weisse Gipskirche mit farblosen Fenstern und schwarzen Altären könnte ein «kaltes leeres Mausoleum» werden.[2]

Architekturbegriffe

Lisene: Bei einer Lisene handelt es sich um eine schmale und leicht hervortretende vertikale Verstärkung der Wand. Sie dient zur Gliederung, Betonung und Verzierung von Fassaden.

Rustizierung: Die Oberfläche eines Bauglieds heisst rustiziert, wenn die einzelnen Steinlagen durch starke Fugen getrennt sind.

Historismus: Der Ausdruck Historismus bezeichnet in der Stilgeschichte ein Phänomen, bei dem man auf ältere Stilrichtungen zurückgriff und diese teilweise kombinierte. Stilistische Unterarten sind Neogotik und Neobarock.

Neogotik: Die Neogotik, auch Neugotik genannt, ist ein auf die Gotik zurückgreifender historistischer Kunst- und Architekturstil des 19. Jahrhunderts.

Neobarock: Neobarock, auch Neubarock, bezeichnet eine Stilrichtung in der Architektur und war vor allem nach 1880 verbreitet.

Purifizieren: Stilbereinigung. Bezeichnet die Entfernung stilfremder Elemente im Zuge der Restaurierung. Das stilfremde Beiwerk kann Teil eines nachfolgenden Modetrends oder durch spätere unsachgemässe Restaurierung dem Original hinzugefügt worden sein.

Die Purifizierung von 1952

Treibende Kraft der Renovation war Hermann Reinle, der später auch Präsident der vorher erwähnten Schweizerischen St. Lukasgesellschaft wurde. Den Umbau führte niemand geringerer aus als Fritz Metzger, der innovativste Kirchenarchitekt seiner Zeit. Mit dem Bau der Kirche St. Karl in Luzern hatte er 1934 den Durchbruch des Neuen Bauens in der Kirchenarchitektur bewirkt. Die Renovation von 1952 bedeutete eine Purifizierung der Kirche St. Nikolaus.[3]

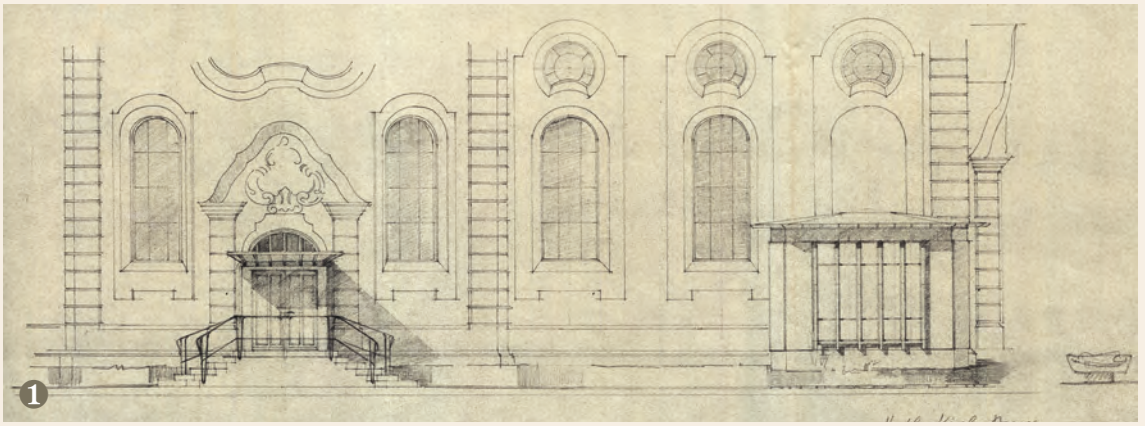
Die meisten Veränderungsvorschläge von Linus Birchler nahm Fritz Metzger auf. Die Fassade beruhigte er, indem er das Cäcilienfenster über der Orgel zumauern liess und die Rustizierung der Lisenen aufhob. Die Vorhalle zum Haupteingang baute er als Windfang mit geschweiftem Vordach um. Bei den Seiteneingängen schuf er neue, im Stil der 1950er-Jahre gehaltene Windfänge mit angesetz-

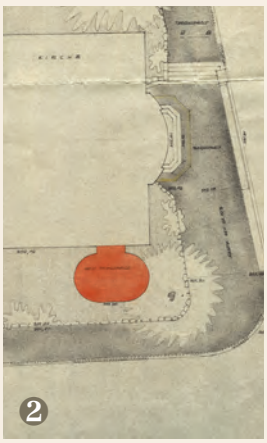
Die Kirche 1907 und nach der Renovation 1952

Die markanteste Veränderung ergab sich durch die Aufhebung der Steinfugen an den Lisenen der Aussenfassade und durch das Zumauern des grossen, nierenförmigen Fensters oberhalb des Haupteingangs, der zudem ein Vordach erhielt.

Die Purifizierung im Innenraum führte dazu, dass man unter anderem Chorschranken, Chorgestühl und Farbfenster entfernte, Kanzel und Altäre vereinfachte und neu einen umschreitbaren Altar in den Chorraum platzierte.

Die Zeichnung links zeigt, wie radikal der Architekt Fritz Metzger 1950 den Chorraum umgestaltet hätte: Der Hochaltar wäre entfernt worden, hinter dem neuen Altar hätten sechs einfache Chorstühle gestanden.


1


2

3

4

Neuer Taufstein statt Taufkapelle

Der Bau einer separaten Taufkapelle blieb 1950 ein Wunsch, der zu teuer war, Fritz Metzger hatte die Pläne bereits gezeichnet (1), (2), (3). Man entschied sich dafür, einen neuen, künstlerisch wertvollen Taufstein in Auftrag zu geben: Josef Rickenbacher schuf 1951 den in Collombey-Stein gehauenen Taufstein mit drei Relieffiguren: Drei Engel halten Taufschale, Taufgewand und brennende Leuchte (4).

Kreuzweg von Willi Helbling

Der 1951 vom Brugger Künstler Willi Helbling ausgeführte Kreuzweg berücksichtigte die Praxis, dass private Beter den Stationenweg abschritten. So verteilte Helbling die Bilder auf Augenhöhe meist paarweise in der ganzen Kirche. Technik: Grünzeichnung auf Majolikaplatten, gebrannt in einem Arbeitsgang. Die Kreuzwegbilder entfernte man mit der Renovation von 1979.

ten Vordächern. Damit wurde das Innere der Kirche von den «unleidlichen Kastenungetümen befreit», wie Birchler sich ausgedrückt hatte. Einfarbige Bienenwaben-Scheiben, die zum Barock passten, ersetzten die bunten Glasfenster, die ins Elsass gelangten. Die Vergoldung des Stucks sowie die Ornamentsprüche wurden entfernt. Die Kirche erhielt neu eine barocke Farbgebung: eine farbig getönte Decke mit hellroten Spiegeln in blassgrünen Feldern und grauweisse Wände. Die Kanzel wurde herabgesetzt und stilistisch vereinfacht, die schmiedeeisernen Chorschranken entfernt, das «kathedralartige» Chorgestühl durch Sitze ersetzt, die Beichtstühle nach neuen Plänen von Metzger gebaut. An «herausgehobener Stelle» stand der Tabernakel auf dem nun vereinfachten Hochaltar. Ein zweiter, im Oktober 1952 von Bischof Franziskus von Streng geweihter Volksaltar, kam vor den Hochaltar zu stehen. Das darüber liegende Ochsenauge-Fenster schloss man.

Liturgische Bewegung und Architektur

Die Liturgische Bewegung forderte die aktive Teilnahme der Gläubigen. Das hatte Auswirkungen auf die Architektur.

Standort des Altars: Die Idee des Gemeinschaftsraumes (Scharungskirche) bedingte einen Altar, um den sich die Gläubigen aufstellten, wie es die Pläne von Justus Dahinden für Brugg vorsahen. Bei historischen Bauten konnte man die abgetrennte Lage des Chors nicht ändern, allerdings eignete sich der barocke Grundriss am besten für Anpassungen. Bischof Franziskus von Streng wollte die Trennung zwischen Chor und Schiff nicht aufheben lassen und forderte noch beim Bau der Windischer Kirche Kommunionbänke.

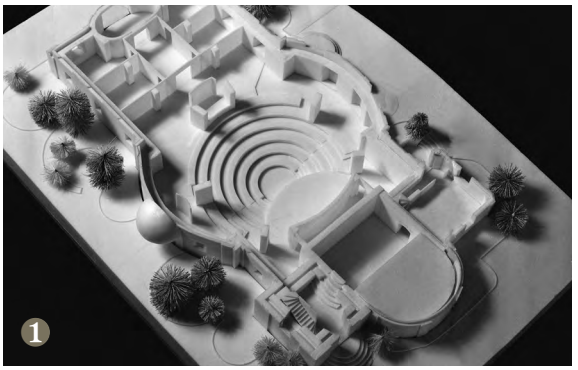
Funktionslose Seitenaltäre: Seitenaltäre mussten vor dem Konzil ausnahmslos in jedem Raumprogramm vorgesehen sein, da jeder Priester täglich die Messe lesen musste – eine sogenannte stille Messe ohne Beteiligung der Gemeinde. Nach dem Konzil konnte auf Seitenaltäre verzichtet werden, da die Konzelebration zugelassen war; mehrere Priester lasen nun gemeinsam die Messe.

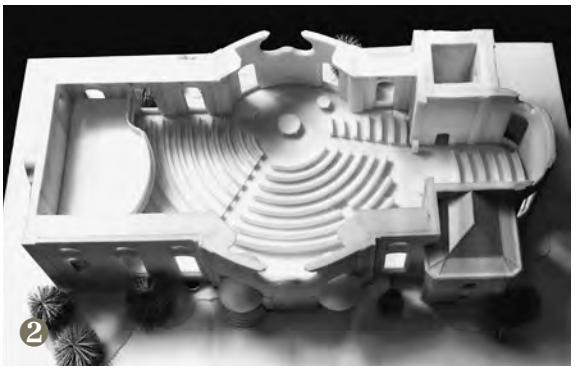
Ambo statt Kanzel: Die Kanzel wurde nach dem Konzil durch den Ambo (Lesepult) abgelöst. Das war möglich geworden durch die Einführung von guten Lautsprecheranlagen.

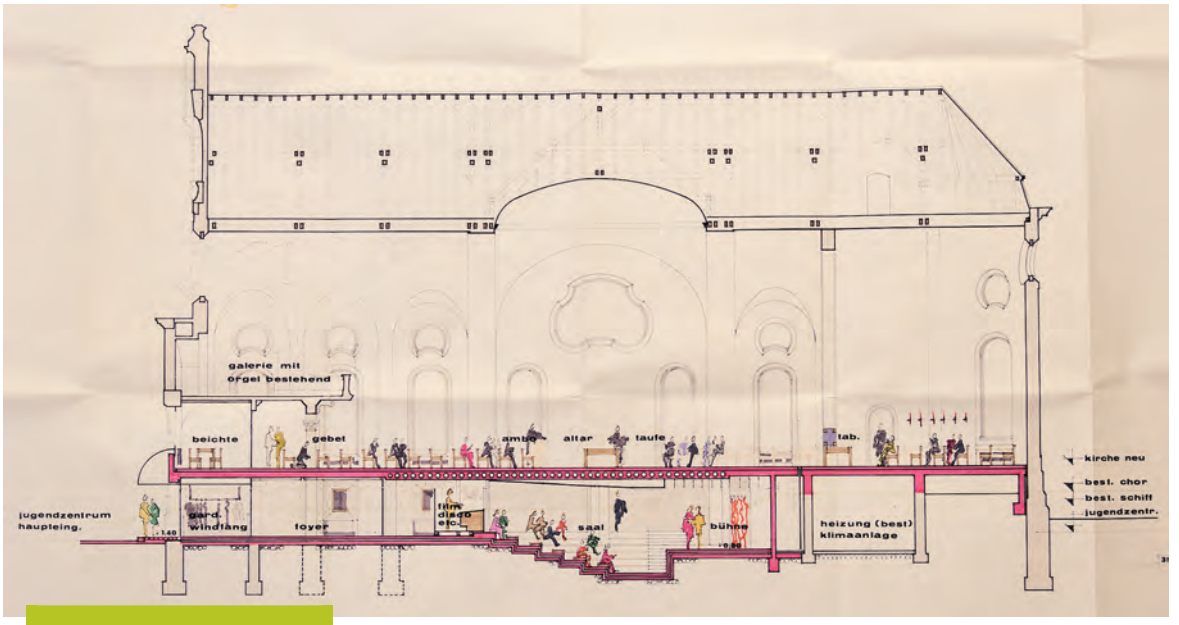
Beichtzimmer statt Beichtstühle: Die Neudefinition der Beichte als Gespräch zwischen Priester und Beichtenden führte zur Ersetzung des Beichtstuhls – worin der Gläubige vor dem Priester kniete – durch Beichtzimmer, wo man sich gegenübersass (siehe Pläne von Justus Dahinden).

Taufe im Chorbereich: Der Taufstein stand früher im Eingangsbereich, um auch architektonisch die Symbolik der Reinigung zu unterstreichen. Nach einer Phase in den 1950er-Jahren, als man spezielle Taufkapellen errichtete (in Brugg geplant), platzierte man nach dem Konzil den Taufstein im Chorbereich.

Hochaltar und Tabernakel: Nach dem damals gültigen kirchlichen Gesetzbuch musste der Tabernakel ausser in Kathedralen und Kollegiatskirchen mit dem Hochaltar fest verankert sein. Das verunmöglichte die von der Liturgischen Bewegung gewünschte Zelebration mit Blick auf das Volk. Die Lösung hiess Aufteilung des Hochaltars in einen frei stehenden Opferaltar (Altarmensa) und einen Sakramentsaltar mit Tabernakel. Im September 1964 wurde von Rom aus erlaubt, dass der Hochaltar von der Rückwand getrennt sein durfte, sodass man ihn ohne Schwierigkeiten umschreiten und an ihm zum Volk hin zelebrieren konnte.







Pläne von Justus Dahinden 1974: Er hätte einen zweiten Boden eingezogen. Modell 1 zeigt das Forum im Untergeschoss; Modell 2 visualisiert die Scharungskirche mit dem Taufstein beim Altar.

Vorgeschlagen, aber aus Kostengründen nicht umgesetzt, wurde eine an die Kirche angebaute Taufkapelle. Doch erteilte die Kirchenpflege dem Künstler Josef Rickenbacher den Auftrag, einen neuen Taufstein zu schaffen.[4]

Visionäre Unterkellerung: Multiple Kirche mit Jugendzentrum 1974

Die Anforderungen an einen neuzeitlichen Gottesdienst, welcher die Teilnahme der Laien an der Liturgie einforderte, und der Wunsch nach einem Jugendzentrum veranlassten Pfarrer Schmidlin und die Kirchenpflege, den nächsten Umbau an die Hand zu nehmen. Schon 1968 hatte ein internes Papier eine Unterkellerung vorgeschlagen und aufgezeigt, dass diese nicht wesentlich teurer zu stehen käme als ein, vor allem als schwierig umsetzbar eingestufter,

4 BgNbl 1953.

Landkauf in Brugg. Der Architekt hatte die folgenden Anforderungen umzusetzen:

- Scharungsraum anstelle einer Wegkirche (= Altar inmitten der Gläubigen, anstatt weit entfernt im Chorraum, Wegfall der Kanzel und neu ein Ambo)
- Verbesserung der Zugehörigkeits- und Sichtverhältnisse (= Aufhebung der Trennung zwischen Chor und Schiff, Wegfall der Kommunionbänke)
- Schaffung einer Andachts- und Werktagskapelle (= intimere Betzone im Chor)
- Ermöglichung des Beichtgesprächs (= Zimmer mit Tisch bei der Empore anstelle der Beichtstühle)
- Ermöglichung der Taufe vor versammeltem Kirchenvolk (Taufstein kommt in die Nähe des Altars zu stehen)
- Bessere Zuordnung des Tabernakels für die Privatandacht (Platz in der Nähe der Gläubigen)
- Zweckmässigere Anordnung für Orchester und Zuhörer
- Freie Möblierung statt starres Gestühl (Entfernung der Kirchenbänke)
- Schaffung eines Gemeindezentrums und Jugendforums mit der Auflage, dass die neuen multifunktionalen Räumlichkeiten in den Kirchenkörper integriert würden ohne städtebauliche Veränderung der bestehenden Situation.

1974 stellte der im Kirchenbau erfahrene und bekannte Architekturprofessor Justus Dahinden einen überraschenden Entwurf vor, der den bestehenden Kirchenraum komplett neu nutzte. Dahinden hätte 60 cm unter der Brüstung der Kirchenfenster einen Boden eingezogen und damit die vorhandene Raumhöhe für einen neuen Gottesdienstraum voll ausgeschöpft. Ein ebenerdiger Eingang zu einem Jugendzentrum mit einem abgesenkten Forum hätte den dringend gewünschten zusätzlichen Raum geschaffen. Dahindens Pläne und Modelle belegen, dass der barocke Grundriss sich als ideal erwies für eine moderne Nutzung als Scharungskirche, wenn das Kirchenschiff als Querraum gedacht wurde. Der bestehende Chor hätte als Werktagskapelle gedient, die Ausbuchtung zur Renggerstrasse hätte neu die Altarzone aufgenommen. Die Gläubigen hätten sich somit um Altar und Taufbecken geschart. Pfarrer Lorenz Schmidlin lobte den Entwurf in einem Brief: «Der Vorschlag Dahinden ist faszinierend. Die Grosszahl der Pfarreiangehörigen, welche die ausgestellten Vorschläge anschauten, waren begeistert. Meiner Meinung nach kann nur seine Idee realisiert werden. Wir haben nur eine heimliche Angst wegen der Denkmalpflege.»[5]

5 AvKG: A.15.01.442, Briefe.

Die Kirche St. Nikolaus nach der Renovation 1979. Im Zentrum des oberen Bildes steht der 1951 vom Bildhauer Josef Rickenbacher geschaffene Volksaltar. Er war aus einem einzigen, zehn Tonnen schweren Block aus Collombey-Marmor gehauen, passend zum Taufstein, der nun links neben den Altar platziert wurde.

Blick in den Chor nach der Renovation von 1979. Die Haupt- und Nebenaltäre aus der Entstehungszeit der Kirche blieben erhalten. Die nicht mehr benutzte Kanzel entfernte man genauso wie die Kirchenbänke, an deren Stelle verschiebbare Stühle Einzug hielten, die man im Halbkreis um den Altar stellte.

Unterschutzstellung der neubarocken Kirche

Die Denkmalpflege hatte inzwischen von den Umbauplänen erfahren und war alarmiert. Ein Umdenken hatte stattgefunden; der noch unter Linus Birchler verschmähte Historismus war neu entdeckt worden. Der Kirche St. Nikolaus gebühre ein «Ehrenplatz», beschied die Denkmalpflege. Adolf Gaudy sei einer der führenden Kirchenarchitekten des Neubarock in der Schweiz, und die Kirche sei ein «bahnbrechendes Werk dieses Stils im Aargau. Ohne zwingende Gründe sollte dieser Baubestand unter keinen Umständen dezimiert

werden.» Die Kirche wurde unter Schutz gestellt, obwohl «das Innere [...] eines Teiles seiner qualitätvollen Ausstattung beraubt und in unsachgemässer Art purifiziert worden» war.[6]

Ein neues Projekt von Architekt Walter Moser nahm nach 1974 die Idee der Unterkellerung in geänderter Form auf. Gleichzeitig mit dem Ausbau des Untergeschosses erfolgte die Innenrenovation samt Umgestaltung des Chors. Ziel war es, den ursprünglichen Zustand des Neubarock wiederherzustellen und gleichzeitig die neue Liturgie zu ermöglichen. Beim Reinigen der Wände entdeckte man die 1951 übermalte Goldfassung von 1907. Sie wurde freigelegt, auch strich man die farbige Kirche wieder weiss. Vier zum festlichen Saal passende Kronleuchter kamen neu hinzu, die von Willi Helbling 1951 geschaffenen Kreuzstationen sowie die 1951 veränderte Kanzel entfernte man jedoch und ersetzte Letztere durch einen Ambo (Lesepult).

Die Chorstufe zog man ins Oval des Kirchenquerraums hinaus und versetzte den Altar in dessen optischen Mittelpunkt. Um ihn herum gruppierten sich die Gläubigen, die nun auf Stühlen statt auf Bänken sassen. Schliesslich verlegte man den Taufstein nach vorne. Den wesentlichsten Eingriff bedeutete die Unterkellerung der gesamten Kirche, mit Einbau eines Saals, einer Bühne und Gruppenräumen.

1999 erfolgte die letzte grosse Renovation anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums der Pfarreigründung. Dem einstigen Bau von Adolf Gaudy kam man noch ein Stück näher, indem das 1951 zugemauerte Cäcilienfenster oberhalb der Empore sowie das Ochsenauge im Chor geöffnet wurden; die alten Farbfenster kamen wieder zum Vorschein.

Marienkirche in Windisch: Entwurf und erste Anpassungen

Die Planung und der Bau der Windischer Marienkirche verliefen parallel zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Die Dokumente belegen den Prozess einer vorkonziliaren Planung der Kirche und einer nachkonziliaren Ausführung. In die Jury der Wettbewerbskommission holte die Kirchenpflege zwei namhafte Architekten, die als Garanten für einen neuzeitlichen Baustil galten: Hermann Baur, Gründungsmitglied der oben genannten SSL und Jurymitglied beim Bau der von Fritz Metzger erstellten Kirche St. Karl in Luzern. Ausserdem sass der ETH-Architekturprofessor Rino Tami im Gremium, seinerseits bekannt als Vertreter eines modernen Kirchenbaus.

Im Oktober 1960, zwei Jahre vor Konzilsbeginn, nahm die Baukommission ihre Tätigkeit auf. Interessant ist der Entwurf für das Raumprogramm, der bereits die ersten Anpassungen aufnahm: So wünschte man einen umschreitbaren Hauptaltar. Das Wort Chorgestühl wurde im Entwurf noch aufgeschrieben, danach gestrichen

6 AvKG: A.15.01.442. Briefe 2.4.1974, 28.7.1975.
7 AvKG: A.15.02.41.

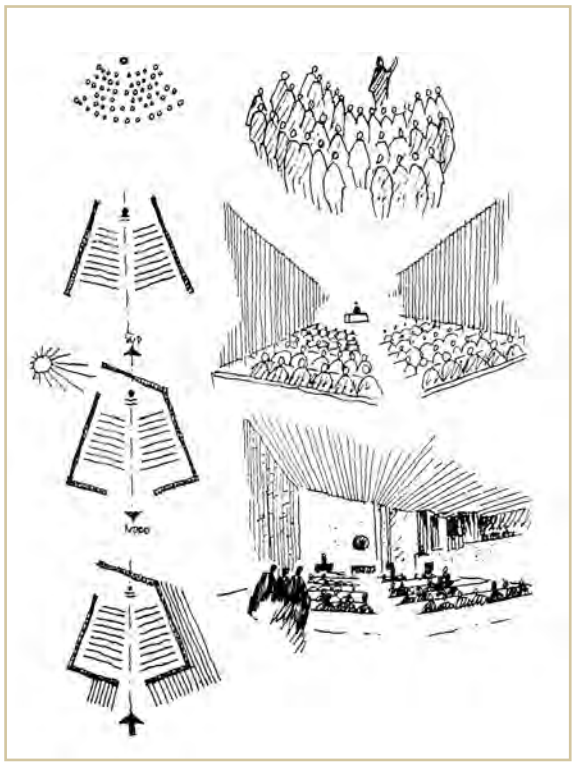
und ersetzt mit der Umschreibung «Sitzgelegenheit für liturgische Assistenz». Wie bei der Brugger Kirche waren im Entwurf für Windisch zwei Nebenaltäre notiert. Das wurde angepasst in «Gebetsnische mit Platz für Nebenaltar». Als Taufstätte sah man in Windisch eine Taufkapelle oder Taufnische vor. 1960 waren zudem eine Kommunionbank, vier Beichtstühle und ein Ambo oder eine Kanzel als Ort für Lesung und Predigt vorgesehen.

Modelle von namhaften Architekten
Einige Architekten, die sich am Wettbewerb der Kirche Windisch beteiligt hatten, bauten später wegweisende Kirchenarchitektur. Im gta-Archiv Zürich, des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur, finden sich Wettbewerbs-Modelle der Windischer Kirche. Modell von André M. Studer, Erbauer des Lassalle-Hauses (1). Walter Förderers Projekt «Fleur» gewann den 1. Preis (2). Modell der ausgeführten Kirche von Ruth Lanners (3).

In der Ausschreibung für den Architekturwettbewerb 1961 war die Kanzel nicht mehr gewünscht, stattdessen war von zwei Ambonen (Lesepulten) die Rede, einer für die Lesung von Evangelium und Predigt und einer für Epistel, Andachten und das Dirigieren des Volkschorals. Falls ein Hochaltar verwirklicht würde, musste er so gestaltet sein, dass vier Personen nebeneinanderstehen konnten. Bei einem frei stehenden Altar wäre für die Monstranz eine temporäre Aufstellung in Form eines Aussetzungsthrones vorzusehen. Neu gefordert wurde nun ein zweiter Sakramentsaltar mit Tabernakel für die Aufbewahrung des Allerheiligsten. An ihm wurde nicht zelebriert, doch musste er reicher geschmückt sein als der Hochaltar und an «hervorragender Stelle in der Kirche stehen». Zudem verlangte man Kommuniontische zwischen Chor und Kirchenschiff.[7]

Wettbewerbsprojekt: Bergpredigt als Vision

Den Auftrag zum Bau der Kirche erhielt 1962 das Architekturbüro Edi und Ruth Lanners & Res Wahlen aus Zürich. Als Verfasserin des eingegebenen Projekts zeichnete Ruth Lanners. Sie war die einzige Frau, wie ein Schreiben der Kirchenpflege an alle Wettbewerbsteilnehmer aufzeigte, denn es enthielt die Anrede «Sehr geehrte Dame, Sehr geehrte Herren». Lanners Vision der Kirche ging von einem Volk aus, das sich um Jesus scharte, wie in der Bergpredigt. Daraus ergab sich die eigenartige, nicht rechteckige Form der Kirche. Dachte man sich um diese Gruppe einen Raum, so entstand ein trapezförmig begrenzter Halbkreis. Die Rückwand des Chors weist drei Wellen auf, die von aussen deutlicher wahrnehmbar sind. Diese Rückwand bedeutete symbolisch den gewellten Mantel von Christus, der die Bergpredigt hält. Jesus steht dort, wo der Altar sich befindet. «Der Architekt Lanners hatte einen fortschrittlichen Pfar-



Die neuartige Form des Kirchenraums bedurfte einer Erklärung. Die Zeichnung von Lanners visualisiert die Idee der Bergpredigt, wo sich das Volk um Christus schart. Die gewellte Wand symbolisiert den Faltenwurf des Mantels Christi. Durch das von Osten einfallende Morgenlicht erhält der Chor eine besondere Lichtführung.

rer in Herrliberg. Im Gespräch mit ihm erkannte man die Bergpredigt als Symbol», erklärt Pfarrer Eugen Vogel die Idee der Architekten, welche hinter dem ungewohnten Grundriss steht. Vogel meint auch: «Im Grunde war Windisch eine nachkonziliare Kirche. Man versuchte bereits das Neue umzusetzen, aber man durfte nicht. Ein reformierter Pfarrer aus Zürich drückte es so aus: ‹Es ist die einzige katholische Kirche in der Schweiz, wo auch ein Reformierter predigen kann, da alles Katholische wie die Muttergottes-Statue und die Beichtstühle in der Kapelle aufgestellt sind.›»[8]

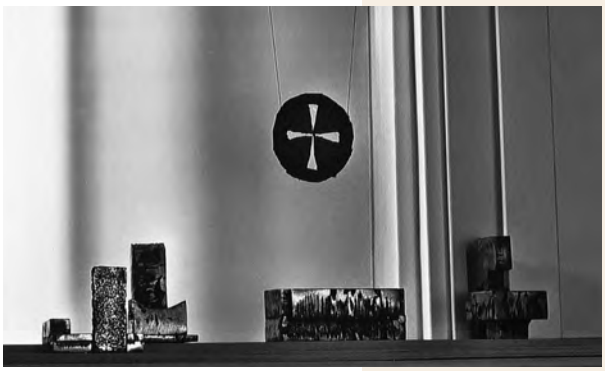
Chorgestaltung durch den Künstler Georg Malin

Die Architekten hatten Georg Malin als Künstler für die Ausgestaltung des Innenraums vorgeschlagen. Ein Beschrieb ging zusammen mit den Plänen an den Bischof zur Genehmigung. Georg Malins Erläuterungen wiesen ihn als Kenner aus. Für ihn gehörten vier «konstitutive Elemente» zur Chorgestaltung einer modernen Kirche: Priestersitz, Altar, Ort der Wortverkündigung und der Aufbewahrungsort der geweihten Hostien.

Der Chorraum von Georg Malin war nachkonziliar angedacht. Der Priester steht am Altar und über ihm schwebt die österliche Kreuzes-

8 Gespräch Eugen Vogel 13.3.13.
9 AvKG: A.15.02.41. Brief vom 9.8.1963.
10 Gespräch Eugen Vogel 13.3.2013.

sonne. Er richtet sich ans Volk. Um ihn herum können die Kinder bei der Erstkommunion stehen, Konzelebranten finden genug Platz. Ein kräftiger Ambo ersetzt die Kanzel. Nebenaltäre gibt es nicht, stattdessen steht der Sakramentsaltar mit Tabernakel im dunklen, nicht vom Fenster erhellten Bereich und bietet eine ruhige Atmosphäre fürs Gebet. Der wuchtige Priestersitz unterstreicht die Bedeutung des Pfarrers als Leiter der Gemeinde.



Oben: Das Modell von Georg Malin. Unten: Die Ausführung durch den Künstler. Den wuchtigen Priestersitz (links) entfernte man mit der Renovation 2006.

Die Überlegungen von Georg Malin für einen zeitgemässen Chor

Der Chor der Marienkirche enthält vier Elemente: Den Priestersitz, den Altar, den Ambo und den Tabernakel.

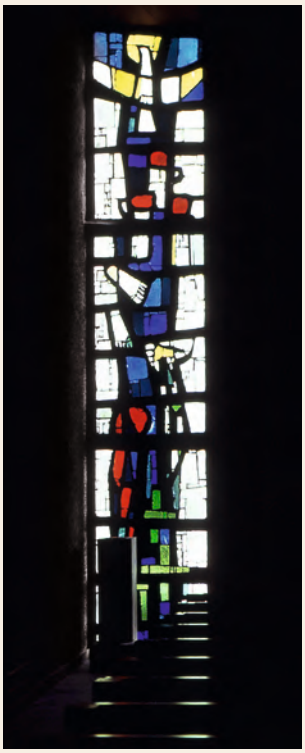
Priestersitz: «Der Priestersitz ist der Sitz des Liturgen [...] er war im Frühchristentum und im Frühmittelalter die beherrschende Mitte im Chor.» Damit der Priestersitz seine eigentliche Bedeutung erhält, schlug Georg Malin vor, den Sitz kräftig zu gestalten: «Denn es gibt keine vollkommene liturgische Gemeinschaft ohne den Vorsitzenden, der den Herrn in der Mitte seines Volkes darstellt.»

Altar: «Der Altar ist die Opferstätte. Doch braucht er den Chorraum nicht allein zu beherrschen. Und der Altar bedarf auch in der baulichen Ordnung der Ergänzung durch den Sitz des Priesters. Das Kreuz gehört ganz dem Altar zugeordnet.»

Ambo: «Der Ort der Wortverkündigung soll schon beim Eintritt in die Kirche als solcher erkannt werden. Dem Wortgottesdienst möge wieder die alte Bedeutung zukommen. Heute genügt ein Ambo den Erfordernissen. Dieser Ambo gehört auf die Evangelienseite zur Rechten des Vorsitzenden. Der Ambo soll hochgezogen werden und dem Wortsinn nach (griechisch Anabainein, hinaufsteigen) mit zwei oder drei Stufen und einem Podium versehen werden. Die moderne Liturgie möchte den Priestersitz mit dem Ambo gerne zusammenbringen.»

Tabernakel mit Altar: «Sakramentsaltar: Nach Canon 1268/69 muss die geweihte Hostie in Pfarrkirchen auf dem Hochaltar aufbewahrt werden, wenn nicht etwas anderes für die Verehrung des Sakramentes geeigneter erscheint. Der Tabernakel kann auch auf einem Sakramentsaltar aufgestellt werden. In verschiedenen neuen Kirchen wurde das als richtig befunden.»

Künstlerische Ausstattung der Marienkirche



Glasfenster Willi Helbling von 1965: Das Glasmosaik in der Nähe des Taufbeckens stammt vom Brugger Künstler Willi Helbling. Thema ist «Lebendiges Wasser»: Die Taube als Geist Gottes schwebt im Schöpfungsbericht über den Wassern, drei Krüge stehen als Erinnerung an die Verwandlung von Wasser zu Wein bei der Hochzeit zu Kana, zwei Füsse schreiten über die Wogen des Sees Genezareth, eine Hand giesst Wasser aus, ein Sinnbild für die Taufe Christi am Jordan.

Die **Werktagskapelle** ist Beicht- und Andachtsraum. Altar und Relief stammen vom Bildhauer Hans Christen aus Basel. Das Relief stellt die Heilige Dreifaltigkeit dar, mit den Symbolen der Schöpferhand, des Kreuzes und der Taube.

Die **Madonna** schuf der Bildhauer August Bläsi, Luzern. Der eiserne Ring, der die zwölf Apostelkerzen trägt, umschliesst die Gestalt.

Mit der Renovation von 2006 erhielt die Marienkapelle eine blaue Wandmalerei mit Lapislazulipigmenten von Stefan Muntwyler.

Taufnische von 1965: Nach damaliger Auffassung sind die Sakramente der Reinigung wie Taufe und Busse am Eingang platziert. Die drei Elemente Taufbrunnen, Taufwasserbehälter und Taufkerzenträger wurden von Bruder Xaver Ruckstuhl, Kloster Engelberg, gestaltet.

«Auferstehung» von Werner Holenstein 1977: Das **Triptychon** mit den Themen Weihnachten, Golgatha und Auferstehung ist ein Geschenk des Künstlers. Die Figuren zeigen Männer und Frauen unserer Zeit aus Fleisch und Blut.

Glasfenster im Chor: Der Entwurf stammt von den Kirchenarchitekten Edi und Ruth Lanners, die Ausführung erfolgte durch den Brugger Künstler Willi Helbling.

Die Änderungswünsche aus Solothurn umgehen

Im August 1963 besprachen Pfarrer Schmidlin, Künstler Malin, Architekt Lanners und der Präsident der Baukommission Ernst Birri die Chorgestaltung mit Domherr Jakob Schenker vom Bischöflichen Ordinariat. Dabei beharrte der Domherr auf einigen gewichtigen, noch vorkonziliar gedachten Änderungen: «1. Der Tabernakel wird auf dem majestätischen Hochaltar angebracht. Das Altarkreuz, das hinter dem Altar vorgesehen ist, erhält einen würdigen Corpus Christi. 2. Auf der Epistelseite soll eine kräftige Kredenz gebaut werden. Ambo und Sedilien sind gut platziert. 3. Die Kommunionbank wird beidseitig vor der Bestuhlung mit je ca. 5 Meter Länge vorgesehen, um die Austeilung der Kommunion für eine Kirche von 500 Plätzen praktisch zu gestalten.»[9]

Der Künstler Georg Malin akzeptierte die Situation, da es die Vorschriften noch nicht zuliessen, den Tabernakel an einer anderen Stelle aufzustellen als auf dem Hochaltar. So antwortete er: «Ich habe mir vorgestellt, dass man den Sakramentsaltar mit dem eisernen Aufbau zur Aufnahme des Tabernakels anfertigt. Solange aber noch die (von ihren Verfassern heilig gehaltenen) Diözesanvorschriften bestehen, soll der Tabernakel auf dem Hauptaltar aufgestellt werden. Der bereit gestellte Sakramentsaltar kann als Seitenaltar oder als Gabentisch verwendet werden.» Doch noch 1964 änderten die Vorschriften und Georg Malins ursprüngliches Konzept gelangte zur Ausführung, auch die Kommunionbänke wurden entfernt. (Siehe auch Seite 222.)

Der erste Pfarrer der Marienkirche, Eugen Vogel, bemerkt zur Ausstattung des Künstlers: «Der alte Priestersitz sah mehr wie ein Bischofssitz aus. Ich musste mich daran gewöhnen, dass er so gross ist. Bischof Franziskus von Streng bemängelte bei der Kirchweihe: ‹Das Einzige, was zu gross ist, ist der Priestersitz. Aber da Windisch ja einmal ein Bischofssitz gewesen war, lassen wir das sein.› Bei der Restauration unter Pfarrer Amrein wurde der Sitz entfernt.»[10]

Nicht zeitgemäss war in Windisch der Ort der Taufe. «Das Einzige nach altem Brauch war – das war uns aber nicht bewusst –, dass man die Taufkapelle separat absetzte», erklärt Eugen Vogel. «Dies geschah nach der Idee: Die Taufe ist der Eingang in die Kirche. Nach dem Konzil sagte man: Die Taufe gehört in die Nähe des Altars. Taufe und Eucharistie sind Sakramente. Bei beidem geht es um eine Verbindung mit Christus. In Brugg wurde der Taufstein nachträglich nach vorne geholt.»

[Kirche ist veränderbar]

Isidor Hodel
Diakon in Brugg-West 1979–2008,
Schinznach-Dorf

In Hofstatt bei Luthern, am Fuss des Napfs, wurde ich 1943 geboren. Ich wuchs zusammen mit sechs Geschwistern auf einem Bauernhof auf. Wir lebten im katholischen Gebiet von Willisau und an der Grenze zum Bernbiet. Die Konfession war kein Grund zur Trennung. Wir hatten reformierte Angestellte, trieben Handel mit Geschäftsleuten auf der Berner Seite, meine Eltern sprachen nie schlecht von der anderen Konfession. Dass grosse Gräben bestehen, habe ich erst später bewusst erfahren. Vier Jahre verbrachte ich an der Lateinschule in Beromünster. Danach besuchte ich das Gymnasium in Einsiedeln und schloss mit der Matura ab. Meine Mutter hatte dort in ihren jungen Jahren im Hotel gearbeitet und Kontakt zu einem Pater im Kloster. Er führte mich ins Klosterleben ein: Eine für mich faszinierende Welt, aber ich fühlte mich zu sehr eingeschlossen. Heute hat sich das Kloster weit geöffnet.

Wir lernten das Hinterfragen in der Theologie

Dennoch fand ich Gefallen an der Kirche und studierte an der Theologischen Fakultät Luzern und eineinhalb Jahre in Münster/Westfalen – 1968/70 während der Studentenunruhen. Ich hatte unerhörtes Glück, den Aufbruch durch das Zweite Vatikanische Konzil unmittelbar zu erleben. In Münster begegnete ich den wegweisenden Theologen des 20. Jahrhunderts: Karl

Rahner, Johann Baptist Metz, dem jetzigen Kardinal Walter Kasper und anderen.
Ich verstand erst hier, was Theologie bedeutete: Hörer des Wortes Gottes sein. Rahner lehrte: «Die Offenbarung Gottes ist gegeben und sie ist für unsere Zeit gesprochen. Doch unser Erkennen ist begrenzt, und kein Theologe hat das Recht, seine Erkenntnis absolut zu setzen.» Rahner bekannte: «Wenn ich einmal sterbe, habe ich Gott einige Fragen vorzulegen.» Diese Demut und Ehrlichkeit beeindruckte uns Studenten sehr und ermutigte uns, selber zu denken und nicht nur Vorgedachtes auswendig zu lernen. Rahner verglich die Kirche mit einem «wandernden Volk Gottes», das unterwegs ist, um immer neu dem Geheimnis Gottes zu begegnen. Das Konzil nahm diese Sicht auf und ermöglichte so einen echten Dialog in der Ökumene.

> [Ich kann Menschen mit Kirchen- und Glaubenskrisen gut verstehen.]

Wenn Karl Rahner das geistige Denken weitete, so lenkte Johann Baptist Metz den Blick auf die Glaubenspraxis. Jedes situationsfreie Reden von Gott fand er leer und bedeutete ein Ausblenden der Gegenwart. Er forderte einen sozialkritisch gelebten Glauben, der auch den Zeitgeist hinterfragt. Für Metz war Jesus hier das Vorbild, ihm folgte später Franz von Assisi – der Kirchenpatron unserer Kirche in Schinznach. Metz nannte die Heilige Schrift das «kritische Korrektiv». Die Bibel hilft uns, unsere Glaubenspraxis zu überprüfen und neu auszurichten. Bei Metz lernte ich: Jede Erneuerung in der Kirche beginnt mit der Besinnung auf die Heilige Schrift.
Wir lernten das Hinterfragen. Metz' Worte habe ich noch heute im Ohr: «Man muss auch die Aufklärung aufklären.» Diese muss aus ihrer Zeit erklärt werden, auch sie hat ihre Vorgeschichte. So übten wir, das Bestehende kritisch zu hinterfragen und ihm nicht blindlings anzuhängen. Diese Sicht gab mir die Freiheit im Denken und Handeln. Es ist mir unbegreiflich, wenn einige Leute behaupten, Riten und Vorschriften seien absolut und unveränderbar.
Ein Erlebnis blieb mir prägend in Erinnerung: Waren Metz und Rahner sich in einer theologischen These nicht einig, dann wurde nicht «gerichtet», sondern ehrlich ausdiskutiert.
Als Student erlebte ich, wie beide einander wertschätzten und als Suchende gemeinsam darum rangen, Gott und sein Handeln zu verstehen und die Bedeutung für unser Leben aufzuzeigen.

In zwei Welten leben

Das Berufsbild des Pfarrers trug ich schon als Kind im Kopf. Die Eltern forderten von uns Kindern nichts, was sie nicht selbst lebten, zum Beispiel den Besuch des Gottesdienstes. Lange empfand ich das Gefühl, in zwei Welten zu leben. In der einen Welt gab es die Familie, die Begegnung mit den Menschen, es gab die Freude, das Leid und die Ungerechtigkeit der realen Welt. In der anderen Welt stand die Kirche mit ihren absoluten Wahrheiten und Geboten, die zwar ein Gefühl von Sicherheit gaben. In dieser Welt waren aber keine Fragen geduldet und jeder Ungehorsam war Sünde.
Das Studium in Münster half mir, nicht mit der Kirche zu brechen, sondern den bisherigen Weg als Entwicklung zu erkennen. Ich kann Menschen mit Kirchen- und Glaubenskrisen gut verstehen.
Zurück in Luzern, liess ich mich 1970 zum Diakon weihen, damals die Vorstufe auf dem Weg zur Priesterweihe. Doch es sollte anders kommen. Ich lernte Stefan Blarer kennen, Theologe und Ehetherapeut in Bern. Er arbeitete in einem Arbeitskreis für Tiefenpsycholo-

gie, den auch ich besuchte. Das religiöse Leben und die Riten von der Psychologie her zu sehen, eröffnete mir neue Einsichten und Verbindungen. Ein Beispiel: Bei der Geburt verliert der Mensch seine vorgeburtliche Geborgenheit und tritt ein in eine neue Umgebung. Es ist ein Abschiednehmen von der alten Welt und ein Eingehen in eine neue grössere Wirklichkeit. Das ist Sterben und Auferstehen.

Als Diakon mehr Möglichkeiten gesehen

Neun Jahre wirkte ich in Bern und betreute drei Pfarreien. Das Arbeitspensum war gross: An zwei Wochenenden im Monat predigte ich, erteilte acht bis zehn Unterrichtsstunden pro Woche und musste dabei noch die Kinder mit dem Bus zusammenbringen. Zugleich war ich Präses (geistlicher Leiter) von drei Jugendvereinen, wo ich sehr viel Freude erlebte. Als Diakon erkannte ich in meiner Arbeit viel mehr Möglichkeiten. Als Priester hätte ich die Zeit nicht zur Verfügung gehabt. Als Diakon durfte ich taufen, Ehen schliessen und beerdigen, doch das sollte erst später wichtig werden.
In jener Zeit entdeckte ich Taizé: Die Begegnung mit der ökumenischen Brüdergemeinde im Burgund bedeutete einen spirituellen Aufbruch. Sie lebten echtes ehrliches Gottvertrauen vor. Ein Beispiel: Die Taizébrüder legen keine Geldreserven an. Weil Gott uns liebt, schaut er für uns. Am Ende des Jahres verschenken die Brüder, was sie nicht für den täglichen Bedarf benötigen. Der hier erlebte respektvolle Umgang mit Menschen aus anderen Ländern und Konfessionen prägte meine Arbeit in der Ökumene.

Bischof Anton Hänggi setzt sich für Brugg-West ein

Willi Zuber, ein ehemaliger Oberst, hatte begonnen, im Schenkenbergertal eine Gemeinde aufzubauen. Die katholische Bevölkerung wuchs. Der damalige Pfarrer Lorenz Schmidlin erkannte, dass er nicht überall präsent sein konnte. Er teilte die Pfarrei Brugg 1970 in drei Seelsorgebezirke auf, denen je ein Seelsorger vorstand. Zum Seelsorgebezirk Brugg-West gehören die sechs Gemeinden im Schenkenbergertal. Wie vom Konzil angeregt, ermöglichte Pfarrer Schmidlin die Mitarbeit der Laien in den neu entstandenen Pfarreiräten. Eine Besonderheit und wichtig bei uns im Tal war: Elisabeth Müller-Stebler besetzte als Frau das erste Präsidium des neuen Pfarreirates.
In den Anfängen feierte der Pfarrer Gottesdienste in der Badkapelle in Schinznach-Bad. Das Rattern des vorbeifahrenden Zuges unterbrach jede Predigt. Später traf man sich monatlich am Samstagabend in einem Schulzimmer in Schinznach-Dorf. Im Jahr 1975 wurde ein Pavillon als Begegnungsstätte und als Ort für die Feier des Gottesdienstes aufgestellt. Dank Willi Zuber konnten die Gläubigen im Tal nun regelmässig am Sonntag zusammenkommen.
Er wurde 1976 von Anton Hänggi in Brugg als erster verheirateter Mann zum ständigen Diakon geweiht. Hänggi erlaubte ihm, Wortgottesdienste mit Kommunionspendung zu feiern. Das war neu und bewährte sich. Für Bischof Anton Hänggi war es wichtig, dass sich eine Gemeinde traf und zusammenkam, auch wenn keine Eucharistie gefeiert werden konnte.

Schinznach erhält eine eigene Identität

Der Pfarreirat und Willi Zuber organisierten bald den ersten Basar. Später kamen Senioren- und Frauentreff dazu. Die Jugendgruppe Schenkenbergertal entstand mit regelmässigen Gruppenstunden, und das Sommerlager besuchten bis zu 70 Kinder. Es entwickelte sich ein reges Gemeindeleben.
An Allerheiligen 1979 wurde ich nach Schinznach-Dorf berufen. Als Seelsorger von Brugg-West war mir wichtig, das Begonnene weiterzuführen. So gründete Judith Kirchhofer den

Kinder-Ad-hoc-Chor mit Weihnachtsspiel, und vor 15 Jahren entstand der Franziskuschor. Organisatorisch schwierig war die Situation des Religionsunterrichts mit Kindern aus sechs Dörfern. Das war nur mit grossem Einsatz von Katechetinnen zu meistern. Beliebt waren besondere Gottesdienste auf der Jurahöhe, an Festtagen oder am Weissen Sonntag. Wichtig waren uns die ökumenischen Gottesdienste mit den fünf reformierten Kirchgemeinden.
Das rege Pfarreileben mit viel Eigenständigkeit löste Ängste aus. Bedenken lagen im Raum, Brugg-West könnte sich von der Pfarrei Brugg lösen. Das kam für mich nie ernsthaft infrage, waren wir bei vielen Aufgaben auf die Zusammenarbeit angewiesen. Wir wollten Kirche am Ort sein, da wo wir wohnten und lebten, im Schenkenbergertal und nicht auswärts. Eine Kirche, die sich in neuen Gemeinden entfaltet und wächst, erfüllte früher die Kirchenleitung und das Volk mit belebender Freude. Sollen das heute nur noch Freikirchen und andere Religionen tun dürfen? Eine Kirche, die nur das Bestehende behalten will, wird verlieren. Eine Pastoralraumplanung mit grossräumiger Seelsorge: Ist das sinnvoll? Der Volksmund kennt das Sprichwort: Wer immer von Mangel und weniger werdenden Ressourcen redet, wird dies bekommen.

Ein Jahrzehnt Planung und Kirchenbau

Wir gingen den anderen Weg. Durch die Neuzuzüger wuchs die Zahl der Katholiken und der Gottesdienstbesucher im Schenkenbergertal. Der Pavillon war da und bald zu klein. Für mich stand fest, wenn der Pfarreirat und die Gemeinde sich eine richtige Kirche wünschen, dann würde ich mich dafür einsetzen. Verschiedene Möglichkeiten wurden erwogen. Ideal für unsere Bedürfnisse war ein kleines Kirchenzentrum.

Die Weihe des Kirchenzentrums St. Franziskus am Palmsonntag, 21. März 1994, markierte einen Höhepunkt für Diakon Isidor Hodel.

Der Brugger Pfarrer Karl Ries und die Kirchenpflege unterstützten das Vorhaben. Es brauchte einen langen Atem, denn das 1984 gestellte Gesuch um Umzonung zog sich mehrere Jahre hin. Einige Einwohner befürchteten zu viel Lärm im Quartier, was sich so nicht bewahrheitete. Schweizweit einzigartig ist der Eintrag der Glocken-Läuteordnung ins Grundbuch. Die grosse Besucherzahl beim Glockenaufzug 1994 offenbarte, dass viele vom Dorf sich mit uns am neuen Kirchenzentrum freuten: Das Apérobuffet war viel zu klein geplant. Die Kirche war ein Bijou: Ein ovales Gebäude mit indirektem Lichteinfall, dazu ein grosser Vorplatz, ein

> **Unsere Kirche muss wieder den weiten Blick bekommen, der es allen Männern und Frauen ermöglicht, gleichberechtigt als verantwortliche Trägerinnen und Träger des Glaubens zu leben.**

helles, sehr zweckdienliches Pfarreiheim – und bald kommt noch die fehlende Orgel hinzu.
Am Palmsonntag 1994 weihte Weihbischof Martin Gächter die Kirche St. Franziskus und das Pfarreiheim St. Klara ein. Es war ein seltenes Ereignis, wie er in der Predigt festhielt: «Ihr lebt hier antizyklisch. Während anderswo Kirchen geschlossen werden, baut ihr eine neue.»
Es gibt eine Kirche aus Stein und eine aus Menschen. Ein wichtiger Grundsatz der Basisgemeindearbeit lautet: Die Gläubigen sind in der Kirche nicht Objekte, sondern Subjekte. Sie sind nicht bloss Befehlsempfänger, sondern mitverantwortliche Träger der Gemeinschaft. Daran orientierte ich mich. Was ich tat oder plante, darüber informierte ich den Pfarreirat. Ich wollte seine Meinung und die der Mitarbeitenden hören. Wir haben stets offen über alles geredet. Wichtig ist, den anderen mit Wohlwollen zu begegnen, selbst wenn sie einen nicht verstehen oder verletzen. Das schafft ein Vertrauen und ein starkes Gemeinschaftsbewusstsein. Ich war zwar nicht Gemeindeleiter, doch Pfarrer Karl Ries sagte zu mir: «Solange du arbeitest, rede ich nicht drein.»

Veränderter Geist in den 1990er-Jahren

Ich empfinde es als seltenes Glück, beim Bau und der Einweihung eines neuen Kirchenzentrums mitgewirkt zu haben. Es war ein Gemeinschaftswerk. Von Anfang an war ich von engagierten Katholiken umgeben. Der Geist des Aufbruchs hat Früchte gebracht. Doch bald begann in der Kirche wieder ein anderer Geist Einzug zu halten. Die Auffassung «Die Kirche ist auf dem Weg» war so nicht die Sicht von Papst Benedikt XVI. Jetzt hiess es wieder: «Wir wissen es.»
Das hierarchische Denken hielt wieder Einzug, bis in die Pfarreien und Gemeindeleitungen. Viele spüren Mangel an Spiritualität. Sie wünschen sich nicht eine Service-Kirche, sondern eine Guthirt-Kirche. Jeder ist herausgefordert, «Hüter seines Bruders und seiner Schwester» zu sein. Der Konzilstheologe Yves Congar mahnte: «Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.» Auch die Worte von Johann Baptist Metz können es nicht deutlicher sagen: «Jesus kam, um zu heilen, nicht zu richten.»
Der jetzige Papst Franziskus will – wie sein Namenspatron – Glauben und Leben verbinden. Er ermahnt uns, die Menschen in Not nicht zu vergessen. Unsere Kirche muss wieder den weiten Blick bekommen, der es allen Männern und Frauen ermöglicht, gleichberechtigt als verantwortliche Trägerinnen und Träger des Glaubens zu leben. Das Wort von Franziskus ist für mich leitend: «Tu erst das Notwendige, dann das Mögliche, und plötzlich schaffst du das Unmögliche.» Wir haben es hier im Schenkenbergertal erlebt.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Weichenstellung Pastoralraum

Am 30. Oktober 2016 errichtete Bischof Felix Gmür den Pastoralraum Region Brugg-Windisch. Damit werden die beiden Pfarreien Brugg und Windisch kirchenrechtlich übergeordnet zusammengefasst. Sie sind deckungsgleich mit der Grenze der Kirchgemeinde. Der Pastoralraum wird von einem Pastoralraumleiter und einem Leitenden Priester geführt. Christoph Sterkman, Simon Meier und Pater Solomon Okezie Obasi erklären Hintergründe, Leitgedanken und Ausrichtung dieser letzten Veränderung.

Vier Schwerpunkte

Christoph Sterkman
Bischofsvikar
Bistum Basel

Wir haben in den letzten Jahrzehnten einen starken Wandel der Gesellschaft und auch der Kirche erlebt. Es ist zu erwarten, dass die Kirche in unserem Bistum sich weiter verändern wird. Um gut für die noch ungewisse Zukunft gerüstet zu sein, hat seinerzeit Bischof Kurt Koch den Pastoralen Entwicklungsplan, PEP, verabschiedet. Eine Konsequenz ist die Bildung von Pastoralräumen. Die Pfarreien im ganzen Bistum sollen verbindlich zusammenarbeiten und überlegen, mit welchen Weichenstellungen und Akzenten das Glaubensleben gefördert werden kann.

Ich durfte in den letzten Jahren die Vorabklärungen für die Bildung des Pastoralraums Region Brugg-Windisch begleiten, der am 30. Oktober 2016 errichtet werden konnte. Ich freue mich, dass im Pastoralraumkonzept gute Grundlagen für den Weg in die Zukunft gelegt wurden. Für das kirchliche Leben in den Pastoralräumen sind vom Bistum her vier Schwerpunkte vorgegeben worden. Sie werden nebst weiteren Orientierungen in den kommenden Jahren wegleitend sein.

Ein erster Schwerpunkt ist die Diakonie, die im Pastoralraum Region Brugg-Windisch erfreulicherweise noch weiter ausgebaut wurde, ein wichtiger Pfeiler des kirchlichen Glaubenszeugnisses.

Ein zweiter Schwerpunkt ist die Glaubensbildung Erwachsener. Hier sind zusätzliche Akzente im Be-

> Es scheint mir wichtig zu sein, dass es uns gelingt, als Glaubensgemeinschaft aus vielen Sprachen und Kulturen das Verbindende zu suchen und zu leben.

reich der Elternarbeit rund um die Katechese und der Familienpastoral zu erwarten.

Der dritte Schwerpunkt liegt bei den Initiationssakramenten. Gemeint sind die Taufe, die Erstkommunion und die Firmung. Durch sie geschieht das Hineinwachsen in die Kirche. Die Hinführung zu diesen Sakramenten wird weiterhin mit grosser Sorgfalt und vermehrt auch mit Angeboten zur konkreten Glaubenserfahrung gestaltet.

Der vierte Schwerpunkt ist die Bildung von Gemeinschaften des Glaubens. In der zukünftigen Gestalt der Kirche werden vermutlich Zellen des Glaubens wie Gebetsgruppen, Bibelgruppen, Glaubensgesprächskreise und Gemeinschaften, welche aus dem Glauben heraus das Leben teilen, eine grössere Bedeutung erhalten.

Für den Weg in die Zukunft auf der Ebene des Pastoralraums und in den Kirchenzentren scheint es mir wichtig zu sein, dass es uns gelingt, als Glaubensgemeinschaft aus vielen Sprachen und Kulturen das Verbindende des einen Leibes Christi mit seinen vielen Gliedern (1. Kor. 12) zu suchen und zu leben.

Glaube als Setzkastenprinzip

Simon Meier
Pastoralraumleiter
Region Brugg-Windisch

Der Pastoralraum ist eine Entwicklung, die unter dem heutigen Kardinal Kurt Koch aufgegleist worden ist und von Bischof Felix Gmür weitergeführt wird. Die Personalsituation der Kirche erfordert, dass man die Strukturen anpasst. Die Pfarrei ist ein zu kleines Gefäss. Der Zusammenschluss von Pfarreien zu einem Pastoralraum soll sicherstellen, dass die Seelsorge durch ein Team, zu dem ein Priester gehört, gewährleistet ist.

Grundsätzlich schaffen wir damit die Voraussetzung, dass kirchliches Personal nicht nur lokal, sondern in einem grösseren Raum strategisch eingesetzt werden kann. Fachverantwortliche beginnen damit, Schwerpunkte für den gesamten Pastoralraum zu koordinieren. Am Beispiel der Erstkommunion kann das bedeuten, dass eine Katechetin oder ein Katechet die Vorbereitung eines Themas übernimmt und die Vorarbeit den anderen katechetisch Tätigen für ihre eigene Erstkommunionvorbereitung zur Verfügung stellt. Damit optimiert man Ressourcen und zugleich bleiben die Religionspädagogen als Bezugspersonen vor Ort präsent. Das heisst, unsere Lehrpersonen arbeiten übergreifend zusammen, haben aber in einem oder zwei Kirchenzentren ihren Unterrichtsschwerpunkt.

Wir erkennen einen Bedürfniswandel, dem wir mit einem neuen Leitbild Rechnung tragen. Wir haben Abschied genommen von der Vorstellung der Volkskirche, in der Alt und Jung, alle zusammen, die gleiche Glaubenstradition leben. Sie prägte die Familienbindung sowie die Erziehung der Kinder. Für diese institutionelle «Bevormundung» sind die Gläubigen heute nicht mehr bereit.

Wir erleben einen Zeitgeist, in dem der Individualismus betont wird. Die Aufteilung in katholisches und reformiertes Gebiet weicht sich auf. Die Familien bewegen sich mehr und mehr in einem gemischtkonfessionellen Umfeld – und genauso selbstverständlich ist man konfessionslos. Konfessionslose sind zumeist Zugezogene, die beispielsweise katholisch aufgewachsen sind, jedoch keinen Bezug mehr zur Kirche haben. Aus diesem Grunde melden sie sich am neuen Wohnort nicht mehr als Katholiken an. Dennoch sind diese Menschen in unserem Fokus. Denn es gibt Paare, von denen jemand sagt, ich habe mit Kirche «nichts mehr am Hut», der andere Elternteil hingegen vertritt die Auffassung, dass es wichtig ist, dass die Kinder Glauben erfahren und die katholische Spiritualität, das Brauchtum oder die damit verbundene Lebensweise kennenlernen. Sodann gibt es neu eine andere Generation von Eltern, die offen für Glaubensfragen sind und ihre Kinder im Religionsunterricht mitmachen lassen, ihnen jedoch die Entscheidung überlassen, ob sie dereinst als Erwachsene der katholischen oder reformierten Landeskirche beitreten wollen.

Innerhalb des Glaubenslebens zeigt sich eine weitere Veränderung. Es gibt die ältere Generation, vermehrt auch wieder jüngere Menschen, die stark mit der traditionellen Volksfrömmigkeitsbewegung verbunden sind: Maiandacht, Beichte und das Einhalten der Sonntagspflicht sind feste Bestandteile ihres Glaubenslebens. Daneben gibt es andere, die das religiöse Angebot wie ein Setzkastensystem nutzen: Sie stellen sich ihr Glaubensleben selbst zusammen. Auf diese Tendenz können wir im Pastoralraum besser eingehen, da man spezifischere oder zielgruppenorientiertere Angebote entwickeln kann. Alle sollen auf ihre Art und Weise den Zugang zum Glauben finden: als kritische Zeitgenossen, als traditionell geprägte Personen oder als Familie, die seelsorgerliche Begleitung sucht. Wir wollen vermehrt konkrete Hilfe im Alltag bieten. Bei sozialen Fragen, wie auch bei existenziellen Grenzerfahrungen, sollen Betroffene auf die Unterstützung der Kirche zählen können. Darum haben wir die karitative Ausrichtung deutlich verstärkt. In ihr sehen wir die Zukunft der Kirche. Kirche ist nicht nur Gottesdienst, Taufe, Erstkommunion, Hochzeit oder Beerdigung, sondern bedeutet auch, in der Gestaltung und in der Bewältigung des Alltags für die Leute da zu sein.

> **Heute wie auch in Zukunft werden sich die Leute die Freiheit nehmen, sich das zu holen, was sie für die Entwicklung ihrer eigenen Spiritualität benötigen.**

Die fünf verschiedenen Kirchenzentren ermöglichen die seelsorgerliche Präsenz vor Ort. Darüber hinaus muss sich das Seelsorgeteam im grösseren Rahmen des Pastoralraumes organisieren. «Vielfalt in der Einheit», so lautet unser Leitgedanke. Im Moment halten wir daran fest, dass in jedem Kirchenzentrum ein Seelsorger oder eine Seelsorgerin vor Ort präsent ist. Gleichzeitig müssen wir uns Gedanken darüber machen, welche Alternativen es gibt, wenn sich die personelle Situation weiter verschärft. Hier kommt der Begriff der Nahraumpastoral ins Spiel, über die sich zurzeit das Bistum, die Landeskirche und wir als Pilotpastoralraum Gedanken machen. In unserer Pastoralraumregion hat es sich bewährt, in jedem Kirchenzentrum ein kleines Team vor Ort zu haben. In der Regel setzt sich

dieses aus einer Sekretärin, einer Theologin oder einem Theologen sowie einer Hauswartin respektive einem Sakristan zusammen. Zu jedem Kirchenzentrum gehört auch in Zukunft ein Kernteam. Es kann jedoch sein, dass die Ansprechperson/Bezugsperson nicht mehr eine Theologin ist, sondern beispielsweise eine bewährte Katechetin oder ein erfahrenes Pfarreiratsmitglied. Denn in Zukunft können wir nicht mehr durchgehend mit professionell ausgebildetem Personal rechnen, sondern werden vermehrt auf ehrenamtlich Tätige angewiesen sein. Dies immer auch im Wissen darum, dass die Leute beruflich stark engagiert sind und ihre Freizeit individuell und unabhängig gestalten wollen.

Die Leute orientieren sich heute grossräumiger; dennoch gibt es innerhalb des Pastoralraums diverse Berührungspunkte. Wenn es ums Thema Menschen mit Migrationshintergrund geht, hat das Team Birrfeld hier einen Schwerpunkt. Das Thema Ökumene ist in Brugg-Nord sehr präsent. In Brugg und Windisch werden wir die klassische Liturgiegestaltung pflegen. Die Zusammenarbeit mit den Vereinen ist im Schenkenbergertal wichtig.

Uns ist bewusst, dass die ältere Generation, die weniger mobil ist, den Bezug zum Ort benötigt. Andere, zum Beispiel eher eucharistiezentrierte Gläubige, können nach dem Setzkastenprinzip dorthin gehen, wo dieses Angebot regelmässig an den Wochenenden und unter der Woche besteht. Heute wie auch in Zukunft nehmen sich die Pastoralraumangehörigen die Freiheit, sich das zu holen, was sie für die Entwicklung ihrer eigenen Spiritualität und die optimale Bewältigung ihres Alltages als besonders notwendig erachten.

Vielfalt in der Einheit

Pater Solomon Okezie Obasi
Leitender Priester
des Pastoralraums Region Brugg-Windisch

Sind wir hier denn noch katholisch? – Ich erlebe eine Vielfalt in der Einheit. So möchte ich die Erfahrungen der unterschiedlichen Traditionen beschreiben. Ich habe Gespräche mit reformierten und methodistischen Kollegen geführt, unter anderem bei der Vorbereitung des ökumenisch gefeierten Bettags in Königsfelden. Dabei fiel mir auf, wie auch sie unterschiedliche Prägungen kennen.

Ich lebte lange in Deutschland. Bayern ist sehr katholisch. Als Kaplan in Nördlingen, einer Stadt, in der die Hälfte der Einwohner katholisch und die andere Hälfte reformiert (evangelisch) ist, erfuhr ich diese Unterschiede ganz nah. Die umliegenden Gemeinden hatten eine katholische Prägung und lebten daher mit anderen Traditionen. Nun lasse ich mich hier auf die Bedürfnisse der Menschen ein.

Die Demokratie ist ein wesentlicher Punkt, der die Schweiz von anderen Ländern unterscheidet. In einem Gemeindeleiterkurs habe ich das System kennengelernt. Es ist ein bereichernder Aspekt. Kirche funktioniert mit Demokratie sehr gut. Die Kreativität der Menschen, sich an die Zukunft anzupassen, ist gross.

> **Ich möchte bei meiner Arbeit auf die Bedürfnisse der Menschen und ihre Prägungen eingehen.**

Jedes Kirchenzentrum hier ist autonom. Zusammen mit den Pfarreiräten gestalten Theologinnen und Theologen das Gemeindeleben. Ich konzentriere mich auf die Seelsorgearbeit. Konkret kann ein Tag wie folgt aussehen: Zuerst ein Gottesdienst, dann Büroarbeit, darauf folgt ein Hausbesuch, danach ein Vorbereitungsgespräch und wieder ein Gespräch. Es gibt immer ältere Leute zu besuchen, entweder zu Hause, in den Altersheimen oder in der Klinik. Jeden Tag bin ich als Seelsorger gefragt. Bei Taufe, Hochzeit, Krankheit oder Sterben: Die seelsorgerliche Begleitung und Gespräche sind wichtig.

Ich möchte bei meiner Arbeit auf die Bedürfnisse der Menschen und ihre Prägungen eingehen, zum Beispiel bei der Beichte. Die Menschen haben sehr wohl das Bedürfnis nach Beichte, nicht aber unbedingt zu festgelegten Zeiten in der Kirche. Sie rufen mich persönlich an, um ein Gespräch abzumachen, um zu erzählen. Der Beichtstuhl ist da, aber wenn am Schluss eines «Versöhnungswegs» mit dem Kind ein persönliches Gespräch mit einem Seelsorger oder einer Seelsorgerin vorgesehen ist, stimmt auch das. Auf die Erfahrungen und Prägungen der Menschen Rücksicht zu nehmen, bedeutet hier beispielsweise, dass Kinder aus eher «konservativ» katholischen Herkunftsländern, wie etwa Portugal oder Bolivien etc., auch die Möglichkeit bekommen, die Beichte im Beichtstuhl kennenzulernen und zu praktizieren, so wie die Eltern es von zu Hause gewohnt sind. Ein Aspekt gilt bei allen Gesprächen: Der Priester untersteht der Schweigepflicht – wie ein Arzt.

Als Leitender Priester arbeite ich mit allen zusammen. Wenn eine Katechetin mich braucht, zieht sie mich hinzu. Wenn Eltern mich brauchen, rufen sie mich an. Ich arbeite auch gerne mit Jugendlichen. Das Modell der Pastoralraumleitung mit dem Gemeindeleiter Simon Meier funktioniert. Wichtig ist: Wenn wir als Kirche mit einer Stimme sprechen, geht alles. Es geht nicht um Konkurrenz, wer gewinnt oder verliert. Wir verlieren zusammen oder wir gewinnen zusammen. Die Bedürfnisse aller zu sehen und aufzunehmen, ist mir wichtig.

Windisch ökumenisch

Peter Weigl
reformierter Pfarrer, Windisch

Aufgewachsen bin ich gewissermassen mit einem Fuss in der reformierten Mutter- und mit dem anderen in der katholischen Vaterkirche. Weil das immer auch Diskussionen gab, träumte ich als Jugendlicher davon, die beiden Kirchen einmal zusammenzubringen – naja, man wächst mit den Herausforderungen …

Als Kantonsschüler und Student verdiente ich gutes Taschengeld damit, den katholischen Kirchenchor mit der Geige zu begleiten – und heute freue ich mich, wenn unsere beiden Kirchenchöre zusammen auftreten: Ökumenisch klingen sie jeweils noch schöner. Der Stein von Bischof Ursinus aus dem 6. Jahrhundert in der Sakristei erinnert mich weiterhin, in der gelebten Vielfalt die Einheit zu finden.

Herzlichen Glückwunsch

Bettina Badenhorst
reformierte Pfarrerin, Brugg

Glückwunsch und Gottes Segen wünscht Dir, liebe katholische Schwesterkirche, Deine evangelisch-reformierte Schwester von der Stadtkirche. Wenn ich in Eure Kirche komme, und das geschieht öfter als man denkt, fühle ich mich wohl ob ihrer freundlichen Ausstrahlung und, ich gebe es zu, mir gefallen die Leuchter ganz besonders. Es ist ein schöner Gottesdienstraum. Das allein tut es jedoch nicht, denn wir Menschen dürfen ihn ja nutzen. Als ich vor gut zwei Jahren mein Pfarramt in Brugg antrat, klingelte ich bei Euch, um mich vorzustellen. Und was habe ich gefunden? Freundliche, offene und interessierte Menschen, die im Auftrage des Evangeliums unterwegs sind. Ihr in der Pfarrei Brugg und auch Windisch habt mich sehr freundlich aufgenommen und mittlerweile kennen wir uns gut und es gibt übers Jahr verschiedene ökumenische Projekte und Gottesdienste.

Gegenseitige Wertschätzung

Edlef Bandixen
reformierter Pfarrer, Windisch

Zurückschauend auf die letzten zwanzig Jahre neben- und miteinander Kirche sein, bleibt mir vor allem ein Eindruck: Die Begegnungen mit den Kirchenmitgliedern, Chorsängerinnen, Seelsorgenden, Priestern und anderem Personal sind immer von einer herzlichen Wertschätzung geprägt gewesen.

Eine interessierte Nachfrage nach dem persönlichen Ergehen und eine generelle Wiedersehensfreude bei wiederholten Treffen sind kennzeichnend für diese Gemeinde. Bei aller Treue zur Tradition gab es bei allen Gemeindeabenden, Gottesdiensten und Weihnachtsfeiern im Altersheim eine grosse Bereitschaft, an der Sache dranzubleiben und daran auch ökumenische Differenzen nicht stören zu lassen: Der Himmel liebt die Erde und die Geschöpfe darauf. Weiter so, wenn es geht, noch mehr verbunden.

Ein eindrückliches Werk

Am Anfang stand eine Dokumentation eines Einzelnen. Dies war das Signal für ein kleines Team, sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, die Geschichte der Kirchgemeinde Brugg in Buchform festzuhalten. In der Folge konnte die Kirchenpflege und dann im Juni 2014 die Kirchgemeinde davon überzeugt werden, zu diesem Projekt ja zu sagen. Nach gut zwei Jahren liegt nun ein spannendes Werk vor, welches die Geschichte unserer Kirchgemeinde in allen Facetten eindrücklich aufzeigt.
Dazu möchte ich allen Beteiligten herzlich gratulieren. Im Speziellen gilt mein Dank allen Zeitzeugen, welche mit Interviews oder Quellenmaterial zur Bereicherung des Buches beigetragen haben. Den vielen Sponsoren aus Gesellschaft und Wirtschaft, ein Dankeschön für ihre wertvolle Unterstützung.
Zu guter Letzt danke ich dem Projektteam, unter der Leitung von Astrid Baldinger Fuchs, bestehend aus dem Autorenteam sowie dem Ausschuss der Kirchenpflege, für das engagierte Wirken. Vonseiten der Kirchenpflege vertrat Hans Schilling das Projekt.
Im Wissen, dass mit diesen Zeilen die Aufbereitung der Geschichte nicht stehen bleibt, sondern weiterleben wird, freue ich mich bereits auf die nun folgenden Publikationen auf unserer Website.

Jürg Meier
Präsident der Kirchenpflege

Dank an die Sponsoren

Das vorliegende Werk stiess in der Öffentlichkeit schon in der Projektphase auf hohe Zustimmung. Verdeutlicht in tiefgründigen Gesprächen hat sich der positive Widerhall stets von Neuem gezeigt. Von vielen unserer Kirchgemeinde Nahestehenden, zudem von anderweitig mit uns Verbundenen, durften wir auch materielle Unterstützung erfahren. Hierfür sprechen wir unseren grossen Dank und unsere Anerkennung aus!
Unsere Wertschätzung bekunden wir den Sponsoren auch für die aufschlussreichen Statements. Viele von ihnen haben ihr Fühlen, Denken und Handeln offengelegt: Die redaktionellen Beiträge reflektieren das Mit-uns-Sein und die Hinwendung zu unserer Kirchgemeinde in besonderem Masse. Die individuelle Rückblende auf vergangene Zeiten, auf in unserer Gemeinschaft wahrgenommene Wertehaltungen, auf Veränderungen regionaler bis globaler Dimensionen und auf die damit einhergehende Beurteilung der Neuausrichtungen: Diese und andere Aspekte bereichern die Thematik der vorliegenden Publikation. Die Einblicke in die Lebenswelten sind wegleitend!

> **Der Zug fährt weiter, auch wenn er angekommen ist.**

Das Zitat des ehemaligen Abtes von Einsiedeln, Martin Werlen OSB, beschreibt bildhaft, dass das vorliegende Buch wie ein Zug nun fahrplanmässig im Bahnhof angekommen ist. Die Geschichte der Kirchgemeinde Brugg soll aber weitergeführt werden auf dem Internet. Dafür wird eine Arbeitsgruppe eingesetzt und in naher Zukunft sollen weitere Quellen, Bilder, Dokumente und Archivalien sowie das digitalisierte Buch auf der Website der Kirchgemeinde aufgeschaltet werden.

Wilhelm Knecht
Mitglied des Projektteams

In Brugg ist man bei den «Heiden» aufgewachsen – katholische Traditionen waren hier fremd

Hans Tschupp: Der Kirchgang am Sonntag war selbstverständlich – der Vater allerdings ging nicht hier in die Kirche, sondern in Biel, wo er aufgewachsen war. Er hatte aber ein gutes Verhältnis zu den Pfarrern und jasste mit Binder und Schmidlin. Ich war Jungwächter, doch nur ein einziges Mal im Lager: 1943 in Nunningen, mit Vikar Hänggi, dem späteren Bischof. Unser Vater machte mit uns Zeltferien im Engadin.

Lucia und Hans Tschupp
Apotheker, ehemalige Präsidentin Frauenverein und Kirchenchor, Brugg

Lucia Tschupp: Ich bin in der Innerschweiz aufgewachsen, mit festen katholischen Traditionen. Vieles war dort selbstverständlich, das gab es in Brugg nicht. Ich sage noch heute, hier sei man bei den «Heiden» aufgewachsen. Da meine Eltern aus Brugg stammten, kannte ich aus ihren Erzählungen die Situation in der Diaspora. Mein Engagement in der Pfarrei ergab sich: Pfarrer Schmidlin hatte einen Katechetenkurs ausgeschrieben, da er wusste, er werde nicht mehr zwei Vikare zugeteilt erhalten. Als mein Sohn in den Religionsunterricht kam, interessierte es mich zu erfahren, was den Kindern gelehrt wurde, denn es war ganz anders als zu unserer Zeit. Diese Ausbildung führte dazu, dass ich acht Jahre lang den voreucharistischen Gottesdienst leitete, ein Gottesdienst für Kinder im Vorschulalter.

Danach war ich zehn Jahre Präsidentin des Frauenvereins und Präsidentin des Kirchenchors. Im Frauenverein wollten wir etwas Bleibendes schaffen. Da meinte Pfarrer Karl Ries: Antependien für das Lesepult. Mindestens dreissig Frauen nähten wochenlang an diesen Stoffen! Die Künstlerin Ruth Maria Obrist hat uns begleitet. Nach der Vernissage hiess es: Macht noch mehr. So nähten wir die zu den acht Antependien passenden Stolen.

Eine weitere unglaubliche Geschichte ist diejenige der Truhenorgel. Für Chorkonzerte mussten wir eine Orgel im Chor der Kirche zumieten, was sehr aufwendig war. Doch der Einsatz der Hauptorgel bedeutete eine Verzögerung zum Chor von mehreren Sekunden. Nun gab es nach dem Konzert einen Apéro. Als jemand meinte, es wäre schön, man hätte eine eigene Orgel, schlug Pfarrer Karl Ries vor: Nun gut, gründen wir zu diesem Zweck eine Chor-Orgel-Organisation. Auf einer Serviette schrieb er kurzerhand die Statuten. Nun erhielten wir Spendeneingänge. «Du, das unterstütze ich auch», hiess es. Da merkten wir, es ist eine ernsthafte Angelegenheit. Wir sangen Konzerte zugunsten der neuen Orgel und organisierten einen grossen Kirchenbasar. Kolping bot Raclette an, der Frauenverein servierte Kaffee und Kuchen, der Kirchenchor stellte Marktstände auf, mit Kartonage, Stoffdruck, Handarbeiten, alles selbst gemacht durch Leute, die wir kannten. Wir nahmen 22 000 Franken ein! Die Orgel aussuchen war der nächste Schritt: Ganz eindeutig schwang die Orgel von Mathis obenaus. Nach dem Kirchenbasar fragte jemand Karl Ries, wie viel noch fehle und übernahm den Restbetrag! Die Orgel wird heute auch für Werktagsgottesdienste, sporadisch am Sonntag oder auch als zweite Orgel bei Konzerten eingesetzt.

Christoph Haefeli,
Apotheker, Gemeinderat, Windisch

Diskussion über Gott und die Welt

Die Jungwacht Windisch hat meine Jugendzeit geprägt. Das Engagement für fröhliche Kinder, die Freiheiten als Leiter im «geschützten Rahmen», das Teamwork und die Kameradschaft waren für mich gelebte Kirche. Diskussionen über Gott und die Welt – im wörtlichen Sinne (nicht zuletzt mit den Vikaren als Präsiden) haben mein Interesse für Mensch, Gesellschaft und das Pfarrei- und Dorfleben geweckt. Es war eine spannende Zeit und die Verbundenheit zur Pfarrei Windisch dauert bis heute an.

Linda Muriqi
vorne rechts mit Ehemann und Team, Restaurant L'Ulivo, Brugg

Verschiedene Religionen – ein Gott

In unserem Restaurantbetrieb in Brugg arbeiten Italiener, Portugiesen, Mazedonier, Kroaten, Albaner und Afghanen. Verschiedene Kulturen und Religionen kommen hier zusammen. Bei uns gibt es keinen Streit darüber, wir sind ein Team. Wir akzeptieren alle Glaubensrichtungen. Je nach Religion gelten andere Essensbräuche. Darüber spassen wir nicht, sondern nehmen das auf. Wenn ein besonderes religiöses Fest gefeiert wird, gratulieren wir. So wurde ich erzogen: Menschen haben die Religion erfunden, doch Gott ist für alle gleich.

Christoph Thür
Arzt, ehemaliger Jungwachtführer, Rüti ZH

Grosse Ehre für einen «Dreikäsehoch»

Die Bedeutung der Jungwacht in meinem Leben? – Sehr gross! Bereits als Zweitklässler durfte ich zum ersten Mal ins Ferienlager der JW Brugg nach Täsch VS. Zuletzt waren es bald dreissig Ferienlager als Jungwächter, als Leiter in Brugg und Windisch in Sommer- und Winterlagern. In den letzten Jahren jeweils als «Doktor Pflästerli». Als kleiner Knirps durfte ich als Vertreter der Jugendvereine bei der Weihe der kleinsten Glocke des neuen Geläutes in Anwesenheit von Bischof von Streng Pate sein. Welche Ehre für einen «Dreikäsehoch»!

Hubert Stucki
Geschäftsführer Mathis Orgelbau AG, Näfels

St. Nikolaus: Eine der ersten Mathis-Orgeln

Seit der Gründung 1960 baute die Mathis Orgelbau AG rund 350 Orgeln. Eine der ersten Mathis-Orgeln wurde 1964 in der Kirche St. Nikolaus in Brugg realisiert. Im Millenniumjahr 2000 folgte die Lieferung einer Truhenorgel. Die seriöse Pflege von ca. 400 Orgeln liegt uns sehr am Herzen. Mit Hubert Stucki als Geschäftsführer, Franz Höller als Stellvertreter und Hermann Mathis in beratender Funktion wurde die Geschäftsleitung neu aufgestellt. Wir freuen uns auf die weitere gute Zusammenarbeit mit der Kirchgemeinde Brugg.

Ethisches Verhalten auf Führungsebene

Christoph Steiner
Direktor Generalsekretariat, Kultursponsoring NAB Aarau

Im Zusammenhang mit den Problemen, welche die Banken in den letzten Jahren erlebten, wurde klar, dass ethisches Verhalten vermehrt beachtet werden muss. Vieles steht auf dem Papier, die Umsetzung in die Praxis ist manchmal etwas anderes. In die Schulung der Mitarbeiter bezüglich moralisch, ethisch korrektem Verhalten wird heute viel investiert. Die regulatorischen Vorschriften wurden verstärkt; ein neues Bewusstsein bei Bankangestellten und eine rigorose Durchsetzung der Bestimmungen durch Bankleitung, Kontrollstelle und Behörden hat sich eingebürgert. Auch bei schwierigen Fragen ethische Massstäbe zu setzen, ist wichtig und soll von der Führung vorgelebt werden. Ein korrektes Melden von Fehlern muss Mitarbeitern möglich sein, auch wenn es für die Bank ungünstig ist. Diesen Respekt gegenüber Mitarbeitenden erlebe ich bei der NAB und er illustriert, wie bei der NAB auf oberster Stufe eine gesunde Wertehaltung gelebt wird. Das sind wichtige Signale und prägt die Führung auf allen Stufen. Geschäft ist Geschäft, eine integre Grundhaltung ist dennoch spürbar. Ich sehe in meinem Umfeld auch viele Beispiele einer Wertschätzung gegenüber Mitarbeitenden bei Schicksalsschlägen. Das jährliche Qualifikationsgespräch ist ein gegenseitiger Austausch. Mitarbeitende werden ermutigt, sich gegenüber ihren Vorgesetzten auch kritisch zu äussern. Es ist nicht immer angenehm, dass ein Untergebener einem die eigenen Schwachstellen aufzeigt, dennoch gehört es zur Offenheit miteinander. Das hat sich gegenüber früher deutlich verändert.

Rolf Wolfensberger
Regionenleiter Neue Aargauer Bank, Brugg

Dem Gegenüber auf Augenhöhe begegnen

Seit über zwanzig Jahren bin ich in der Neuen Aargauer Bank tätig, seit über einem Jahr als Leiter der Region Brugg. Ich bin mit meinem Wohnort Auenstein in der Region verankert und freue mich, mit der NAB die Regionalität zu leben, auch im Bereich Sponsoring.

Wenn man seit Jahrzehnten im Bankengeschäft ohne Reputationsschaden tätig ist, hat dies auch mit Wertvorstellungen zu tun: Was ist einem etwas wert, was ist wichtig? Es war mir gegenüber Kunden und meinen Mitarbeitenden immer ein Anliegen, Glaubwürdigkeit und moralische Werte zu vertreten. Wir beraten unsere Kunden, indem wir ihre Lebenspläne, ihre Risikobereitschaft und Wertvorstellungen kennen, damit wir unsere Lösungen ideal darauf abstimmen können. Bei uns steht der Mensch im Zentrum, wir wollen nicht einfach ein Produkt verkaufen. Es ist befriedigend, dass wir die Mehrheit unserer Kunden persönlich kennen. Das gibt Vertrauen. Meinen Mitarbeitenden gebe ich die Botschaft weiter: Wir begegnen unseren Kunden auf Augenhöhe und bieten ihnen Möglichkeiten für Begegnungen und Austausch.

Im 2016 unterstützen wir mit dem NAB-Award bereits zum sechsten Mal insbesondere auch soziale Einrichtungen. Dieses Jahr ist der Heimgarten Brugg nominiert worden. Der Heimgarten Brugg bietet Frauen mit psychosozialen Schwierigkeiten die Wohn- und Betreuungsform, die sie wirklich benötigen und dank der ihre Autonomie möglichst gross bleibt.

Antoinette und Heinz Wipfli
Katechetin, alt Gemeinderat, Windisch

Verbundenheit in Gemeinschaft

Viele schöne Erinnerungen verbinden unsere Herzen mit der Kirchgemeinde: das festliche Hochziehen der Glocken auf den Turm der neuen Kirche St. Marien, meine Jungwachtzeit, die Arbeit in der Kirchenpflege, die Jugendarbeit mit Point, Pic, Jubla und die Zusammenarbeit als Gemeinderat. Antoinette erinnert sich gerne an die Vorstandsjahre der Frauengemeinschaft und an viele leuchtende Momente beim Begleiten der Kinder als Katechetin. Wir wünschen uns den Einbezug und das Verbinden der Menschen in die Kirchgemeinschaft.

Dieter Egli
Grossrat, Projektleiter Kommunikation, Windisch

Eine Heimat mit Höhen und Tiefen

Mit der Marienkirche Windisch verbinden mich viele Erinnerungen. Genau vor Augen habe ich, wie mich Pfarrer Eugen Vogel in den Lektorendienst einführte – und wie unendlich nervös ich beim ersten Einsatz war. Es ging aber alles gut, und der Lektorendienst bringt mich noch heute regelmässig in die Kirche. Römisch-katholisch zu sein, war für mich oft eine Herausforderung, zum Beispiel bei der Papstwahl 2005. Ich glaube aber, dass ich mich mit der Kirche versöhnt habe. Sie ist eine Heimat für mich, mit Höhen und Tiefen.

Erwin H. Hofer
alt Botschafter, Kriens

Werte und Können vermittelt erhalten

Dank meiner Tätigkeiten in der Jungwacht – einschliesslich als Scharführer in Windisch – durfte ich die Kirchgemeinde Brugg stets als wahren «Kraftort» erleben, welcher Werte und Können vermittelte, die bei meinen weltweiten Einsätzen im Dienste der Eidgenossenschaft nützlich waren. Daher möchte ich meine grosse Anerkennung an die ganze Gemeinde für das bisherige Wirken ausdrücken. Zugleich entbiete ich meine besten Wünsche für eine künftige Sinnvermittlung in einem nach Orientierungshilfen rufenden gesellschaftlichen Umfeld.

Peter Neuhaus
alt Gerichtspräsident, Laufenburg

Christliche Werte als Orientierungshilfe

Bis 1965 mussten und durften die Windischer Katholiken die Messe in Brugg besuchen. Wie andere auch, ging unsere Grossmutter während Jahrzehnten unzählige Male den recht weiten Weg. Sicherlich haben Kontakte mit Personen und Institutionen der Kirche meine Ausrichtung mitbestimmt. Selbstverständlich ist der Richter dem Gesetz verpflichtet; christliche Werte sind indessen eine gute Orientierungshilfe. Wichtig ist, dass sich unsere Konfessionen gefunden haben. Mitte des letzten Jahrhunderts bestanden noch recht tiefe Gräben.

Georges Boutellier
Bijoutier, vorm. Präsident der Neumarkt-Vereinigung, Brugg

Batterien aufladen im Kloster

Ich bin in Brugg geboren und aufgewachsen an der alten Zürichstrasse 18, dort, wo es jetzt Neumarkt-platz heisst. Meine Eltern besassen ein Uhren- und Schmuckgeschäft. Mein Vater war der Uhrmacher an der Werkbank, meine Mutter die gute Seele hinter dem Ladentisch. Ich besuchte den Religionsunterricht am Sonntag nach der Messe im oberen Pfarrhaussaal, und mit der Jungwacht erlebte ich schöne Ferienlager. Unvergesslich sind die Führertouren, zum Beispiel als wir angeseilt über den Morteratsch-Gletscher gingen.
Als Ministrant erinnere ich mich an eine lustige Begebenheit: Mit Urs Alter zusammen schwang ich beim Osteramt das Weihrauchfass. Ich hatte die Idee, dass es bei der Wandlung so richtig viel Rauch geben sollte. Wir stopften drei glühende Kohlenstücke ins Weihrauchfass, Urs legte einige Weihrauchstücke darauf. Als der Pfarrer bei der Wandlung die Hostie hochhielt, entwich eine Stichflamme! Es brannte und ich rannte in die Sakristei. Der Sakristan schimpfte mich gehörig aus. Der damalige Pfarrer Fischer doppelte nach und warf uns beide aus der Ministrantengruppe. Der Vikar rief mich anderntags an und sagte: «Du Georges, ich will nicht auf dich verzichten. Komm doch in die Frühmesse, wenn es der Pfarrer nicht sieht.»
Eine grosse Bedeutung für mich hat die Scuola Gregoriana in Brugg, ein Chor, der gregorianische Musik singt. Die Liebe zur Gregorianik entdeckte ich in Disentis bei den Benediktinern. Mit meinem Bruder verbringe ich jedes Jahr vor dem «Weihnachtsstress» eine Woche im Kloster. Ich kann dort meine Batterien neu laden, das gibt mir viel.

Urs und Lisbeth Hänggli
Notar und ehemalige Kirchenpflegerin, Brugg

Den Pionieren unserer Pfarrei sei gedankt

Am 30. Oktober 2016 wurde der Pastoralraum Region Brugg-Windisch lanciert. Damit soll die religiöse Betreuung der Katholiken in diesem Gebiet sichergestellt werden. Kurzfristig mag dieser Versuch wegen des Priestermangels eine Option sein. Dass ein Seelsorgeteam zwei oder drei Gottesdienste pro Wochenende bestreiten soll, kann nur realisiert werden, wenn die Gottesdienstzeiten aufeinander abgestimmt werden. Dadurch müssen sich die Mitglieder mit unattraktiveren Gottesdienstzeiten anfreunden. Dies dürfte wohl nicht zu mehr Gottesdienstbesuchern und zu mehr Nähe zu den Seelsorgenden führen. Anderseits besteht die Chance, dass neue Gottesdienstformen mit den pastoralen Mitarbeitenden und den zahlreichen Freiwilligen gebildet werden können, sofern die Pastoralraumleitung den nötigen Freiraum gibt und führungsfähig ist, was ich in unserem Bistum als christlicher Kleinunternehmer oft vermisse. Meines Erachtens bestünde keine Notwendigkeit, einen Pastoralraum zu bilden, wenn die ausreichend vorhandenen Theologen heiraten und (weiter) praktizieren dürften und (länderspezifisch) auch die Theologinnen ordiniert werden könnten.
Den Pionieren unserer Pfarrei sei gedankt und mit Mut und Gottvertrauen, aber auch mit dem Einsatz unserer Fähigkeiten wollen wir die neuen Herausforderungen annehmen.

Christina Thomann
Jean Meier
Geschäftsinhaber
BüPa, Brugg

Dankbar für ein gutes Leben

Es ist ein Privileg, in der Schweiz zu leben. Wir haben ein sicheres Land und allen Grund zur Zufriedenheit. Im Geschäft begegnen wir Kunden, denen es nicht so gut geht. Unser Motto lautet daher: Es ist schön, den Menschen ein Lachen ins Gesicht zu zaubern, durch eine nette Geste, ein gutes Wort, durch eigenes Lachen. Wir wollen etwas weitergeben von unserer Dankbarkeit. Ich war schon als Bub immer sehr aufgestellt und als Kind erlebte ich bei den Wettinger Sängerknaben im St. Anton eine wunderschöne Zeit, das gab eine Verbundenheit.

Ruth und Martin Vögtli
Katechetin und ehemalige Kirchenrätin;
einstiger Gemeindeammann, Riniken

Ein Gesamtbild erhalten

Es sind nun genau fünfzig Jahre her, seit wir hierherzogen. Wir wurden wohlwollend aufgenommen und sind noch heute gerne in der Pfarrei. Dadurch, dass wir in Riniken ein eigener Seelsorgebezirk sind, geht einem zum Teil der Bezug zur gesamten Pfarrei verloren. Daher ist es interessant zu lesen und zu verstehen, wie die Gesamtpfarrei entstanden ist, sich entwickelt hat und sich präsentiert. Jeder Einzelne weiss etwas von der Geschichte, doch erst, wenn man forscht und das in einem Buch zusammenträgt, ergibt sich ein ganzes Bild.

Peter Baschnagel,
Unternehmer,
Autogarage
E. Baschnagel AG,
Windisch

Verantwortung tragen für die Jungen

Ich bin in Windisch mit der Jungwacht gross geworden. Ich denke oft an diese sorglose, schöne Zeit zurück, an die unvergesslichen Sommerlager, an meine Tätigkeit als Schar- und Lagerleiter. Viel habe ich davon profitiert und Erfahrungen fürs Leben gesammelt. Nicht nur habe ich einen gewissen Biss entwickelt, sondern konnte bereits erste Führungserfahrungen machen und das Verantwortungsbewusstsein im Umgang mit Mitmenschen aufbauen. Noch heute kann ich als Unternehmer davon zehren, wenn es darum geht, Mitarbeiter in wirtschaftlich anspruchsvollen Zeiten fair zu führen und bei Bedarf zu unterstützen.

Wertehaltung ist eine Verpflichtung zu der die Verantwortung gehört, Arbeitsplätze zu erhalten. Es erfüllt mich deshalb mit Freude, dass meine Kinder heute das Unternehmen mit grossem Einsatz und Umsicht weiterführen. Das ist traumhaft, aber keineswegs selbstverständlich.

Meine Tätigkeit im Bereich der Weiterbildung innerhalb des Autogewerbeverbandes für den diplomierten Betriebswirt auf Masterstufe stimmt mich sehr zuversichtlich. Sie lässt mich immer wieder staunen, wie viele tolle jugendliche Erwachsene es in unserem Lande gibt. Es ist spannend, sich auf diese Menschen einzulassen und zu sehen, wie sie Grosses leisten, um ihr höchst anspruchsvolles Ausbildungsziel zu erreichen.

Robert Hediger
Jungwächter, Bankprokurist, Hausen

Freunde fürs Leben gefunden

Ich besuchte alle Schulen in Brugg: Kindergarten, Primar-, Bezirks- und Kaufmännische Schule. Gute Erinnerungen habe ich an Jungwachtzeit und Jungmannschaft. Zwei Jungwachtlager erlebte ich in Vernate, Tessin. Noch heute freut mich der Gedanke daran: Wir waren 40 Knaben, konnten Fussball spielen, draussen sein, uns austoben. Ich erinnere mich nur an das Schöne, ans Zusammensein. Jungwacht, Jungmannschaft und die Mitgliedschaft im Stadtturnverein gaben eine Vertrauensbasis. Wenn ich Rat brauchte, so konnte ich Freunde fragen.

Menschen begleiten, ist Kernaufgabe

Das Feiern des Kirchenjahres mit seinem reichen Brauchtum hat mich von klein auf geprägt. So erlebte und liebte ich Kirche. Mit den Jahren verstand ich, was ihre Kernaufgabe ist: Nach Jesu Wort und Beispiel authentisch für die Menschen da sein und sie begleiten in Freud und Leid. Das versuchte ich in den vielfältigen Tätigkeiten als Dipl. Katechetin und Seelsorgerin. Ich wünsche unseren Kirchen, dass sie sich nicht im Organisieren verlieren, sondern glaubwürdige Begegnungsstätten und spirituelle Erfahrungsorte sind für uns Gott und Sinn suchende Menschen.

Hedy Wittweiler
Erste Seelsorgerin in der Pfarrei Brugg, Wettingen

Gaby und Carlo Tognola-Herrigel
Architekt, Windisch

Man war den Reformierten fremd

Die Bedeutung des Kirchenbaus für Windisch kann man nur aus dem gesellschaftlichen Stellenwert der Religion in der damaligen Zeit verstehen. Ich versuche mich zu erinnern, wie ich das als Primar- und Bezirksschüler und Sohn von Giuseppe Tognola erlebt habe.

Die Religion spielte im Alltagsleben eine wichtige Rolle, der Unterschied katholisch oder reformiert war bedeutend. Im Berner Aargau lebten wir Katholiken als Minorität im reformierten Land. Nicht, dass man sich feindlich war, aber ein Unterschied war immer da und spürbar. Mischehen waren verpönt und sie wurden auch etwas verräterisch empfunden. Viele Vereine mit gleichem Zweck gab es doppelt, für jede Religion separat, für die Jungen und Alten, Sportler oder Sänger, Mütter etc. Man lebte in seiner Religion und blieb somit für die anderen etwas fremd. Für die Windischer kam dazu, dass das kirchlich-religiöse Zentrum in Brugg, also nicht im Dorf, sondern in der Stadt war, wie man damals sagte.

Als Kind kam ich so schon sehr früh in den Kontakt mit der Stadt, was mir noch gefiel, meine Beziehung zum Dorf aber relativierte und in der Beziehung zu den reformierten weiter differenzierte – nicht Aussenseiter, aber anders. Was ich aber weiss, ist, dass es trotz grosser Toleranz auch Protestanten gab, die dezidiert gegen eine katholische Kirche in Windisch waren und deren Verwirklichung bekämpften.

René Zihlmann
Präsident Paulusakademie, Vizepräsident Inländische Mission, Zürich

Überzeugende und progressive Vikare

An meine Jugendzeit erinnert, muss ich sagen: Wir können der Kirche danken für all das, was wir lernen und erfahren konnten. In der Jungwacht lernte ich Führen durch Begeisterung und Überzeugung. Wir hatten eine Reihe hervorragender Vikare: Mit Guido Schüepp und Hans Schärli lernte ich philosophische, theologische, ethische und gesellschaftliche Themen diskutieren. Albin Bossart organisierte Ministrantenreisen ins Stadttheater Luzern oder an die Tellfestspiele in Altdorf. Mit ihm ging ich erstmals in ein Restaurant. Das waren wunderbare Momente.

Josef Ramel
ehemaliger Präsident der Kirchenpflege, Villnachern

Latein lernen beim Pfarrer im Bauerndorf

Ich wuchs in Erlinsbach auf, damals ein Bauerndorf. Der Pfarrer suchte sich die Buben heraus, die fürs Ministrieren taugten. Er brachte uns die lateinischen Staffelgebete bei. Das Missale habe ich noch heute. Meine Eltern hatten grosse Freude an mir als Ministrant, brav war ich nicht unbedingt. Einmal versprach mir einer, wenn ich vor allen Leuten das Rauchfass obendurch schwinge, so gäbe er mir 50 Rappen. Die Kohle fiel nicht raus und der Pfarrer hatte auch nichts gemerkt.

Eine Idee kam zu früh

In den 1970er-Jahren brachte ich die Idee in die Kirchenpflege ein, auf dem Gebiet Krummenacher in Schinznach-Dorf eine Arealüberbauung auszuschreiben mit einer gemischten Nutzung. Heute liegt das Gebiet zu zwei Dritteln brach, damals hätte man mehr erreichen können. Ein Vorprojekt entstand in Zusammenarbeit mit Carlo Tognola, der in Muttenz Professor für Architektur war. Eine Semesterarbeit, welche 1977 in der dortigen Abteilung für Architektur geschrieben wurde, ist heute noch verfügbar und gibt einen guten Einblick in das Projekt. Das Ziel war, eine Nutzung zu ermöglichen, die Bedürfnisse für Seelsorge, Freizeit und altersdurchmischtes Wohnen (Junge,

Franz Neff
ehemaliges Mitglied der Geschäftsleitung der Firma Metron, und Kirchenpfleger, Brugg

Alte, Familien, Behinderte) verband. Noch war das Thema Wohnexperimente im Kanton Aargau neu. Da ich in der Firma Metron arbeitete, waren mir diese Gedanken vertraut. Neue Lebens- und Arbeitskonzepte waren dort im Gespräch. Ich brachte andere Gedanken in die Kirchenpflege ein. Im Schenkenbergertal hätte man pionierhaft bauen können. Ich war auch gegen die Unterkellerung der Kirche Brugg Ende der 1970er-Jahre. Damals wäre es möglich gewesen, das Kaufhaus Rössli in der Altstadt zu erwerben. Damit hätten wir attraktive Räume für die Jugend an zentraler Lage und mit Tageslicht gewinnen können. Solche Ideen waren damals zu früh. Dennoch hatte ich im Rückblick eine gute Zeit in der Kirchenpflege. Ich probierte viel und habe heute eine grosse Zufriedenheit mit dem, was ich erreicht habe.

Unseren Orthopädie-Betrieb führen wir auf einer christlichen Grundlage

Dieses Jahr feiern wir das 25-jährige Jubiläum der Firma Pompa. Wir haben 1992 bei null angefangen, ohne solvente Eltern. Mein Vater kam 1957 mit einem Kartonkoffer in die Schweiz. Zwei Hemden, zwei Unterhosen und was man so dabeihatte. Zuerst war es lediglich unser Ziel, ein Auskommen für unseren Lebensunterhalt zu finden. Nun stehen 18 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auf der Lohnliste, davon drei Lehrlinge.

Wir führen unseren Betrieb auf einer christlichen Grundlage. Wenn wir Mitarbeiter einstellen, so weisen wir sie darauf hin, dass wir ein christliches Unternehmen sind. Das heisst nicht, dass wir morgens im Geschäft beten, sondern dass wir respekt- und würdevoll miteinander umgehen oder dass man keine Kraftausdrücke braucht.

Biagio und Claudia Pompa
Pfarreirätin, Unternehmer und Politiker, Hausen

Wir sind wie eine grosse Familie, auch wenn klar ist, dass der Betrieb Gewinn schreiben muss. Wenn die Qualität stimmt und man ehrlich ist, kommt automatisch auch der Gewinn. Wir hatten früher einen Partner, der konnte mit der Kirche nicht viel anfangen. Ihm gefiel es nicht, dass wir beim Empfang ein Kreuz aufgehängt hatten. Wir müssten neutral sein, meinte er. Das ist nicht unsere Meinung. Wir möchten unsere Gesinnung nicht verstecken. Denn dem Christlichen entspringt unsere ureigenste Kultur. Wir erhalten auch gute Rückmeldungen für unsere Haltung.

Ein Schuhmacher befürchtete, er würde eine ausgeschriebene Stelle nicht erhalten, weil er nicht katholisch sei. Dem ist sicher nicht so. Bei uns arbeiten Kirchendistanzierte, aber sie schätzen es, dass sie Patrons haben, die berechenbar und verantwortlich sind. Wir stellen kaum Fluktuationen fest. Meistens verliess uns jemand, weil er sich weitergebildet hatte oder wegzog. Das zeigt, dass unsere Haltung geschätzt wird. Als unsere Lehrtochter sehr gut abgeschlossen hatte und keine Stelle fand, sagte ich ihr, es ist unsere christliche Einstellung, dass sie weiter bei uns arbeiten kann, obwohl wir das nicht in der Kalkulation eingeplant hatten. Die Lehrlinge spüren, dass man sich um sie kümmert, wir wollen ihnen ein Vorbild sein. Sie sollen sich bei uns aufgehoben fühlen. Kunden geben uns als Feedback, dass sie ein gutes Klima spüren. Probleme werden ausdiskutiert; doch nicht immer gelingt uns alles, wir sind keine Heiligen, es ist ein tägliches Bemühen.

Wichtig ist es mir, mit den Leuten einen Kompromiss zu finden, es ist ein Geben und Nehmen, und manchmal muss man «Kröten« schlucken. Wir könnten unseren Betrieb nicht führen, ohne den Gedanken an den Halt von oben.

Mit jedem Kunden mache ich sozusagen ein Projekt. Ich muss wissen, wie er versorgt werden kann, was er nachher können muss, die Zielsetzung steht am Anfang. Unsere Kunden begleiten wir oft ein Leben lang. Wir versuchen dabei immer, würdevoll miteinander umzugehen. Die psychische Begleitung ist enorm wichtig, denn die betroffenen Menschen wurden sozusagen aus dem Gleis geworfen. Hätten wir nicht die Kraft, ihnen helfen zu wollen, ginge das nicht. So manche haben keinen Kontakt mehr zur Familie oder keinen fürsorglichen Umgang. Durch den christlichen Hintergrund fühlen wir uns getragen; wir haben auch schon für Menschen gebetet, man sieht so viele Schicksale und Leiden.

Martin Kummer
Unternehmer,
Firma Treier AG,
Schinznach-Dorf

Menschen in den Vordergrund stellen

Mein Wunsch an die Zukunft ist, dass es nicht immer nur ums Geld geht, sondern der Mensch und die Umwelt in den Vordergrund gerückt werden. Aufs Bauen bezogen heisst das, dass man verstärkt überlegt, was und wie baue ich, und dabei Energie- und Ökologieaspekte miteinbezieht. Es kann doch nicht sein, dass man etwas von A nach B durch halb Europa transportiert. Es lohnt sich, dass man mit den Menschen in der Region baut. Damit lässt sich die Ökologie- und Umweltbilanz verbessern. Wer den Menschen in den Vordergrund stellt, gewinnt.

Markus Hutter
Physik- und
Mathematiklehrer,
Pfarreirat,
Windisch

Engagement für eine offene Kirche

Als Pfarreirat will ich mithelfen, dass im Pastoralraum Region Brugg-Windisch eine aufgeschlossene Kirche lebendig bleibt. Mein Engagement gilt einer offenen Kirche, die sich den Nöten und Sorgen heutiger Menschen annimmt und mit ihnen auch freudige Momente teilt. Offen bedeutet, eine Veränderung der Ausdruckformen zentraler christlicher Inhalte zuzulassen und mitzugestalten. Offen meint auch, auf Menschen anderer Konfessionen und Religionen zuzugehen. Die Liebe Gottes zu allen Menschen soll in unserem Tun spürbar sein.

Gilberto Accogli
Geschäftsführer
und Inhaber,
Hirt Accogli AG,
Brugg

Stark verwurzelt in der Region

Die Hirt Accogli AG wird, als in der Region stark verwurzeltes Unternehmen, in vierter Generation seit 1909 geführt. Anfänglich als Hirt Sanitär & Spenglerei und seit 2008 als Hirt Accogli AG, Sanitär & Heizung. Unsere Firma beschäftigt zwanzig Mitarbeitende, davon fünf Auszubildende. Speziell gefreut hat uns der Auftrag für den Umbau der Kirche Windisch. Diese Arbeiten schenkten uns eine Verbindung zur Kirche, die früher an der Tagesordnung war und heute seltener wird. Herzlichen Dank für das Vertrauen.

Markus Bacher
Pfarreirat,
Villnachern

An der Kirche von morgen bauen

Mein Engagement ergab sich aus einer persönlichen Beziehung zum damaligen Diakon Isidor Hodel. Ich wurde angefragt, als Lektor zu lesen. Warum nicht Neues lernen? Dann die Anfrage, im Pfarreirat mitzumachen. Die Motivation war und ist, die praktische Umsetzung des Glaubens zu leben. Solche Ämter sind ein Dienst an der Gemeinschaft, etwas zu verändern, auszubauen, zu erhalten. Die Kirchengemeinschaft vor Ort ist für mich eine Bereicherung. Sie ermöglicht den Austausch, auch mit anderen Konfessionen.

Mein Vater stand ein für die gesellschaftliche Anerkennung der Katholiken in Brugg

Die Familie Brentano stammt aus der Region Comersee, sie waren habsburgtreue Adelige. Als sie verarmten, wanderten sie aus. Ein Urahne, Domenico Brentano, gelangte 1680 nach Laufenburg. Sie standen aufseiten der katholischen Habsburger gegen die protestantischen Schweden. Als Belohnung für diese Unterstützung erhielten meine Vorfahren von Maria Theresia das Salzregal zugesprochen. Damit ging es ihnen recht gut. Einige Brentanos schlugen die geistliche Laufbahn ein. Pfarrer Nepomuk Brentano gründete in Gansingen die erste Mädchenschule der Schweiz.

Mein Grossvater hatte seine Ingenieurausbildung bei der Lokomotivfabrik Sulzer in Winterthur absolviert und kam um 1880 als Direktor zur Giesserei Müller & Co. nach Brugg. Damals gab es kaum Katholiken in Brugg. Mein Grossvater sang aber sehr gerne und hatte auch eine schöne Stimme. Um im Männerchor Frohsinn mitzumachen, musste er fast seinen Glauben verleugnen. Seinen 1905 geborenen Sohn Max Brentano schickte er nach Einsiedeln ins Gymnasium.

Mein Vater studierte Pharmazie an der ETH Zürich und eröffnete 1935 die dritte Apotheke in Brugg. Es gab weitere Katholiken, mit denen er in regem Kontakt stand: z. B. die Familie Ledergerber und Casimir Willi, der Frauenarzt. Sie tauschten sich aus und engagierten sich sehr in der Kirche.

Mein Vater stand zu seinem Glauben, er war Mitbegründer der Katholisch-Konservativen Partei in Brugg. Er war auch Mitglied des Kirchenvereins. Neben dem Pfarrer gab es drei Mitglieder: Max Mühlebach, Hans Wattenhofer und meinen Vater. Sie waren die Privatbesitzer des Kirchengebäudes, damit konnte dieses nicht enteignet werden. Die Kirche gehörte nicht etwa der Kirchgemeinde.

Aus dieser engen Verbindung heraus ergab es sich, dass die Pfarrherren bei uns ein und aus gingen. Um diesen katholischen Zirkel entstand ein Kegelklub, Josef Mühlefluh, der Verwalter von Königsfelden, war auch dabei. Jeweils am Mittwochabend kegelten sie im Roten Haus. Ich erinnere mich gut daran, da ich als Bub die Kegel stellte. Mit zwölf Jahren schickte mich der Vater nach Engelberg zu den Benediktinern.

Max Brentano
ehemaliger CVP-Grossrat und Einwohnerrat, Apotheker, Brugg

Mein Vater prägte die katholische Entwicklung in Brugg. Ich erinnere mich, dass er und andere nach Österreich fuhren und eine Nikolaus-Statue suchten. Sie fanden aber keine und kauften dafür eine Bischofsstatue, bei welcher noch der Stab ergänzt werden musste.

Mein Vater war aktiv im Schulwesen. 1962 war er der erste katholische Präsident in der Schulpflege – das sollte damals etwas heissen. Er schaffte es, Guido Suter als ersten katholischen Lehrer an die Bezirksschule Brugg zu holen. Das war Ende der 1960er-Jahre. – Heute sieht man keine Unterschiede mehr zwischen reformiert und katholisch. Mehr denn je muss man aber das christliche Gedankengut aufrechterhalten. Als Gesellschaft brauchen wir ein christliches Fundament mit moralischen Grundsätzen – dazu stehe ich.

Margrith und Mario Marchiondi
Elektro-Ingenieur, Schinznach-Bad

Nach der Kirche kam das Vergnügen

Beim Stöbern in meinen Jugendfotos entdeckte ich ein Lagerfoto (Galmihornhütte) von 1952 mit Vikar Studer und Margrit Fuchs als Köchin. Während meiner Zeit in der Jungwacht und als Jungwachtleiter waren die anschliessenden Aktivitäten mit meinen Kollegen nach dem obligatorischen Kirchgang und Religionsunterricht beinahe «heilig». Das «Töggelen» im Jungwachtlokal hinter der Apotheke Tschupp und später beim Kegeln im Roten Haus, bis zum Anfang meiner Lehrzeit, bleiben mir in bester Erinnerung.

Denis Bron
Präsident Kirchenpflege, Reformierte Kirchgemeinde Bözberg-Mönthal

Gemeinsamer Auftrag an die Gesellschaft

Das Zitat der Politikerin Katrin Göring-Eckard «Wir müssen wieder klarer sagen, dass wir als Christen etwas anbieten können, was keine andere Gruppe sonst bietet, sonst entscheiden sich die Leute einfach nur zwischen Tanzstunden, Sportverein und Kirche» widerspiegelt den heutigen Zeitgeist. Reformierte und Katholiken haben viele Gemeinsamkeiten: Neben dem Fundament der Bibel und dem persönlichen Glauben stellen die gemeinsamen Stärken die Basis für unseren Auftrag an die Gesellschaft: Gott den Menschen näherzubringen.

Ein Dach für Brugg und Windisch

Als Präsidentin des Müttervereins Brugg und Gründungsmitglied in Windisch besass meine Mutter Anna Knecht eine starke Bindung zu beiden Pfarreien. Meine Mitgliedschaft in Jungwacht und Jungmannschaft (Lokal Stapferstrasse) führte zu Teilnahmen an der Pfarreifasnacht im Roten Haus (siehe Bild) und ergab bis heute gepflegte Freundschaften. Mein Wunsch: stärkere Zusammenarbeit von Brugg und Windisch in allen Bereichen. Nur dies gewährleistet eine langfristig nachhaltige, regionale Entwicklung.

Peter Knecht-Haefeli
Bauingenieur HTL/STV, Wohlen, im Bild von 1960 vorne in der Mitte

Max Riner
Divisionär, Kdt F Div 5, aD, Schinznach-Dorf

Der Pfarrer fuhr wie ein Räuber

Unter Pfarrer Reinle war Brugg das Zentrum. Mit Pfarrer Fischer verbindet mich die Erinnerung, dass er der Erste war, der in die Dörfer ging und dass ich ihn x-mal als Ministrant in seinem DKW nach Schinznach-Dorf begleitete, wo er im alten Schulhaus und in der Badkapelle die Messe las. Er fuhr wie ein Räuber. Jungwacht und Ministrantendienst waren damals ein Magnet für die Jungen. Dank dieser Tätigkeit lernte ich Latein. Dies legte den Grundstein für mein kulturelles und geschichtliches Interesse.

Erst in den Sechzigerjahren kam der erste katholische Lehrer an die Bezirksschule

1949 kam ich in Brugg zur Welt, die Familie stammte aus dem luzernischen Aesch. Seit vierzig Jahren bin ich Brugger Ortsbürger. Ich erinnere mich an meine Schulzeit und dass wir als Katholiken gelitten hatten. Wir waren 1956 3 oder 4 Katholiken und 25 Protestanten in der ersten Klasse. Mein Mittelstufen-Lehrer gehörte dem Freisinn an und wir waren für ihn die «Schwarzkatholiken», da mein Vater Mitglied der Katholisch-Konservativen Volkspartei war. Dieser Lehrer war nicht gut auf mich zu sprechen.

Es ist schwierig, sich die Abneigung jener Zeit vorzustellen. Als es zum Beispiel darum ging, den ersten katholischen Lehrer an der Bezirksschule Brugg anzustellen, meinte der damalige Schulpflegepräsident, man könne Guido Suter unmöglich wählen, der sei ja katholisch. So waren damals die Verhältnisse. Guido Suter wurde dennoch gewählt, er war Brugger, aufgewachsen in der Hofstatt. Später amtete er als Präsident der Kirchenpflege. Heute gibt es durch die Zuwanderung in Brugg fast gleich viele Katholiken wie Reformierte.

Max Zeier
Präsident BWZ, Berufs- und Weiterbildungszentrum Brugg, Stiftungsrat Technopark Brugg, ehemaliger Jungwachtführer, Brugg

Als junger Mann trat ich der CVP bei. Nie würde ich aus der Partei oder der Kirche austreten, obwohl ich vom Gedankengut eher zum Freisinnigen passte. Doch hier in Brugg war es damals einfach undenkbar, sich als Katholik dem Freisinn anzuschliessen. Wer hier nicht aufgewachsen ist, versteht das nicht.

Ich erlebte eine wunderbare Jugendzeit, vor allem auch mit der Jungwacht. Das führte zu einer grossen Verwurzelung mit dieser Region. Als Katholik ging man zur Jungwacht, als Reformierter war man in der Pfadi, dann gab es den Turnverein und den Fussballklub. Man konnte nur an einem Ort richtig mitmachen. In der Jungwacht gab es wöchentliche Gruppenstunden, einmal im Monat einen Scharanlass, dazu kamen die Lager. Das ergab eine grosse Gemeinschaft – bis heute.

Als meine Kinder ins Jungwachtalter kamen, existierte diese in Brugg nicht mehr. Doch als Brugger ging man nicht nach Windisch! So schlossen sie sich der Pfadi an.

Vorher war es eine Pfarrei für den ganzen Bezirk und es gab eine Jungwacht im ganzen Bezirk. Wir waren bis zu 120 Knaben in einem Sommerlager. Mit 16 Jahren durfte ich als Führer und Materialchef beim Oberkriegskommissariat der Armee Material bestellen und den Bahntransport ins Lager organisieren. Jung übernahmen wir Verantwortung; es war eine schöne und prägende Zeit, die mir viel gebracht hat. Mit Vikar Guido Schüepp erlebten wir Unglaubliches. So erinnere ich mich, dass wir im «Unghür-Hüttli» im Bruggerwald zusammen um den Tisch sassen und gemeinsam Gottesdienst feierten. Er predigte nicht, sondern wir sprachen und diskutierten miteinander. Ich vergesse nie, wie ein Jungwächter ihn fragte, wie es sei mit der Sonntagspflicht, ob man wirklich jeden Sonntag in die Kirche gehen müsse. Da gab er uns zur Antwort: «Grundsätzlich schon, aber wenn ihr nicht wollt, dann müsst ihr nicht gehen, denn es bringt euch nichts.» Es ging nicht ums zwanghafte Festhalten, sondern es sollte von innen heraus kommen. Das war in den 1960er-Jahren!

Martin Wehrli
ehemaliger Präsident Kirchenpflege und Stadtrat, Brugg

Unvergessliche Bau-Auflagen in Schinznach

Eine Episode, die ich nie vergesse, geschah anlässlich der Eingabe des Baugesuchs in Schinznach-Dorf. Der Gemeindeammann beschied mir, es gebe Auflagen. Eine hiess: keine Fasnacht. Die zweite: eine sehr restriktive Läutebewilligung. Als nun in Schinznach-Dorf das Jugendfest stattfand, hätten wir läuten sollen. Doch das verstiess gegen die Ordnung! Da erhielten wir eine Ausnahmebewilligung. So langsam fand man sich gegenseitig. Man ist sich bewusst, dass man aufeinander Rücksicht nimmt.

Cédric Kaiser
Effingerhof AG, Druckerei, Verlag, Werbung, Brugg

Verankert in der Geschichte der Region

Die Effingerhof AG ist ein in der Region stark verankertes Unternehmen mit einer über 150-jährigen Tradition als Buchdruckerei. Wir produzieren mehrere Bücher im Jahr, gerade auch im historischen Bereich. Dies ist neben dem Zeitungsverlag ein wichtiges Standbein unserer Firma. Aufgrund des eigenen Traditionsbewusstseins bedeutet uns Geschichte viel und es ist für uns eine Ehrensache und mir persönlich ein Anliegen, dass wir die Herstellung und den Vertrieb dieses Buches betreuen und begleiten durften.

Aargauhotels.ch
Samuel Meier, Laura Schmid, Schlossrestaurant Habsburg

Ort der Erinnerungen und Feste

Die Habsburg ist ein Ort der Geschichte und für viele mit persönlichen Erinnerungen verbunden. Bekannte erzählen, dass sie alle Familienfeste hier gefeiert hatten. Taufe, Erstkommunion, Firmung und Hochzeit sind besondere Zäsuren im Leben. Viele Gäste feiern diese Anlässe bei uns im Schlossrestaurant Habsburg. Die Kirchgemeinde Brugg wählte diesen Ort zu einem besonderen Weiterbildungsanlass des Personals: Der Kommandant der Schweizergarde, Elmar Mäder, war als Referent hoch begeistert von der Habsburg.

Miriam Kälin
Geschäftsführerin Gruppenreisen Eurobus, Windisch

Gemeinsam unterwegs sein

Wir haben eine lange Tradition der Zusammenarbeit mit der Kirchgemeinde und führen mit der Kirchenpflege und in der Pfarrei Gruppenreisen durch. Es ist mir ein persönliches Anliegen, unsere Erfahrungen einzubringen und zusammen Ideen umzusetzen. Wer im Bus eine Reise unternimmt, erlebt Gemeinschaft. In die gleiche Richtung zu fahren, dasselbe Tempo und Ziel zu haben: Zum Teil entstehen aus Reisebekanntschaften neue Freundschaften. Menschen zusammenführen, Teamgeist fördern, das ergibt sich auch bei Firmenreisen.

Werner Müller
Rot-Kreuz-Delegierter in Afrika, ehemaliger Scharführer, Steinerberg SZ

Jungwacht mit Ausstrahlung

Ich wurde 1944 in die Jungwacht aufgenommen und engagierte mich bis 1961. So wie der Pfarrer Hausbesuche machte, ging ich zur Rekrutierung von Haus zu Haus. Die Jungwacht führte zu einer Zusammengehörigkeit in der ganzen Region. Wir leisteten damit Gemeindeaufbauarbeit. In den Dörfern fanden Gruppenstunden zu Hause bei den Eltern statt. Sogar Turgemer kamen einige Jahre zu uns ins Lager. Damals gab es ja kein Fernsehen und all diese Angebote wie heute. Das, was wir angeboten hatten, entsprang einem echten Bedürfnis.

Monika Merki Frey
Gesundheitsökonomin, Hausen

Jugendanekdote in Windisch

... und dann warfen die reformierten Schüler unsere Schulsäcke ins Süssbachbett und prügelten uns auf der Wiese, wo heute die katholische Kirche steht. Die Flucht gelang uns zwei katholischen Mädchen dieser 32er-Drittklasse oft in die Apotheke des katholischen Karl Lauper. Das alles nur, weil wir an Feiertagen, wie Fronleichnam, im reformierten Windisch nicht in die Schule mussten. Die Konfession war Anfang der 1960-Jahre über alles entscheidend. – Und heute bin ich glücklich mit einem Reformierten verheiratet.

Franz Xaver Amrein
Pfarrer in Windisch 1994 bis 2011, Zufikon

Erfahrungen weitertragen

Wenn ein neuer Lebensabschnitt beginnt, kommst du mit Lebens- und Berufserfahrungen. Wenn du weitergehst, nimmst du neue Erfahrungen mit. Ich hatte das Glück, zwei ermutigende Erfahrungen als Vikar zu machen (1973–1977 in Bern und 1977–1982 in Basel) vor der Herausforderung, Pfarrer zu werden im Pfarreienverband Zurzach. Zwölf Jahre Pfarrer in Schneisingen – zeitweise auch in Wislikofen und Kaiserstuhl: Das war eine reiche und anspruchsvolle Zeit, in der ich viel für später lernte. Der «Gump» in die Pfarrei Windisch war ebenso gross wie der «Gump» aus der Vikariatszeit in die erste Stelle mit Pfarrverantwortung. Diese Jahre waren geprägt von viel Arbeit, Anforderungen – manchmal auch Überforderungen – und einem wunderbaren und stets wachsenden Beziehungsnetz. Einige prägende Ereignisse und Erfahrungen möchte ich herausheben: Die Renovation der Marienkirche. Die Zusammenarbeit in einem grossen, sich immer wieder verändernden Team. Die zehnjährige freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem Italienermissionar Don Luigi D'Errico und seiner Crew. Die jährlichen Pfarreireisen. Die Schaffung der Stelle der kirchlichen Sozialarbeit. Die Weihe von zwei Priestern durch Bischof Otto Wüst in der Marienkirche. Die 40-Jahr-Jubiläen der Marien- und der Pauluskirche. Das eindrückliche Abschiedsfest in Windisch und im Birrfeld im 2011. Jetzt bin ich bereits fünf Jahre Pfarradministrator in Zufikon im Pastoralraum Bremgarten-Reusstal und profitiere von den Erfahrungen in Windisch.

Berufsbegleitende Ausbildung

Brigitta Minich
Pastoralassistentin, Ansprechperson Kirchenzentrum Schinznach

Die Kirchgemeinde Brugg wird vom Bistum als Ausbildungspfarrei bezeichnet. Nach ihrem Studium werden die Studienabgänger für die Berufseinführung hier professionell begleitet. Das sind Pastoralassistenten/Pastoralassistentinnen oder Religionspädagogen. Wichtig für meinen Werdegang war, dass die Kirchgemeinde sehr grosszügig mein Pensum den jeweiligen beruflichen und familiären Bedürfnissen anpasste. Als Praktikantin auf dem dritten Bildungsweg 2003 kam ich in die Kirchgemeinde Brugg. Nach kurzer Zeit übernahm ich die Verantwortung für die Koordination der Seelsorgestelle Brugg-Nord. Dass im Reich Gottes alles möglich ist, zeigt folgende Anekdote: In jener Zeit begleitete ich mit Pfarrer Rudolf Hofer einen Priesteramtskandidaten in seiner Berufseinführung; dies noch vor meinem Studienabschluss, ausgestattet mit einer Missio des Bistums.

Vernetzung im Bistum Basel

Veronika Werder
Pastoralassistentin, Ansprechperson Kirchenzentrum Windisch

Noch bis Ende 2016 bin ich in einem Baucontainer stationiert. Es wird saniert, renoviert, umgebaut und verschönert, nicht nur das Pfarrhaus, sondern auch die Strukturen der Kirche: von der Pfarrei zum Pastoralraum!
Durch die Mitarbeit in den verschiedenen ausserpfarreilichen Gremien bleibe ich am Puls der Zeit und bekomme wertvolle Impulse für die Arbeit in der Kirchgemeinde. So engagiere ich mich als Co-Dekanatsleiterin, als Mitglied der Liturgischen Kommission des Bistums und als Leiterin der Fachgruppe Kirche im Aargauischen Katholischen Frauenbund. Die Ökumene ist mir ein grosses Anliegen. Ich schätze die Zusammenarbeit mit den reformierten Kollegen und Kolleginnen sehr und erlebe sie auf allen Gebieten bereichernd.

Diakonie als Grundauftrag der Kirche

Iris Bäriswyl
Leiterin Fachbereich Soziales, Pastoralraum

Bereits Ende der 1990er-Jahre befasste sich eine Arbeitsgruppe mit grossem Engagement mit dem Thema Diakonie in der Kirchgemeinde. Die Idee eines kirchlichen Sozialdienstes kam auf und wurde im Dezember 2003 von der Kirchgemeinde für zunächst drei Jahre bewilligt. Damals existierten nicht mal eine Handvoll kirchliche Sozialdienste im Kanton Aargau. Im November 2004 war mein erster Arbeitstag, das Büro im altehrwürdigen Laubsägelihuus. Die Aufbauarbeit war nicht immer einfach. Nicht alle sahen die Notwendigkeit in der Diakonie. Umso mehr freut es mich, dass wir zwölf Jahre später einen weiteren Schritt machen konnten, nämlich die Stärkung der Diakonie im Pastoralraum mit dem Aufbau des Kirchlichen Regionalen Sozialdienstes, *KRSD*, in Zusammenarbeit mit der Caritas Aargau. Sie dient dem Grundauftrag der Kirche: dem Dienst am Nächsten.

Lachen, singen, gemeinsam feiern und essen

Maria Wernli
Leiterin einer philippinischen Gruppe, Brugg

Wir treffen uns jeden ersten Mittwoch im Monat in der Kirche St. Nikolaus. Dass wir mindestens einmal im Monat einen Gottesdienst mit einem philippinischen Pfarrer feiern, ist wichtig. Die Messe und Predigt in unserer Sprache zu hören, berührt uns anders. Wir lachen auch viel während des Gottesdienstes. Am Nikolaustag, dem Patrozinium, feiern wir mit den Schweizern zusammen. Wir schätzen diese Begegnung, wir kochen und essen zusammen. Die Jesusmutter ist unsere Patronin. Bei uns ist es so: Wenn ein Kind etwas möchte, so fragt es seine Mutter. So ist das auch im Glauben. Man betet zur Mutter Maria. Wenn die Mutter etwas sagt, kann der Sohn nicht Nein sagen.

Der Glaube bringt Kulturen zusammen

Miljana Zefaj
Leiterin einer albanischen Gruppe, Lektorin, Birr

Die Pauluskirche in Birr ist meine Heimat. Hier besuchte ich von Anfang an die Gottesdienste, hier war ich Ministrantin, sang im Chor, war Oberministrantin, Lektorin. Die Kirche ist klein, gut und es blüht hier.
Wenn ich heute die Kirche betrete, geht ein Film ab. Es erinnert mich an meine Lebensabschnitte, seit ich mit zehn Jahren in die Schweiz kam. Ich kenne beide Kulturen und bin mehr Schweizerin als Kosovarin. Wenn ich mit und aus der Seele reden will, spreche ich deutsch. An der Langen Nacht der Kirchen waren wir Albaner dabei, ich hatte ein Theaterstück «Mutter Theresa» einstudiert, am Jubiläumsanlass der Pauluskirche sangen wir zwei albanische Lieder. Dass wir gefragt werden mitzumachen, ist einfach schön. Man fühlt sich als eine Gemeinschaft in der Kirche! Unabhängig, welche Sprache man spricht, woher man kommt, man ist eins. Das braucht der Mensch, um Kraft zu schöpfen und sich wohlzufühlen.

Ein Geben und Nehmen

Teresa Salerno
Präsidentin Consiglio Pastorale MCI, Birr

Lange war ich sozusagen «Dienstleistungsnehmerin» der Missione Cattolica und der Pfarrei. Bei schwierigen Situationen erfuhr unsere Familie Unterstützung und persönliche Nähe. Unter Don Luigi gab es eine sehr lebendige Jugendarbeit mit Jugendlagern, den Campo Scuola. Da durfte ich in der Küchenmannschaft mithelfen, zudem beteiligte ich mich in der Liturgiegruppe der Missione im Birrfeld; dabei lernte ich viel über Theologie. Nach dem Weggang von Don Luigi wollte ich etwas zurückgeben. Seither engagiere ich mich im Consiglio Pastorale, dem Pfarreirat der Missione Cattolica Italiana, MCI. Die Freiwilligenarbeit ist mir wichtig, auch wenn sie viel Zeit kostet und intensiv ist. Die Kontakte, vor allem auch die Seniorenbetreuung, geben einem viel: Es ist ein Nehmen und Geben. In der Missione fühle ich mich zu Hause, auch wenn ich seit vierzig Jahren hier lebe.

Private Sponsoren

Bacher Markus, Villnachern
Bächli Stefan, Hausen
Baschnagel Peter, Windisch
Dr. Brentano Max, Brugg, *Förderer*
Egli Dieter, Windisch
Haefeli Christoph, Windisch
Hänggli Urs und Lisbeth, Brugg
Hediger Robert, Hausen
Hofer Erwin, Kriens
Hutter Markus, Windisch
Irniger Stefan und Monika, Hausen
Knecht Peter, Wohlen
Knecht Wilhelm und Elisabeth, Habsburg
Merki Frey Monika, Hausen
Marchiondi Mario und Margrith, Schinznach-Bad
Müller Werner, Steinerberg, *Förderer*
Neff Franz, Brugg
Neuhaus Peter, Laufenburg
Passardi Luciano und Silvia, Hausen
Ramel Josef, Villnachern
Riner Max, Schinznach-Dorf
Rüegger Eugenio, Engelberg
Schilling Hans und Monika, Brugg
Siegenthaler Fredy, Brugg
Dr. med. Thür Christoph, Rüti
Tognola Carlo und Gaby, Windisch
Dr. Tschupp Hans und Lucia, Brugg, *Förderer*
Dr. phil. Vögtli Martin und Ruth, Riniken
Weber Kurt und Margrit, Windisch
Wehrli Martin, Brugg
Wipfli Heinz und Antoinette, Windisch
Wittweiler Hedy, Wettingen
Dr. phil. Zihlmann René, Zürich

Unternehmen und Institutionen

Aargauhotels AG, Oberentfelden
Biland Markus AG, Birmenstorf
Blueme Kari AG, Bözberg
Boutellier AG, Uhren & Schmuck, Brugg
btc.jost AG, Business-Telecommunication, Dättwil
Büpa AG Büro- + Papeterie-fachgeschäft, Brugg
BWZ Berufs- und Weiter-bildungszentrum, Brugg, *Förderer*
Elco AG, Brugg
Eurobus AG, Windsch
Effingerhof AG, Druckerei, Verlag, Werbung, Brugg
Haefeli Marcel, Malergeschäft, Brugg
Herzog Kerzen AG, Sursee
Hirt Accogli AG, Haustechnik, Brugg
Kern Elektro AG, Brugg
Kocher Heizungen AG, Brugg
Liechti Graf und Zumsteg Architekten AG, Brugg
Lovino Elektro GmbH, Windisch
L'Ulivo, Restaurant, Brugg
Märki Sanitär Heizungen AG, Brugg
Mathis Orgelbau AG, Näfels
Moser Optik AG, Brugg
Muff Kirchturmtechnik AG, Triengen
Müller Metallbau AG, Riniken
NAB Neue Aargauer Bank, Aarau und Brugg, *Gönner*
Nüssli AG, Druckerei, Mellingen
Pompa Biagio, Orthopädie & Rehatechnik, Hausen, *Gönner*
Reformierte Kirchgemeinde Bözberg-Mönthal, Bözberg
Schäpper Plattenbeläge AG, Riniken
Treier AG, Bauunternehmung, Schinznach-Dorf
Valetti AG, Bauunternehmung, Windisch
Wittwer Engineering GmbH, Brugg

Unterstützung

Amrein Franz Xaver, Bremgarten AG
Dr. Berz Fabian, Bistum Basel
Bieger Paul, Brugg
Czech-Fink Gosia, Riniken
Fuchs Daniel, Riniken
Gessler Max, Brugg
Heierli Katharina, Riniken
Käch Hans, Brugg
Lang Paul, Zürich
Leoni Bruno, Brugg
Lüond Karl, Winterthur
Peter Bitschnau Martina, Windisch
Dr. Postner Regina, Wauwil
Schneider Silvia, Lenzburg
Seiler Susanne, Riniken
Sessa Nicola, Hausen
Spicher Ruedi, Brugg
Tanner Rolf, Zollikerberg
Widmer-Suter Erika, Hausen
Wood-Kamber Vreni, Riniken

Leitung des Dekanates

Dekanat Regensberg [1]

Leonz Widmer	Dekan, Pfarr-Resignat (bis 1898 Pfarrer in Fislisbach)	1894 – 1900
Franz Xaver Schürmann	Dekan, Pfarrer in Kirchdorf	1901 – 1908
Albert Karli	Dekan, Pfarrer in Baden	1909 – 1923
Julius Waldesbühl	Dekan, Pfarrer in Wettingen	1924 – 1929

Dekanat Baden [2]

Julius Waldesbühl	Dekan, Pfarrer in Wettingen	1930 – 1930
Burkard Senn	Dekan, Pfarrer in Rohrdorf, ab 1949 Pfarrer in Mellingen	1931 – 1952
Otto Schnetzler	Dekan, Pfarrer in Wettingen	1953 – 1958
Joseph Jetzer	Dekan, Pfarrer in Kirchdorf	1959 – 1967
Alfred Sohm	Dekan, Pfarrer in Baden	1967 – 1974

Dekanat Brugg [3]

Eugen Vogel	Dekan, Pfarrer in Windisch	1974 – 1983
Karl Ries	Dekan, Pfarrer in Brugg	1984 – 1998
Jean-Paul Götschmann	Dekan, Pfarrer in Gebenstorf	1999 – 2004
Isidor Hodel	Co-Dekanatsleiter, Diakon in Schinznach-Dorf	2005 – 2008
Agnes Oeschger	Co-Dekanatsleiterin, Klinikseelsorgerin in Königsfelden	2005 – 2009
Franz Xaver Amrein	Zugeordneter Priester, Pfarrer in Windisch	2005 – 2011
Thomas Mauchle	Co-Dekanatsleiter, Pastoralassistent im Birrfeld	2009 – 2009
Veronika Werder	(Co-)Dekanatsleiterin, Pastoralassistentin in Windisch	2010 –

1 Das Dekanat Regensberg reichte ursprünglich von der Region Baden bis in die Gegend von Bülach und Kloten. In der Reformation gingen die zürcherischen Pfarreien dem Dekanat verloren. Die übrig gebliebenen aargauischen Pfarreien behielten die traditionelle Bezeichnung «Kapitel Regensberg» aber bis ins 20. Jahrhundert hinein bei.

2 1930 wurde der bisher vier Dekanate (Sis- und Frickgau, Mellingen, Bremgarten und Regensberg) umfassende Kanton Aargau reorganisiert in neu sechs Dekanate: Baden, Bremgarten, Frick, Muri, Wohlen und Zurzach.

3 Im Rahmen einer erneuten Reorganisation – der Aargau wurde nun in 10 Dekanate eingeteilt – wurde 1974 das Dekanat Brugg geschaffen.

4 Edwin Dubler blieb auch nach seinem Weggang aus Brugg Präsident des Kirchenvereins Brugg – bis zu seinem Tod am 20. April 1960. Im Jahr 1942 wurde ihm – wahrscheinlich in Zusammenhang mit seinem 20-jährigen Dienstjubiläum als Stadtpfarrer von Olten – der Ehrentitel eines «päpstlichen Geheimkämmerers» verliehen, sodass er sich fortan «Herr Prälat» nennen durfte.

Leitung des Pastoralraumes Region Brugg-Windisch ab 30.10.2016

Simon Meier, Pastoralraumleiter	30.10.2016
Pater Solomon Okezie Obasi, Leitender Priester	30.10.2016

Leitung der Pfarrei St. Nikolaus Brugg

Fridolin Umbricht	Pfarrer	1899 – 1902
Albert Hausheer	Pfarrer	1902 – 1911
Edwin Dubler[4]	Pfarrer	1911 – 1922
Gottfried Binder	Pfarrer	1922 – 1941
Hermann Reinle	Pfarrer	1941 – 1956
Albin Fischer	Pfarrer	1956 – 1959
Lorenz Schmidlin	Pfarrer	1959 – 1977
Kurt Bader	Pfarrer	1977 – 1982
Karl Ries	Pfarrer	1983 – 2000
Andreas Wagner	Pfarradministrator	2000 – 2003
Hedy Wittweiler	Koordinatorin	2000 – 2008
Franz Xaver Amrein	Pfarrverantwortlicher	2004 – 2005
Rudolf Hofer	Pfarradministrator	2005 – 2008
Doris Belser	Gemeindeleiterin	2008 – 2010
Rudolf Hofer	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2008 – 2010
Regina Postner	Gemeindeleiterin ad interim	2010 – 2013
Pater Peter Traub	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2010 – 2012
Reginald Ejikeme	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2012 – 2014
Simon Meier	Gemeindeleiter ad interim, ab 2016 Gemeindeleiter	2013 –
Amuluche Gregory Nnamani	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2014 – 2014
Ozioma Jude Nwachukwu	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2014 – 2015
Pater Solomon Okezie Obasi	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung, ab 30.10.2016 Leitender Priester	2015 – 2016

Vikare/Kapläne und Pastoralassistenten/Pastoralassistentinnen in der Pfarrei St. Nikolaus Brugg

Joseph Troxler	Vikar	1904 – 1906
Traugott Hard	Aushilfspriester	1916 – 1916
Fridolin Wettstein	Vikar	1916 – 1918
Kurt Michel[5]	Aushilfspriester	1917 – 1919
Oskar Schmid	Vikar	1919 – 1923
Bernhard Sprecher	Vikar	1923 – 1924
Josef Suter	Vikar	1924 – 1926
Arnold Bertola	Vikar	1926 – 1933
Joseph Lüthi	Vikar	1933 – 1936
Marin Andermatt	Vikar	1936 – 1941
Anton Hänggi	Vikar	1941 – 1944
Josef Rüttimann	Vikar	1944 – 1948
Adolf Studer	Vikar	1948 – 1953
Lorenz Schmidlin	Vikar	1953 – 1957
Andreas Keusch	Vikar	1955 – 1959
Albin Bossart	Vikar	1957 – 1962
Alois Keller	Vikar	1959 – 1962
Eugen Vogel	Pfarrvikar für das Gebiet von Windisch	1962 – 1965
Guido Schüepp	Vikar	1963 – 1967
Otto Wermelinger	Vikar	1965 – 1968
Hans Schärli	Vikar	1967 – 1971
Josef Kaufmann	Vikar	1970 – 1972
Thaddäus Bogucki	Kaplan	1972 – 1974
Hans Kopietz	Vikar	1975 – 1975
Niklaus Arnold	Vikar	1976 – 1981
André Duplain	Vikar	1981 – 1985
Albin Fischer	Aushilfspriester	1982 – 1985
Eugen Franz	Vikar	1986 – 1989
Marius Meier	Vikar	1989 – 1996
Sylvester Kwiatkowski	Pastoralassistent, ab 1997 Vikar	1996 – 1999
Thomas Sidler	Priesterlicher Mitarbeiter	2003–2004
Stephan Lauper	Pastoralassistent in Ausbildung	2009–2011
Brigitta Minich	Pastoralassistentin (in Ausbildung bis 2011)	2009[7] –
Dorothee Fischer	Pastoralassistentin	2014[7] –
Nicole Macchia	Pastoralassistentin in Ausbildung	2014[7] –

5 Kurt Michel war in Brugg nur aushilfsweise tätig. Er war dort nie offiziell «Vikar». Seine Aushilfen in Brugg könnten auch in Zusammenhang mit seiner Feldprediger-Tätigkeit gestanden haben. Ausserdem war Kurt Michels Mutter Klara Dubler eine Verwandte des Brugger Pfarrers Edwin Dubler.

6 Die Funktionsbezeichnung «Pastoralassistent» wurde erst ab ca. 1980 gebräuchlich.

Seelsorge-Stellenleitung/Ansprechperson Kirchenzentrum Brugg-Nord Riniken

Hans Egli	Laienseelsorger[6]	1972 – 1974
Josef Elser	Laienseelsorger	1974 – 1981
Jürg Fisler	Pastoralassistent	1981 – 1986
Max Vorburger	Pastoralassistent	1987 – 1988
Sr. Adelgard Zweifel	Pastoralassistentin	1988 – 1995
Ursula Kloth	Pastoralassistentin	1997 – 1999
Franziska Meier	Pastoralassistentin	1998 – 1999
Uta-Maria Köninger	Pastoralassistentin	2001–2005
Brigitta Minich	Koordinatorin	2005–2008
Tobias Häner	Pastoralassistent in Ausbildung, ab 2008 Mitarbeitender Priester	2006–2009
Stephan Lauper	Pastoralassistent in Ausbildung	2009–2011
Brigitta Minich	Pastoralassistentin	2011–2013
Simon Meier	Gemeindeleiter	2013–2015
Nicole Macchia	Pastoralassistentin in Ausbildung	2016[7]

Seelsorge-Stellenleitung/Ansprechperson Kirchenzentrum St. Franziskus Schinznach

Willi Zuber	Laienseelsorger, ab 1976 Diakon	1971 – 1979
Isidor Hodel	Diakon	1979 –2008
Brigitta Minich	Pastoralassistentin (in Ausbildung bis 2011)	2009[7]–

Leitung der Pfarrei St. Marien Windisch

Eugen Vogel	Pfarrer	1965 – 1992
Franz Xaver Amrein	Pfarrer	1994 –2011
Dorothee Fischer	Gemeindeleiterin ad interim	2011–2014
Pater Peter Traub	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2011–2012
Reginald Ejikeme	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2012–2014
Simon Meier	Gemeindeleiter ad interim, ab 2016 Gemeindeleiter	2014–
Amuluche Gregory Nnamani	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2014–2014
Ozioma Jude Nwachukwu	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung	2014–2015
Pater Solomon Okezie Obasi	Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung, ab 30.10.2016 Leitender Priester	2015–

7 Im Zusammenhang mit der Errichtung des Pastoralraumes wird das Seelsorgeteam der Pfarreien Brugg verstärkt zu einem Pastoralraumteam zusammengeführt. Dies äussert sich auch darin, dass die Anstellungsverträge der Seelsorgeteammitglieder auf die Einsatzbereitschaft im gesamten Pastoralraumgebiet ausgerichtet und dementsprechend von der Pfarrei weg, hin zum Pastoralraum ausgerichtet werden.

Vikare und Pastoralassistenten/Pastoralassistentinnen in der Pfarrei St. Marien Windisch

Eugen Stierli	Vikar	1965 – 1971
Ludwig Schwerzmann	Vikar	1971 – 1976
Urs Buser	Laienseelsorger	1971 – 1980
Helmut Sorgenfrei	Vikar	1976 – 1980
Walter Rieser	Vikar	1980 – 1986
Waldemar Cupa	Pastoralassistent	1980 – 1983
Karl Zimmermann	Pastoralassistent	1983 – 1984
Rolf Zimmermann	Pastoralassistent	1984 – 1987
Othmar Greber	Vikar	1986 – 1987
Josef Stübi	Pastoralassistent, ab 1988 Vikar	1987 – 1993
Michael Weisshar	Pastoralassistent	1988 – 1989
Edith Weisshar	Pastoralassistentin	1988 – 1989
Claudia Richter	Pastoralassistentin	1989 – 1992
Kurt Zemp	Pastoralassistent	1992 – 1996
Angelika Ernst	Pastoralassistentin	1996 – 1998
Barbara Huster	Pastoralassistentin	2000 – 2004
Marion Balling	Pastoralassistentin	2004 – 2006
Veronika Werder	Pastoralassistentin	2006 –
Dorothee Fischer	Pastoralassistentin	2010 – 2011
Reginald Ejikeme	Mitarbeitender Priester	2011 – 2012
Dorothee Fischer	Pastoralassistentin	2014 –
Nicole Macchia	Pastoralassistentin in Ausbildung	2014[7] –

Seelsorge-Stellenleitung/Ansprechperson Kirchenzentrum Paulus Birrfeld

René Merz	Laienseelsorger	1972 – 1978
Erwin Gut	Laienseelsorger	1977 – 1983
Rita Bausch	Pastoralassistentin	1983 – 1990
Sr. Susanne Schmidhauser	Pastoralassistentin	1993 – 1999
Andrea Wohland	Pastoralassistentin	2001 – 2003
Margrit Mascolo	Koordinatorin	2005 – 2006
Thomas Mauchle	Pastoralassistent	2006 – 2009
Dorothee Fischer	Pastoralassistentin	2010[7] –

Quelle Personenverzeichnis: Personalamt Bistum Basel

Feldprediger

Hermann Reinle	
Adolf Studer	
Andreas Keusch	
Eugen Stierli	
Urs Buser	
Karl Ries	

Missione Cattolica Italiana

Edoardo Borgialli	Missionar	1963 – 1996
Luigi D'Errico	Missionar	1996 – 2007
Johney Xavier	Missionar	2009 – 2009
Giuseppe Bressani	Missionar ad interim	2010 – 2011
Germano Foddai	Missionar	2011 – 2014
Dominique Roux de Lorcay	Missionar	2015 – 2015
Pater Emilio Bernardini	Missionar	2015 –

Kirchenräte der Römisch-Katholischen Kirche im Aargau

Sennhauser Albert	1948 – 1970
Mühlefluh Josef	1960 – 1970
Studiger Joseph	1970 – 1970
Müller Elisabeth	1979 – 1990
Vögtli Ruth	1991 – 1999
Cavelti Barbara (Präsidentin)	2001 – 2010
Mauchle Thomas	2008 – 2009
Humbel Luc (Präsident)	2010 –
Fischer Dorothee	2014 –

Synodale der Römisch-Katholischen Kirche im Aargau

Birri Ernst	1970 – 1978
Ramel Josef	1970 – 1978
Keller Alois	1972 – 1975
Buser Urs	1972 – 1978
Vogel Eugen	1972 – 1994
Schmidlin Lorenz	1972 – 1975
Brentano Max	1972 – 1975
Studiger Josef	1972 – 1975
Partriarca Aldo	1972 – 1975
Bösch Clemens	1972 – 1975
Müller Elisabeth	1972 – 1978
Karrer Annemarie	1972 – 1978
Bader Kurt	1977 – 1978
Vögtli Martin	1979 – 1990
Hollinger Franz	1981 – 1998
Cupa Waldemar	1983 – 1983
Knecht Willhelm	1983 – 1987
Lauper Emil	1983 – 1990
Hodel Isidor	1983 – 2002
Ries Karl	1983 – 2002
Looser Lore	1987 – 1990
Heierli Robert	1990 – 1998
Zünd Hans	1991 – 1994
Kuhnt Friedrich E.	1991 – 2006
Amrein Franz Xaver	1995 – 2006
Zimmermann Pia	1995 – 2006
Hänggli Lisbeth	1999 – 2006
Uebelmann Heidi	1999 – 2010
Pellegrino Colantoni Nadja	2003 – 2014
Schmidlin Marianne	2003 – 2014
Siegenthaler Fredi	2007 –
Lanz Alice	2007 – 2014
Wüest Josef	2011 – 2014
Nachbaur Roland	2015 –
Zurlo Tiziana	2015 –
Bauer-Brösamle Heike	2015 –
Darioli Christoph	2015 – 2016

Mitglieder der Kirchenpflege[8]

		Amtsantritt	Demission
Eiberle Emil, Brugg	**Präsident 1938–1947**	1938	1947
Ehret August, Brugg		1938	1947
Helbling Arnold, Brugg	**Präsident 1948–1959**	1938	1959
Franzen Willi, Brugg		1938	1947[9]
Vock August, Windisch		1938	1965
Müller Joseph, Windisch		1938	1965
Meier Erwin, Windisch		1948	?
Michel NN, Umiken		1948	?
Wiederkehr Beat, Brugg	Kirchengutsverwalter seit 1921	1938	1964
Wattenhofer Hans, Schinznach-Dorf		1960[10]	1970
Tschupp Manfred, Brugg		1960	1965
Bächli Arnold, Brugg,	**Präsident 1960–1963**	1960	1963
Ackermann Josef, Birr		1960	1975
Ackermann Jules, Brugg		1960	1961
Kamber Hans, Riniken		1961	1974
Studiger Josef, Hausen	**Präsident 1963–1970**	1963	1970
Ramel Josef, Villnachern	**Präsident 1971–1976**	1962	1976
Vogel Max, Brugg, Kirchengutsverwalter		1965	1970
Strebel Josef, Windisch		1966	1970
Meyer Martin, Windisch		1966	1971
Brunner Josef, Brugg		1966	1974
Strebel Josef, Windisch	Kirchengutsverwalter	1970	1974
Karrer Annemarie, Birr		1970	1971
Keller Hannes, Unterbözberg		1971	1974
Birri Ernst, Windisch		1971	1974
Späth Monika, Windisch		1972	1975
Neff Franz, Brugg		1974	1980
Welte Ferdinand, Unterbözberg		1974	1979
Gerber Heini, Windisch		1974	1979
Lehner Brigitta, Brugg		1974	
Irniger Stefan, Hausen		1975	1977
Wiesmann Ernst, Riniken	Kirchengutsverwalter	1975	1977
Müller Sigfried, Birr		1976	1981
Suter Guido, Brugg	**Präsident 1977–1987**	1977	1987
Jahn Irma, Brugg		1977	1980
Willi Jost, Hausen		1978	1988
Irniger Stefan, Hausen	Kirchengutsverwalter	1978	1984
Knecht Wilhelm, Habsburg		1980	1982
Jetzer Josef, Birrhard		1981	1986
Wehrli Martin, Brugg	**Präsident 1988–1994**	1981	1994

		Amtsantritt	Demission
Knecht Rudolf, Brugg		1981	1984
Kalt Walter, Windisch		1983	1986
Bigger Nora, Schinznach-Bad		1983	1988
Honegger Heinrich, Birr	**Präsident 1995–1998**	1984	1998
Sutter Hedwig, Brugg		1985	1987
Bucher Theo, Windisch		1987	1990
Zimmermann Hans-Ruedi, Schinznach-Dorf		1988	2001
Heierli Katharina, Riniken		1988	1998
Rüegg Jolanda, Brugg		1988	1992
Härdi Max, Hausen		1989	1996
Wüst Marcel, Lupfig		1991	1994
Himmelrich Urs, Brugg	**Präsident 1999–2006**	1993	2006
Wyss Alois, Brugg		1995	2002
Senn Pius, Remigen		1995	1997
Joho Karl, Windisch		1996	2002
Weber Kurt, Windisch		1997	2009
Kühne Barbara, Oberbözberg		1999	2004
Wernli Monika, Birr		1999	2006
Uebelhart Hans-Rudolf Veltheim	**Präsident 2007–2010**	2002	2014
Siegenthaler Fredy, Brugg		2003	
Wipfli Heinz, Windisch		2003	2006
Bannwart Gaby, Brugg		2005	2010
Hänggli Lisbeth, Brugg		2007	2012
Lanz Martin, Birrhard		2007	2008
Schilling Hans, Brugg		2007	
Meier Jürg, Rüfenach	**Präsident ab 2011**	2009	
Buman Josef, Windisch		2010	2014
Knecht Wilhelm, Habsburg		2010	2016
Probst René, Schinznach-Dorf		2012	2014
Grünenfelder Leo, Mülligen		2015	
Keller Regula, Brugg		2015	

8 Gewählte Mitglieder der Kirchenpflege ab 1960. Die Pfarrer sind von Amtes wegen dabei. Die Protokolle der Kirchenpflege und der Kirchgemeindeversammlungen aus den Jahren 1948 bis 1958 sind nicht mehr vorhanden. Daher ist die Liste unter Umständen nicht lückenlos.

9 Wiederwahl

10 Als Bisheriger gewählt

Abkürzungen:

AvKG: Archivverzeichnis Kirchgemeinde Brugg, u. a. mit den Beständen des Archivs der Kirchgemeinde Brugg und des Archivs der Pfarrei St. Nikolaus und der Pfarrei St. Marien
AvFV: Archiv Frauenverein Brugg, im unteren Pfarrsaal
AZ: Aargauer Zeitung
AV: Aargauer Volksblatt
BgNbl: Brugger Neujahrsblätter
BT: Brugger Tagblatt
StAAg: Staatsarchiv Aargau
StABg: Stadtarchiv Brugg
BiASo: Bischöfliches Archiv Solothurn

Literatur:

Altermatt Urs. Katholizismus und Moderne. Zürich 1989.
Banholzer Max. Geschichte der Stadt Brugg im 15. und 16. Jahrhundert, Aarau 1961.
Banholzer Max, Birri Ernst, Helbling Willy, Lanners Edi, Malin Georg, Schmidlin Lorenz. Die Marienkirche in Windisch. In: Brugger Neujahrsblätter 1966, S. 30–53.
Baumann Max. Geschichte von Windisch, Vom Mittelalter zur Neuzeit. Windisch 1983.
Brentini Fabrizio. Bauen für die Kirche, Katholischer Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in der Schweiz. Luzern 1994.
Fink Urban. Schweizer Katholizismus in Bewegung. 150 Jahre Inländische Mission. Zug 2013.
Fink Urban, Zihlmann René, Borter Alfred, Stierlin Max. Katholiken im Kanton Zürich, eingewandert, anerkannt, gefordert. Zürich 2015.
Höchli-Zen Ruffinen Anne Marie. Geschichte und Gegenwart des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes, SKF. In: Zwischen Macht und Dienst. Beiträge zur Geschichte und Gegenwart von Frauen im kirchlichen Leben der Schweiz. Bern, 1991.
Jäggi Gregor, Pater. Das Bistum Basel in seiner Geschichte, Die Moderne. Strassburg 2013.
Loser Friedli Gabriella. Oh, Gott! Kreuzweg Zölibat. Wörtherseh 2014.
Müller Andreas. Geschichte der politischen Presse im Aargau. Baden 2002.
Niederhäuser Peter. Von der Diaspora zur Ökumene, 150 Jahre Römisch-katholische Kirchgemeinde Winterthur. Zürich 2012.
Obrist Karl, Vögtli Martin. Geschichte der Gemeinde Riniken. Brugg 2003.
Reinle Hermann. Die katholische Pfarrkirche zu St. Niklaus in Brugg und ihre Renovation 1951/52. In: Brugger Neujahrsblätter 1953, S. 37–53.
Reinle Hermann. «Führung durch die neu renovierte Pfarrkirche Brugg». In: Renovation der Kirche zu St. Nikolaus in Brugg, Beilage Aargauer Volksblatt, 3.10.1953.
Siegenthaler Silvia. Religion im 19. und 20. Jahrhundert. In: Brugg erleben. Brugg 2006, S. 689–705.
Tanner Rolf. Margrit Fuchs. Buchveröffentlichung im 2017.
Wittweiler Hedy. Unterwegs mit Frauen – für Frauen. 100 Jahre Katholischer Frauenverein Brugg 1907–2007. In: Brugger Neujahrsblätter 118 (2008), S. 141–148.

Ungedruckte Quellen:

30 Jahre Jungwacht, Jubiläumsbroschüre. Archiv Kirchgemeinde (A. 22.01.0).
Brugger Neujahrsblätter. 1953, 1966, 1980
Hausheer Albert. Katholische Diaspora. O.J. Archiv Inländische Mission.
Jahresberichte der Inländischen Mission. Das Archiv der inländischen Mission wird ins Staatsarchiv Luzern überführt.
Pfarrblatt. Ab Jahrgang 1921.
Ramsperger Gebhard. Die Sodalin. Zürich 1944.
Kampagnenplakate Fastenopfer. Archiv Fastenopfer. Luzern.

Bildnachweis:

Archiv Fastenopfer, Luzern: **160, 161**

Archiv Pfarrei St. Marien Windisch, Fotoalben, ausser wenn anders angegeben: 109, **125 (Fotosammlung), 129** Nr. 2 und 3, **132** unten, **133** unten, **197, 204, 225** oben, **242** beide, **270** Taufnische

Archiv Pfarrei St. Nikolaus Brugg: **29** (A.1.0.01), **33** (A.1.0.51), **40** (A.1.0.51.3), **43** (Dossier Windisch), 53, **63 (Pfarrblatt 1956), 70-1 (Protokollbuch Männerverein), 70-2** (Prospekt Männerwoche A.1.0.95.5), **70-3** (Inserat Pfarrblatt, Nr. 37, 11. September 1953), **70-4** (Schema in A.22.5.8), **79 (Band im Archivbestand) 81** (A.1.0.95.4), **92–93** (A.22.06.9), **103** (Pfarrblatt 1924), **104** (Protokollbuch Männerverein), **105** (A.1.0.28), **113** (A.1.0.95.5, Volksmission), **114** (Pfarrblatt 1949), **178** (A.3.01.3)

Archiv Pfarrei St. Nikolaus Brugg, Fotosammlung: **10, 31, 34, 35, 37, 38, 41, 48, 49, 50, 51, 58** (Jungwachtalbum), **60, 61, 66** (Album Fasnacht 1963), **69, 73, 74, 75** («Firmung 1952»), **83** (K15, 67), **84** (Album Jungmannschaft), **85** (alle Bilder: Album Jungmannschaft), **87** (Album Jungmannschaft), **88, 89** (Jungwachtalbum 1951), **90** (Jungwachtalbum 1948), **94, 99, 111, 154, 159** (Couvert 20/1), **203, 222, 223, 248, 256** (Zeichnungsmappe mit Originalen), **260** (vier obere Bilder)

Archiv Kirchgemeinde Brugg: **258** (A.15.01.3), **260** unten (A.15.01.31), **261** Nr. 1–3 (A.15.01.33), **263 alle** (A.15.01.441), **268** Bergpredigt und Modellbild (Bildbestand), **269 alle** (Bildbestand)

Archiv Reformierte Kirchgemeinde Umiken: **211**

Baldinger Fuchs Astrid: 172, 218, **245, 267** Nr. 2, **271** beide, alle **Porträts** ab Seite 278 ausser 285 unten links, 295 unten links, und 297 rechte Spalte

Brugger Tagblatt: **107** (1945), **170 unten** (1973)

Brugger Neujahrsblätter: **261** Nr. 4 und oberes Kreuzwegbild (Jg. 1953); **265** (Jg. 1980)

Bundesamt für Landestopographie, swisstopo: Reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA160249). **Umschlag** Front (Siegfriedkarte 1904), Seite **25** (Siegfriedkarte 1880)

Czech-Fink Gosia, Riniken: **143, 156, 176, 186** Nr. 1–3, **187** Nr. 8, **188, 191, 192** beide, 201, **208, 221, 226**

Gemeindearchiv Riniken: **140** mitte und unten (D.011.304)

Gemeindearchiv Schinznach-Bad: **166**

gta-Archiv Zürich: **267** Nr. 1 und 3

Feuerwehr Brugg, Webportal: **247**

Fuchs Daniel, Riniken: **9, 100, 134** beide Bilder, **148, 149, 165, 171** unten, **185** beide, **243, 250**

Hannes Henz, Zürich: **236**, **249** rechts

Kirchenzentrum Brugg-Nord Riniken: **140** (Jubiläumsprospekt 10 Jahre Lee), 171 mitte (Prospekt Centro), **182** (Artikelsammlung)

Kirchenzentrum Paulus Birrfeld: **187** Nr. 5

Kirchenzentrum St. Franziskus Schinznach: **162** beide Bilder, **257** alle Bilder

Kirchenzentrum St. Marien Windisch, Sekretariat: **186** Nr. 4, **187** Nr. 6

Privatbesitz Baldinger Fuchs Astrid: **206**

Privatbesitz Bacher Markus, Villnachern: **187** Nr. 7 und Nr. 9, **190**

Privatbesitz Bausch Rita, Kreuzlingen: **214**

Privatbesitz Fischer Dorothee, Birr: **198**

Privatbesitz Hodel Isidor, Schinznach: 248, **275**

Privatbesitz Humbel Luc, Brugg: **8**

Privatbesitz Knecht Peter, Wohlen: **200**

Privatbesitz Knecht Olga, Windisch: **57**

Privatbesitz Leimgruber Stephan, Luzern: **120**

Privatbesitz Rudolf Max, Birmenstorf: **16, 17**

Privatbesitz Sterkmann Christoph: 277

Privatbesitz Spicher Ruedi, Brugg: **86** (Jubiläumsordner Kolping)

Privatbesitz Sonderegger Gerda, Remigen: **254, 255 alle**

Privatbesitz Strebel Rita, Brugg: **209, 234**

Privatbesitz Tanner, Rolf: **203** unten
Privatbesitz Vogel Eugen, Hausen, Diasammlung und Fotoalben: **127, 128** alle Bilder, **130** beide Bilder, **132** obere zwei Bilder, **133** oben, **146, 147, 151, 153, 154** links, **155, 158, 167** beide, **181** beide, 210, **217, 225 unten**, **270** Tauffenster
Privatbesitz Leoni Bruno, Lauffohr: **170**
Privatbesitz Sessa Nicola, Hausen: **165** oben, **168** (Gruppenfoto Centro)
Privatbesitz Salerno Teresa: **246** beide (Arcobaleno)
Privatbesitz Vögtli Ruth und Martin, Riniken: **139, 174, 196**
Privatbesitz Widmer-Suter Erika, Hausen: **78, 203** mitte, 228, 229, **230**
Rötheli René, Baden: **122, 129** Nr. 1, **268** Bild gewellte Rückwand, **270** Werktagskapelle
Sammlung Titus J. Meier, Brugg: **62** beide Postkarten, **64** Postkarte, **65** Postkarte, **108** beide Bilder, **116** Postkarte, **117**
Staatsarchiv Aargau: **13** (Kupferstich von Franz Hegi in: Neujahrsblatt der Aargauischen Jugend 1827), **19** (Kupferstich um 1820, GS 001348-1), **20** (Kupferstich um 1820, GS 1348-1), **21** (Kol. Aquatinta. Verlag Johann Heinrich Locher, Mitte 19. Jahrhundert, GS 000440-1), **23** (Aquatinta von Johann Baptist Isenring, um 1832, GS 00365-1)
Stadtarchiv Baden: **171** oben (Q-01-13718B, Werner Nefflen), **261** Kreuzwegbild unten (Q-01-6616.tif, Werner Nefflen)
Stadtarchiv Brugg: **68** (F002.1.1. Foto Armin Gessler, Brugg), **95** (F002.1.1), **112** (F002.2.67), 164
Seiler Susanne, Riniken: 54, **96, 118, 150, 194, 212, 220, 232, 252, 272**

Autorennachweis:

Astrid Baldinger Fuchs, geboren 1968. Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Zürich. Abschluss 1999/2000 mit Lizentiat. Mitautorin der Ortsgeschichte Baar, Stadtgeschichte Brugg, tätig als freiberufliche Historikerin.

Max Baumann, geboren 1941, Dr. phil., freiberuflicher Historiker in Stilli. Forschungsgebiete: Kantone Aargau und St. Gallen. Verfasser von Orts- und Regionalgeschichten u. a. Brugg, Windisch, Bözberg etc. Mitverfasser der St. Galler Kantonsgeschichte 2003. Fluss-gewerbe wie Fischerei, Fähren, Schiffstransporte auf Aare, Reuss, Limmat und Rhein.

Titus J. Meier, geboren 1981. Studium in Allgemeiner Geschichte an der Universität Zürich. Abschluss 2010 mit Lizentiat, aktuell laufendes Dissertationsprojekt. Unter anderem Autor zu lokalgeschichtlichen Themen. Tätig als Historiker und Lehrer.

[Einem Exkommunizierten gaben sie kein Geld]

Hans Kamber
Kirchenpfleger 1961–1973, Ressort Ausländerseelsorge

Die Tochter Vreni Wood-Kamber erzählt von ihrem Vater Hans Kamber (gest. 2005). Er engagierte sich zwölf Jahre in der Kirchenpflege Brugg, besonders in der Ausländerseelsorge.

1918 geboren, wuchs mein Vater Hans Kamber als Einzelkind und mit sechs Jahren als Halbwaise auf einem Berghof im Jura auf. Nach der Primarschule besuchte er das Kollegium in Altdorf. Mit 16 Jahren starb auch seine Mutter. Leider beharrte sein damaliger Beistand darauf, dass er die Matura nicht abschliessen durfte. Er musste den Bauernberuf erlernen, um später den elterlichen Hof zu bewirtschaften. So arbeitete er auf verschiedenen Betrieben, besuchte jeweils im Winter die Schulen und schloss schliesslich mit der Meisterprüfung ab. Er war ein innovativer Landwirt. Als er meine Mutter kennenlernte, die aus einer reformierten Familie stammte und die ihn offen aufnahm, wurde auch reformiert geheiratet und die vier Kinder reformiert getauft. Durch die Heirat wurde mein Vater exkommuniziert.

Geld gab es nur für Katholiken

Zurück auf dem Berghof in Mümliswil stand eine Sanierung des Stalles an. Mein Vater wandte sich für einen Kredit an die Bank im Dorf. Die Antwort damals: «Einem Exkommunizierten geben wir kein Geld.» Es war eine Zeit, als der Pfarrer noch Macht und Einfluss hatte: Von der Kanzel herunter entschied er,

ob die Bauern am Sonntag das Heu einbringen durften oder eben nicht.
Die Kränkung war gross. Gleichzeitig war meine Mutter im Sanatorium wegen Tuberkulose. Da ergriff mein Vater eine drastische Massnahme: Er brachte uns vier Kinder in die katholische Kirche in Langenbruck und liess uns alle umtaufen. Die Frau des Sigrists war Gotte für uns alle. Da der Schulweg nach Langenbruck für uns Kinder kürzer war, gingen wir dort zur Schule und nicht in Mümliswil.
Das Katholisch-Sein wurde meinem Vater aber wieder sehr wichtig. Er war darin aufgewachsen, die Zeit im Kollegi in Altdorf hatte ihn ebenso geprägt. Die katholische Prägung zeigte sich später, als er 1958 eine Anstellung bei der SAB, der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für das Berggebiet, in Brugg annahm. Er trat der CVP bei und nicht wie erwartet der BGB, der heutigen SVP. Bald engagierte er sich in der katholischen Kirche in der Kirchenpflege. Er sprach sehr gut Italienisch, dank dem Kollegi und den Gastarbeitern auf seinem Bauernhof.

Ein Kinderhort für die italienischen Kinder

Als in der Hochkonjunktur die Italiener in die Schweiz kamen, wollten sie keine Kirchensteuer zahlen. Das war nur mit einem Kirchenaustritt möglich und davon hätte man in der Heimat erfahren. Das wollte niemand.
Die Industrie brauchte die Fremdarbeiter, auch die Ehefrauen waren sehr willkommene Arbeitskräfte. Damit deren Kinder nicht in Italien bei den Grosseltern oder Tanten aufwachsen mussten, entschied die Kirchenpflege, einen Kinderhort einzurichten: Anfänglich eingangs Schinznach-Bad in einer alten Villa. Nebst der humanitären Geste war das auch eine Gegenleistung für die bezahlten Kirchensteuern der Italiener. Drei Ordensschwestern aus Italien betreuten den Kinderhort, ein italienischer Priester stand zur Verfügung.

Erster Kinderhort: Ordensschwestern betreuten die Kinder in der Villa Knoblauch in Schinznach-Bad.

Mein Vater setzte sich enorm für die italienische Bevölkerung ein. Er suchte den Kontakt zu den Industriefirmen, bei denen die Leute arbeiteten, und er forderte in den 1960er-Jahren einen Beitrag an die Kinderbetreuung. Mein Vater war in solchen Belangen sehr hartnäckig. Wenn er eine Absage erhielt, so ging er ein zweites und drittes Mal hin, bis er Erfolg hatte. Das wäre heute undenkbar.

Mein Vater brachte uns vier Kinder in die katholische Kirche von Langenbruck und taufte uns alle um.

Damals dachte man, dass die Kirche expandiere. Deshalb kaufte man Land in Lauffohr in der Meinung, dort müsse eine Kirche gebaut werden, ein neues Kirchenzentrum entstehen. So baute man auf diesem Grundstück das Centro: einen Versammlungsort für die Italiener mit einem Restaurant und den Kinderhort, welcher vorerst weiter von den Schwestern betreut wurde.
Wegen seiner beruflichen Erfahrung wurde mein Vater 1981 als Berater der Caritas für den Aufbau nach dem Erdbeben südlich von Neapel beigezogen. Lange Zeit war er auch Präsident der Missione Cattolica di Lingua Italiana.
Für seinen grossen Einsatz wurde er vom italienischen Staat mit dem Orden eines Cavaliere gewürdigt.

Gespräch aufgezeichnet und aufgeschrieben: Astrid Baldinger

[Wir wurden immer selbstständiger]

Katharina Heierli
Baukommission «Kirchliches Zentrum Lee»,
Pfarreirätin Brugg-Nord, Riniken,
Kirchenpflege 1989–1998

In Basel anno 1934 bin ich als drittes von sechs Kindern auf die Welt gekommen. Wir wohnten in der Stadt in der Nähe des Bahnhofs in einem Haus an der Gartenstrasse. Für die Kinder war die Kriegszeit eine spannende Zeit: Es gab Soldaten, im ersten Winter war nur an einem halben Tag Schule, den anderen halben Tag besuchte man Museen, denn die Soldaten belegten die Hälfte des Schulhauses. Wir waren zwei Parallelklassen, alles Mädchen. Wir besassen ab 1939 einen grossen Garten in Reinach, damit wir uns während der Kriegszeit selbst versorgen konnten. Zuerst mussten wir Kinder die Aufgaben erledigen, dann im Garten helfen und danach durften wir am Waldrand spielen.
Mein Vater war 1944 der erste katholische Regierungsrat in Basel. Carl Peter gab an der Fasnacht ein beliebtes Sujet ab als Schwarzer Peter. Als die Kinder grösser waren, wirkte meine Mutter im Pfarreirat mit.
Bei uns herrschte ein offener Geist. Meine Mutter, meine Tante und viele Bekannte waren Mitglied der europäischen Frauen-Union. Das gab eine Verbindung zu Europa. Frauen der Mittepartei mussten sich zusammenschliessen. Später wurde auch ich Mitglied und redigierte lange das Mitteilungsblatt.
Meine Mutter war sehr religiös aufgewachsen. Im Winterhalbjahr erzählte sie uns Geschichten aus der Bibel, wir hatten zu Hause zwei grosse Bände. Zu Hause sangen wir viel, sehr viel. Wir waren eine musikalische Familie mit einem Familienorchester. Eine richtig lateinische Messe, von vielen Leuten gesungen, das ist

noch heute beeindruckend. Damals sang man die Messe allerdings nur im Hochamt. Sonst wurde sie gebetet. Auch musste man mit nüchternem Magen das Hochamt besuchen.
Die Mutter konnte uns regelmässig im Pfarrhaus abholen, da es ihren Töchtern schlecht geworden war.
Mindestens einmal im Monat musste man beichten, das reichte für einen ganzen Monat. Die Beichte war nicht kindgerecht. Es war nicht alles sinnvoll, was die Kirche machte – auch heute nicht. Die Firmung damals in der vierten Klasse – also mit zehn Jahren – war ebenso fragwürdig. Erstkommunion feierte ich in der ersten Klasse mit sieben Jahren. In der dritten Klasse gab es dann die feierliche Kommunion, zu diesem Anlass durfte man einen Schleier tragen.

Engagement in Riniken

Zuerst war ich in der Baukommission des «Kirchlichen Zentrum Lees». Danach rutschte ich in den Pfarreirat nach, der damals neu entstanden war. Noch unter Josef Elser wurde die Liturgiegruppe gegründet, wobei er uns sagte, was zu tun sei. Nach ihm kam Jörg Fisler. Er hörte uns zu und fragte: «Was macht ihr?» Er griff nur ein, wenn es wichtig war. Bei ihm lernten wir mitdenken und wurden selbstständiger. Es war immer eine nette Gruppe. Aus der Liturgiegruppe heraus ergaben sich ökumenische Abende für die Erwachsenenbildung.

Wortgottesdienste durch Laien

Die Katecheten hatten angefangen, mit den Kindern besondere Gottesdienste zu gestalten. Das waren bereits Gottesdienste durch Laien. Nach dem Tod von Jörg Fisler entschieden wir, dass wir mindestens einmal im Monat einen Wortgottesdienst feiern, der durch die Gottesdienstgruppe vorbereitet war. Denn wir hatten ja niemanden. Auf den Erfahrungen der Katechetinnen bauten wir auf. Sie hatten Bücher für Kindergottesdienste, das konnte man gut übernehmen für die Erwachsenen. Es kam gut an. Wir forderten nicht nur, wir handelten auch. Im Gegensatz zu Schinznach. Dort gab es wohl eine Lektorengruppe, aber sie wollten keine Liturgiegruppe, sie forderten immer jemanden, der zu ihnen kommen musste.

> **Wir entschieden, mindestens einmal im Monat einen Gottesdienst durch die Wortgottesdienstgruppe vorzubereiten.**

Wir hatten hier viel mehr Wechsel bei den Bezugspersonen als in Schinznach. Wir mussten immer wieder überbrücken. Zu Beginn war der Wortgottesdienst durch uns Laien nicht fix, sondern wurde angesetzt, wenn es nötig war oder wenn wir das Bedürfnis verspürten. Mit der Seelsorgerin Uta Maria Köninger stellte sich eine Regelmässigkeit ein, jeden zweiten Sonntag im Monat. Sie bestellte zudem aus Deutschland Unterlagen zu den Wortgottesdiensten. Das gab einen Leitfaden. Die Wortgottesdienstgruppen entstanden aus der Notlage, da kein Seelsorger für uns da war und man sich selbst helfen musste.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger. Katharina Heierli starb im Februar 2018.

Ökumenisch unterwegs: Katharina Heierli reiste unter der Leitung des reformierten Pfarrers Werner Keller 1979 nach Kamerun.

[Wir sind die Kirche!]

Kurt Rüegg
Physiker, Luzern/Weimar.
Gruppe 3. Welt in Brugg, 1969–1981

Ich war in der Gruppe 3. Welt in der Zeit von 1969 bis 1981 aktiv. Die 3.-Welt-Gruppe entstand nicht isoliert. Es war eine bewegte Zeit mit einer bewegten Jugend: Die 68er-Jahre gelten als Begriff für Revolte und Aufbruch.
Es war aber auch die Zeit des Konzils[1] in Rom, das sehr viel ausgelöst hatte. So wurde an der nachfolgenden Schweizer Synode 72[2] die aktive verantwortliche Mitarbeit der Gläubigen, der Laien, postuliert.
Auch die Jugendorganisationen waren damals sehr stark. Aus dem Kern der Jungwachtleiter entstand zum Beispiel die Gruppe 3. Welt. Die Jungwacht hatte auch immer Finanzprobleme, zu wenig Geld. Daraus entstand ein Engagement der Jungwachtleiter an den Kirchgemeindeversammlungen. Sie erreichten, dass den Jugendorganisationen mehr Geld zugesprochen wurde. Das hatte die Jungen kirchlich politisiert. Es war ein grosses kreatives Potenzial vorhanden, parallel dazu beteiligten sich viele an geistlichen Theatervorführungen in der Pfarrkirche mit theologischen und philosophischen Themen, die zum Teil selbst verfasst wurden.

Impulse durch die Befreiungstheologie

Verschiedene Faktoren führten jedoch zur Gründung der Gruppe 3. Welt im Jahr 1969.
Da gab es Jungwachtführer, die in die Mission gingen, Heinrich Gebhard zum Beispiel. Der Vorgänger von Lorenz Schmidlin, Pfarrer Albin

Fischer, war in der Mission gewesen. Diese Kontakte hatten uns für das Thema sensibilisiert. Dazu kam die politische Veränderung in der Dritten Welt, die Entkolonialisierung. Angola wurde unabhängig.
In diese Zeit fiel die Gründung der Erklärung von Bern[3]. Es gab Aktionen, die gesamtschweizerisch koordiniert wurden. Wenn man sich mit den 3.-Welt-Fragen befasste, befand man sich in einem grossen Netzwerk. In Brugg beschäftigten wir uns vor allem mit den Themen und dem Material des Fastenopfers[4]. Wir evaluierten und unterstützten Entwicklungsprojekte. Wir trugen die Themen und Projekte in die Gottesdienste hinein. Christoph Thür aus unserer Gruppe arbeitete als Arzt in einem Spital in Afrika, damit hatten wir einen weiteren direkten Zugang.
Einen zusätzlichen Anstoss, Anregungen aus den armen Ländern aufzunehmen, kam aus der Lateinamerikanischen Befreiungstheologie[5] um Erzbischof Oscar Romero und Ernesto Cardenal; sie inspirierte uns. So wendeten wir die Methode der Befreiungstheologie an, indem wir die Texte aus der Bibel in den eigenen Kontext hineinstellten und damit verglichen.
Nicht nur für die Jungen, sondern für die gesamte Gesellschaft waren die Entwicklung von Freiheit, Frieden und Selbstbestimmung oder die Überwindung von hierarchischen Strukturen Themen, die im Hintergrund abliefen.

Umsturz an der Kirchgemeindeversammlung

Wir waren stark eingebettet in das Pfarreileben. Es waren auch Leute in der Gruppe, die sich bereits früher in der Pfarrei eingebracht hatten. Wir setzten uns an den Kirchgemeindeversammlungen dafür ein, dass man die finanziellen Überschüsse gemäss dem Evangelium den Armen gibt. Zu unserer Überraschung erhielten wir die Zustimmung in der Versammlung, gegen den Willen der damaligen Kirchenpflege.
Durch die Finanzfragen, durch die Jugendorganisationen und die 3.-Welt-Gruppen Brugg und Windisch kamen wir in ein Spannungsfeld mit der Kirchenpflege. Darum schauten wir, dass jemand von uns Einsitz nahm in die Kirchenpflege. Wir bauten Franz Neff sorgfältig auf. Wir wussten, wie man in einer Kirchgemeindeversammlung vorgehen musste und der Vertreter unserer Anliegen wurde gewählt. Das war 1974.

> Wir setzten uns an der Kirchgemeindeversammlung dafür ein, dass man die Steuerüberschüsse den Armen gibt.

Plötzlich Gottesdienste gestaltet

Damals funktionierte die Pfarrei wie ein riesiges Netzwerk, man kannte sich. Nach dem Samstagabendgottesdienst trafen sich die Jungen, man unternahm etwas gemeinsam, die Kirche war ein Treffpunkt. Es war eine andere gesellschaftliche Situation als heute.
Mit anderen zusammen hatte ich eine Gottesdienst-Arbeitsgruppe gegründet. Das kam so: Im Blauring-Sommerlager 1969 sangen die Mädchen «Negro»-Spirituals. Pfarrer Lorenz Schmidlin fiel auf, dass eine super Stimmung herrschte und regte an, das in den Gottesdienst einzubringen. So entstand eine Gesangsgruppe, vom Pfarrer «ok-Club» genannt, mit «Negro»-Spirituals. Daraus entwickelte sich mehr. Wir entdeckten die Lieder des holländischen Jesuiten Huub Oosterhuis in deutscher Übersetzung: Schlagermelodien mit tiefsinnigen, modernen Texten.
Zuerst sangen wir «Negro»-Spirituals und diese holländischen Lieder im Gottesdienst, dann kam eine Lesung dazu, schliesslich predigte ich mehrmals aus dieser Gruppe heraus, wir gestalteten als «Gottesdienst-Arbeitsgruppe»

GAG einen grossen Teil des Gottesdienstes und plötzlich wurden wir ökumenisch und beteiligten uns an einem reformierten Gottesdienst in der Stadtkirche. Das alles durften wir, die Frauen waren selbstverständlich voll dabei. Damals verwirklichten wir, was uns in der Jungwacht beigebracht wurde: La chiesa siamo. Wir sind die Kirche. Das war das damalige Bewusstsein und Verständnis.

Die Jungen «übernahmen» in Brugg die CVP

In den 1970er-Jahren war die CVP die Partei der Katholiken. Da wir in der Pfarrei so stark engagiert waren, gab es einen Umsturz. Die Jungen übernahmen die CVP und stellten im Einwohnerrat die jüngste Fraktion. Die verdienten Alten waren weg. Jetzt kam eine politische Dimension in die Bewegung hinein.
Nun war es erstmals denkbar, dass ein Katholik in den Stadtrat gewählt wurde. Das war vorher unmöglich gewesen. Nach einigen Jahren wurden Martin Wehrli und später Leo Geissmann

> Aus diesem Kern von kirchlich-politischen Jungen aus unserer Region erwuchs ein Engagement bis in die Schweizer Kirchenpolitik.

gewählt. Sie gehörten zu diesem Freundeskreis mit starkem kirchlichem Jugendengagement. Dieser Kern von kirchlich-politischen Jungen aus unserer Region wirkte bis in die Schweizer Kirchenpolitik. René Zihlmann und ich liessen uns in den 1980er-Jahren in die Zürcher Synode wählen. Er wurde deren Präsident und später auch Präsident der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz.
Ich selbst wurde als einziger Laie 1973, als 22-Jähriger, in die liturgische Kommission des Bistums Basel gewählt. Dort brachte ich unsere Anliegen ein. Leo Geissmann war Mitglied in der bischöflichen Kommission für die Mission. Wir waren akzeptiert. Dass wir als Junge in diesen Gremien mitschaffen konnten, ist noch heute erstaunlich.

Die Priester liessen sich auf die Jungen ein

In Brugg haben wir viel mit den Vikaren und tollen Präses der Jugendorganisationen, Hans Schärli, Niklaus Arnold und Josef Kaufmann, über Pfarrei und Kirche diskutiert. Schon vorher war Präses Guido Schüepp ein intellektuell herausfordernder Gesprächspartner über Theologie und Philosophie und er fesselte uns mit seinen tiefgründigen Predigten. Die Vikare liessen sich auf die Jungen ein, sie holten uns dort ab, wo wir standen, wurden Freunde.
Pfarrer Schmidlin war in Brugg die Schlüsselperson. Er hat den Aufbruch und Umbruch in der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der Synode 72 lokal gestaltet, aussergewöhnliche Vikare geholt, Professor Hans Küng für vielbeachtete Fastenvorträge eingeladen und uns Jungen viele Anregungen und einen erstaunlich grossen Freiraum gegeben. Er hat uns so nachhaltig kirchlich sozialisiert.
Ich habe gelernt, dass eine nachhaltige kirchliche Sozialisation von Jugendlichen sehr aufwendig und anspruchsvoll ist, es braucht viel Zuwendung und eine grosse dialogorientierte Unterstützung zur Entwicklung eines eigenen tragfähigen Glaubens. Die Pfarrei Brugg und die Brugger Jungwacht erlebte ich als stark. Wir waren in den 1960er-Jahren bis zu 100 oder 120 Kinder in den Jungwacht-Lagern. Es war wohl eine Diaspora-Erfahrung, dass man zusammenhalten muss.

Aktion gegen Bischof Haas

Das Engagement in der Kirchenpolitik trug ich weiter, als ich in den Kanton Zürich wechselte und in die Synode gewählt wurde. Als Delegierter der Synode wurde ich in den Vorstand der

Engagierte Jugendliche gründeten die Gottesdienst-Arbeitsgruppe GAG. Zuerst sangen sie «Negro»-Spirituals, später predigten sie zu entwicklungspolitischen Themen. Das Bild zeigt die Gruppe in einem Gottesdienst von 1970 in der St.-Nikolauskirche Brugg. Ganz rechts: Kurt Rüegg.

Paulusakademie gewählt. Ich war Redaktionsmitglied der kleinen ökumenischen Zeitschrift «Für eine offene Kirche» und mitbeteiligt an der Gründung der Zeitschrift «aufbruch», eine Reaktion auf die Wahl des konservativen Wolfgang Haas zum Bischof der Diözese Chur. Bei der Bischofsweihe von Haas in Chur war ich Teil des Menschenteppichs. 1988 stellte ich an der Synode im Kanton Zürich erfolgreich den Antrag auf Streichung der Gelder an Bischof Haas. René Zihlmann trug in Rom als Präsident der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz die Probleme mit Bischof Haas vor. Zum Schluss wurde Bischof Haas als Erzbischof von Liechtenstein wegbefördert.
Es war eine sehr bewegte Zeit. Heute sollte man an der Offenheit der Synode 72 anknüpfen und die konservativen Bischöfe ignorieren.

Zeitgenössische Musik fehlt heute weitgehend im Gottesdienst

Was mich im Nachhinein irritiert und fasziniert: Als unsere Generation kirchlich sozialisiert wurde, prägten Schlagzeug, E-Gitarren, grosse Lautsprechertürme und neue Lieder in der Pfarrkirche den Aufbruch. Dass die alte Kirchenmusik mit Texten vom «Hirsch an der Quelle» und überholten theologischen Aussagen heute noch immer gesungen wird, lässt mich erstaunen. Vor vierzig Jahren gingen wir davon aus, dass die offiziellen Kirchenlieder verschwinden würden. Wir sind die heutigen «Alten», wir sind mit den Beatles, Led Zeppelin und Jimi Hendrix aufgewachsen und nach wie vor werden die Uraltlieder eingesetzt. Die heutigen Jungen spielen und hören zum Beispiel Rap, das ist auch an der Orgel möglich und ich habe das schon erlebt. Das war sensationell – und die Jungen waren begeistert.
In diesem Kontext ist der Begriff der Inkulturation wichtig: Inkulturation bedeutet, dass wir die kulturellen Ausdrucksformen von den Menschen hier aufnehmen. Mit der jetzigen Ausgestaltung von Gottesdiensten schliesst man viele aus, es ist vielerorts eine befremdende Subkultur geworden.

Gespräch aufgezeichnet und geschrieben: Astrid Baldinger

1 Konzil: Zweites Vatikanisches Konzil, 1962–1965. Es wurde von Papst Johannes XXIII. mit dem Auftrag zu pastoraler und ökumenischer «instauratio» (Erneuerung, italienisch aggiornamento) einberufen.
https://de.wikipedia.org/wiki/Zweites_Vatikanisches_Konzil
2 Synode 72: Eine Reihe von Sessionen und Veranstaltungen u. a. mit vom Volk gewählten Mitgliedern zur Umsetzung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils in der schweizerischen Ortskirche. Die Synode dauerte von 1972 bis 1975.
https://de.wikipedia.org/wiki/Synode_72
3 Erklärung von Bern (EvB): 1968 von einer Gruppe vorwiegend reformierter Theologen, zu denen u. a. Kurt Marti gehörte, in Form eines Manifestes über «die Schweiz und die Entwicklungsländer» formuliert. Tausend Personen unterzeichneten dieses Manifest und verpflichteten sich, 3 Prozent ihres Einkommens für die Entwicklungszusammenarbeit zu spenden. 2016 wurde die EvB in Public Eye umbenannt. Sie ist eine schweizerische nicht staatliche Organisation (NGO), parteipolitisch und konfessionell unabhängig und setzt sich für eine gerechtere Globalisierung ein.
https://www.publiceye.ch/de/
4 Fastenopfer: Katholisches Hilfswerk mit Sitz in Luzern. Es fördert soziale, kulturelle, wirtschaftliche und auch individuelle Veränderungen hin zu einer nachhaltigen Lebensweise. Dafür arbeitet Fastenopfer mit Partnerorganisationen in 14 Ländern in Afrika, Asien, Lateinamerika sowie mit Organisationen in der Schweiz zusammen. Ihre Geschichte: 1957 beschloss die Bundesleitung des Schweizerischen Jungwachtbundes unter der damaligen Leitung von Meinrad Hengartner ihr 25-Jahr-Jubiläum dem Thema «Weltmission» zu widmen und in diesem Zusammenhang eine Sammelaktion zu starten. Das Sammelergebnis von ca. 17,5 Mio. Fr. im Missionsjahr 1960/61 gab Anlass, losgelöst von der Jungwacht, am 18. Juni 1961 ein Hilfswerk zu gründen.
https://fastenopfer.ch/
5 Befreiungstheologie: «Wie kann man als Christ, als Christin inmitten von Armut und Ungerechtigkeit leben?» Dies ist die Ausgangsfrage, aus der in der 1960er- und 1970er-Jahren eine bedeutende theologische Strömung entsteht, die bis heute weltweiten Einfluss ausübt: die Theologie der Befreiung – für eine Kirche der Gerechtigkeit und Solidarität. Als Geburtsstunde der Befreiungstheologie gilt gemeinhin das Erscheinen des Buches «Theologie der Befreiung. Perspektiven» des peruanischen Theologen Gustavo Gutiérrez im Jahr 1971.
https://de.wikipedia.org/wiki/Befreiungstheologie
http://weltkirche.katholisch.de/Themen/Befreiungstheologie

[Zehn Leben genügten nicht, um das Evangelium auszuloten]

Franz Xaver Amrein
Pfarrer in Windisch 1994–2011

Ich habe Jahrgang 1946 und bin in Schenkon/LU, aufgewachsen, ein Dorf, das zur Pfarrei Sursee gehört. Meine Eltern waren kirchlich sehr verankert: Sie besuchten die Sonntagsmesse, lebten mit dem Brauchtum, nahmen Teil an Prozessionen und am gesamten Pfarreileben. Meine Tante war jahrelang Sigristin der kleinen Dorfkapelle in Schenkon, mein Vater übernahm die Pflege der Umgebungsarbeiten.
Unter der Woche gab es eine Werktagsmesse und ich wirkte als Ministrant in dieser Kapelle. Das Kirchenjahr mit seinen Bräuchen und der Liturgie hatte mich immer schon berührt. In nachhaltigster Erinnerung bleibt mir nach vielen Jahren die grosse Fronleichnamsprozession im Städtchen Sursee – ferner die Karwochen- und Osterliturgien in Sursee sowie die Maiandachten und die Mitternachtsmesse an Weihnachten in der Wallfahrtskapelle Mariazell. Während vieler Jahre besuchte ich zweimal am Sonntag einen Gottesdienst. Mit dem Velo fuhr ich zur Frühmesse und nach dem Frühstück besuchte ich das Hochamt. Niemand drängte mich dazu, ich machte das aus freien Stücken. Ich lebte zwar das Pfarreileben mit, hatte aber keine spezielle Beauftragung und war auch nicht Teil der Ministrantengruppe in der Pfarrkirche.

Freie Entscheidung zum Priesterberuf

Mit sechs Jahren wusste ich, dass ich Priester werden wollte. Damals gab es keine Jugendseelsorger, doch erlebte ich mit Pfarrer Franz Xaver Kaufmann einen sehr charismatischen Jugendpfarrer. Nach vier Jahren Gymnasium in Sursee hielt er mich davon ab, in ein behütetes, katholisches Internatsgymnasium zu gehen, sondern riet mir, mich dem rauen Gegenwind der Kantonsschule Luzern auszusetzen. «Und wenn du dann immer noch den Wunsch verspürst, Priester zu werden, dann ist es gut!», meinte er. Das war ein prägender Satz. Viele hätten hier wohl einen anderen Rat gegeben.

Viele Vorbilder und unterschiedliche Charaktere in der Pfarrei

Ich erlebte in all den Jahren mehrere Priester. Sie waren Vorbilder und Motivierer für mich. Ich entdeckte meine Berufung nicht via Bücher und Kurse, sondern durch das Leben selbst. Es überzeugte mich, dieses Kirchenleben. Natürlich bereitete dieser Berufswunsch meinen Eltern Freude, sie liessen mir aber die Freiheit der Entscheidung.

In der Pfarrei Sursee herrschte Aufbruchstimmung in der Seelsorge, es war eine Offenheit spürbar. Es gab verschiedene, prägende Priester, doch Franz Xaver Kaufmann war die prägendste Priester-Persönlichkeit für mich. Viele – später bedeutende – Kirchenleute stammten aus seinem Umfeld wie zum Beispiel Bischof Otto Wüest und der bekannte Theologe Hans Küng.

Eine weitere für mich wichtige Person war unser Dorf-Priester. Er war als Prediger ein eindrücklicher Erzähler und hätte auch Schauspieler werden können. Er brauchte kein Mikrofon, er wusste seine Texte lebhaft zu vermitteln und wirkte schlicht überzeugend.

Während der weiteren Schul- und Studienjahre zweifelte ich nie an der Entscheidung Priester zu werden. Eine ständige Herausforderung war für mich eher mein Naturell. Ich war extrem scheu und hatte grosse Hemmungen, vor anderen Leuten aufzutreten. Doch: Wer immer wieder ins Wasser geworfen wird, lernt schwimmen.

Ein neuer Aufbruch in der Kirche

1966 war meine Maturafeier in Luzern. Dann begann meine Priesterausbildung nach dem soeben zu Ende gegangenen Zweiten Vatikanischen Konzil. Während des Studiums erhielt ich einen neuen Zugang zum Glauben durch die Fokolar-Bewegung. Das ist eine ökumenische, interkonfessionelle und interreligiöse Gemeinschaft. Den Aufbruch der Kirche erlebte ich mit dieser Bewegung. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Biografie meines Dorf-Priesters: Er hatte ein paar Jahre zuvor auf seine Weise einen Aufbruch der Kirche erlebt, der geprägt war durch blühende katholische Vereine, aktive Teilnahme des Volkes und volle Kirchen. Im Kontrast zu meinem Erleben bedeutete für ihn die neue Zeit einen Zusammenbruch dessen, was er früher erlebt hatte.

> Wer immer wieder ins Wasser geworfen wird, lernt schwimmen.

Die Begründerin der Fokolar-Bewegung, Chiara Lubich (1920–2008), hatte die äusseren Zusammenbrüche mit den Bombardierungen im Zweiten Weltkrieg erlebt und machte trotz dieser Widrigkeiten die tiefe spirituelle Erfahrung, dass Gott Liebe ist. Es kann alles zerstört werden, aber es gibt jemanden, der nicht zusammenbrechen kann, und das ist Gott. Chiara Lubich stand in lebendigem Kontakt mit Exponenten aller christlichen Konfessionen und aller grossen Weltreligionen und mit Menschen ohne explizites religiöses Bekenntnis. Das Kon-

zept der Ökumene entspricht oft dem Prinzip vom kleinsten gemeinsamen Nenner. Sie hatte ein anderes Konzept: Echte Ökumene kann es nur geben, wenn jeder und jede ganz sich selbst ist. Das hiess zum Beispiel für sie: Wenn ich mit einer starken inneren Überzeugung aus meiner katholischen Spiritualität heraus zu einem Buddhisten spreche und ihm auch so zuhöre, dann geschieht ein echter Austausch auf der Herzensebene, ein gegenseitiges Zuhören und Verstehen.

Wohnexperiment in Münster

Die Fantasie Gottes ist grenzenlos: Ein Sommersprachkurs in Perugia führte mich zu einer europäischen Versammlung von Priestern in Rom, ein Auslandsjahr führte mich nach Münster in Westfalen. Da gab es erstmals ein Experiment mit einer Wohngemeinschaft von drei angehenden Priestern: ein Italiener, ein Deutscher und ich aus der Schweiz. Wir kannten uns überhaupt nicht, doch die spirituelle Verbindung war stark. Unser geistlicher Mentor war ein Priester der Fokolar-Bewegung. Diese anfängliche Laienbewegung, der sich später auch Priester und Ordensleute anschlossen, gab mir tiefe Wurzeln im Glauben. Danach machte ich ein halbes Jahr eine wichtige Gemeinschaftserfahrung in Rom. Das Erlernen der italienischen Sprache war dabei ein wohltuender Nebeneffekt.

Italienische Gemeinschaft im Pfarreizentrum

Das kam mir in Windisch täglich zugute. Hier stiess ich in der Missione Cattolica Italiana auf eine grosse italienische Gemeinschaft. Die Zusammenarbeit und der Austausch mit Don Luigi D'Errico führten zu einer bleibenden Freundschaft. Die Missione wurde mir eine zweite Heimat. Trafen sich die Angehörigen der Missione anfänglich ausserhalb in einer Baracke, so zogen sie immer mehr in unser Pfarreizentrum. Zeitweise benutzten sie diese Räumlichkeiten fast stärker als wir, doch ich freute mich an diesen sehr lebendigen Beziehungen. Ich sprach mich immer aus für die Weiterexistenz der Missione, zumal die Missione Windisch mit Don Luigi sich sehr um die Integration in der Pfarrei bemühte. Die etwas verschiedene Art, Kirche zu sein und Kirche zu leben, war eine gegenseitige Bereicherung. Schon zu Beginn meiner Tätigkeit in Windisch beschlossen wir gemeinsame Feiern: So der Mitternachtsgottesdienst an Weihnachten oder der Erntedankgottesdienst im September mit gemeinsamem Mittagessen. Das gab viele familiäre Beziehungen und dieses Miteinander genoss ich sehr. Bei meinem Abschiedsfest spürte ich, dass ich von beiden Gemeinschaften getragen war: von der Pfarrei und der Missione.

> In Sursee war für uns Katholiken vieles einfach selbstverständlich, in reformierten Gebieten erlebte ich vieles neu und bewusster.

Glauben als bewusste Entscheidung erfahren

1973 war meine Priesterweihe. Alle meine Pfarreipraktika machte ich in reformierten Gebieten, oftmals begleitet von Fokolar-Priestern. In Sursee war für uns Katholiken vieles

Pfarrer Franz Xaver Amrein brachte die Katholiken in Windisch zusammen: Der Erntedankgottesdienst im September wurde zu einem sehr beliebten Anlass, den die Pfarrei zusammen mit der Missione Cattolica Italiana feierte.

einfach selbstverständlich, in reformierten Gebieten erlebte ich vieles neu und bewusster. Der allgemeine Wandel im religiösen Selbstverständnis zeigte sich am Beispiel der Taufe: Früher musste man sich erklären, wenn man ein Kind nicht taufen liess. Mehr und mehr muss man sich rechtfertigen, wenn man ein Kind taufen lässt. Das ist anspruchsvoller, zugleich aber wertvoller, weil eine klarere Entscheidung dahintersteht. Ich hatte in meiner Jugend unterschiedliche Priester kennen gelernt, erlebte persönliche Kontakte, welche mir den «Humus» für den Priesterberuf gaben. Manchmal frage ich mich: Wie kann ein Kind heute auf die Idee kommen, Priester zu werden oder sich sonst in den Dienst der Kirche zu stellen, wenn ihm dieser «Humus» fehlt? Selbst die religiös empfänglichsten Kinder leben in einer Welt, wo andere Prägungen stärker sind als die kirchlichen und die christlichen. Aber auch hier gilt: Der Geist weht, wo er will.

Würde ich wieder Priester werden? Lange Zeit beantwortete ich diese Frage mit einem absolut selbstverständlichen «Ja». Doch die Frage, ob ich heute jemanden motivieren würde Priester zu werden, kann ich nicht mehr so unbefangen mit «Ja» beantworten. Ein junger Priester ist heute in Gefahr, Leiter und Manager eines Grossraumes sein zu müssen, ob er das will und kann oder nicht. Die Priesterlaufbahn würde ich heute nur jemandem empfehlen, der eingebunden ist in eine lebendige geistliche Gemeinschaft.

Pfarreienverband als Vorläufer des Pastoralraums

Pastoralräume, wie ich es hier in Bremgarten erlebe, werden von einem Seelsorgeteam geführt. Das ist eine Entlastung, denn es ergibt einen Austausch. Bevor ich nach Windisch in der Kirchgemeinde Brugg kam, konnte ich bereits Erfahrungen sammeln im Pfarreienverband Zurzach, dem ersten Pfarreienverband des Bistums Basel. Das war das Vorläufermodell der heutigen Pastoralräume.

Das Evangelium: Die grösste aller Revolutionen

Das Evangelium, wie es sich in jedem Kirchenjahr neu entfaltet, ist viel revolutionärer als jede Revolution. Ich meine, zehn Leben genügten nicht, um das Evangelium auszuloten. Von daher gibt es für mich auch nach vielen Priesterjahren immer wieder Neues zu entdecken und zu verkünden.

Gespräch aufgezeichnet und aufgeschrieben: Astrid Baldinger